

Caroline Hartge

Das blaue Haus (AT: Fliegenträume)

Für Martin

Prolog

Je länger ich darüber nachdenke, desto mehr komme ich zu dem Ergebnis, daß es im Grunde nur zwei Arten von Geschichten gibt – eine über das Verlieren und eine über das Finden, meistens aber nur: das Suchen. Manche nennen das eine Leben, das andere Tod. Es kommt nicht darauf an, klare Linien dazwischen zu ziehen; die Grenzen sind wie immer fließend. Deshalb fragt mich nicht, was was ist; wer so fragt, hat nichts verstanden.

Wißt ihr das denn nicht? die ganze Welt ist eine Geschichte. Geschichten beim Einschlafen, Geschichten im Traum. Geschichten im Takt der Schritte, wenn man geht; fremde Geschichten, die man vorgelesen bekommt, uralte Geschichten, die einem erzählt werden, damit man sie später selber erzählt; die für einen erfunden werden oder die man mit einer Freundin für sich erfindet. Geschichten vom Anbeginn der Zeit, die man voller Verwunderung liest. In jeder Konstellation sind die Steinchen zu erkennen, aus denen sich alles zusammensetzt. Bei jeder Drehung des Kaleidoskops verschiebt sich das Bild, und das Kaleidoskop dreht sich laufend. Aber etwas Neues gibt es nicht.

Wenn du an den Fluß hinuntergehst, um Fische zu fangen, vergiß nicht, ein Netz mitzunehmen, sagt das Sprichwort; aber wer will auch so gierig sein: Es genügt eine Angel. Und Geduld.

Man kann auch sagen: Liebe.

*

Es fing alles mit diesem elenden Traum an, vor so langer Zeit.

Er kehrte beharrlich wieder; ich träumte ihn als Kind über Jahre hinweg mit wechselnder Häufigkeit, nur sein Inhalt blieb immer gleich. Obwohl ich mich daran nicht wie an einen klassischen Alptraum erinnere, hatte er bei seinem ersten Erscheinen etwas ausgesprochen Beklemmendes an sich. Damals war es tatsächlich ein Alptraum, dessen bin ich mir ganz sicher. Später aber gewöhnte ich mich daran und dachte mir nichts mehr dabei, begrüßte die sich formierenden Bilder im Schlaf wie alte Bekannte

Schließlich verwunderte mich der Gedanke daran nur noch, das Ganze amüsierte mich fast. Ich kannte derartiges vielleicht aus Büchern, romantischen Schauergeschichten – Träume, die im Lauf von Jahren wiederkehren, prophetische Träume. Träume, die etwas bedeuten. Es dauerte lange, bis ich verstand, daß auch mein Traum etwas bedeutete, auf etwas hinwies, das mir in Wirklichkeit widerfuhr, wenn auch mit großer zeitlicher Verzögerung.

Der Traum verschwand dann aus meinem Repertoire, verwuchs sich, wenn man so will, als ich zwölf wurde und dann dreizehn. Damit waren die wunderbaren Jahre vorbei; alles versank in Aufruhr, und danach in unaufhaltsame Auflösung.

Ich hatte im Juni einen Unfall gehabt, und es war mehr als nur eine kleine Schramme. Ich schlug mit dem Kopf derart auf, daß sich tief im Gehirn ein Blutgerinnsel bildete, an das von außen nicht heranzukommen war. Man konnte nicht viel tun, außer abzuwarten. So jedenfalls erklärte man es mir später. Im

Nachhinein bin ich über diese Bescheidenheit froh; wer weiß, was aus mir geworden wäre, wenn die unternehmungslustigen und experimentierfreudigen unter den Ärzten überwogen hätten.

Die Zeit verstrich schleppend, es war der heißeste Sommer seit Menschengedenken. Über einen Monat lang sanken die Temperaturen nicht unter 40°, damals noch die Ausnahme, nicht die Regel. Im Krankenhaus bekam ich allerdings von dieser Jahrhundertdürre nicht viel mit; ich lag mehr tot als lebendig auf einer klimatisierten Station.

Es wurde Juli, und meine sogenannten Freunde fuhren in den Süden ans Meer oder auf die Inseln im hohen Norden, von wo sie mir kurzweilige Briefe auf hauchdünnem Luftpostpapier oder heitere Ansichtskarten in rundlicher Krakelschrift schickten. Sobald ich wieder verstehen konnte, was man zu mir sprach, lasen gutmütige Praktikantinnen mir diese Post zwischen Tür und Angel vor. Andere Freunde blieben zuhause und vertieften sich ihrer Gewohnheit entsprechend bis über beide Ohren in ihre Arbeit – was immer es auch war, was sie für so dringlich hielten, daß sie es nicht lange genug liegen lassen konnten, um mich zu besuchen.

Jedenfalls bekam ich keinen von ihnen zu Gesicht – aber ich war zugegebenermaßen auch keine Augenweide mit meiner zerschlagenen Visage, an der die Ärzte seit Wochen herumflickten. Ich glaube, sie waren mehr als ich selber davon überrascht, daß ich die Klinik schließlich nicht mit den Füßen voran verließ (eine Metapher; dieses Krankenhaus hatte eine saubere Leichenhalle mit eigenem Ofen). Ich nahm es keinem übel, wenn er sich meinen Anblick ersparen wollte ... auch hatte ich, ehrlich gesagt, wenig Gelegenheit, jemanden zu vermissen: Es ging nur langsam wieder aufwärts mit mir.

Der August ging ins Land und grüßte mit einem flüchtigen Kopfnicken; der September kam, und mit ihm kehrten alle zurück, braungebrannt und rauhschuhig und voller Sommersprossen. Zum Ende des Monats verlegte man mich auf ein kleines, schattiges Einzelzimmer, wo ich dem Herbst entgegengedämmerte, ohne so wie früher das Verstreichen der Zeit wahrzunehmen.

Zuguterletzt fiel den Ärzten nichts mehr ein, das sie noch an mir hätten ausprobieren können, und sie entließen mich ratlos und notgedrungen nach Hause, um wenigstens das Bett endlich freizubekommen. Es war schon spät im Jahr, November. Wahrscheinlich hatte man befürchtet, die Sense würde mich doch noch mitnehmen; es war gewissermaßen Erntezeit ... aber mich hätte das zu allerletzt gekümmert.

Und in der ersten Nacht in meinem eigenen Bett kam der alte Traum wieder, zum ersten Mal seit mehr als zwanzig Jahren.

... im Schneegestöber ...

... wie kalt ist mir so kalt mit der du mir immer daß ich nicht mehr in daß ich sie über alles tierisch an je schlimmer mehr Angst habe ich Dir zu schlafen denn liebt in sie war sie wurde aggressiv daß ich Angst hatte entwickelt sich Deine Freu nächste Wochenende dürfte göttl wir sind nämlich ganz den Frauen das unsägliche Liebe so ernsthaft nicht mehr was damals letzt habe es tut mir Leidenschaft aber ich möch Wunden passiert wie ich Dir lieben ...

... wo ist der Weg wo ist nur der Weg? die Hand sehe ich nicht mehr vor Augen körperlicher Liebe Ende machte aber es war besser paßte mir kannst Du Dich es tat weh zustehen Gefühle so frei von einem Mädchen überstürzender Nächte trostlos vollzudröhnen 5 Jahren vernichtet Sphären Kuß laß es Dir gut-

gehen weiß jetzt daß ich jeden Tag an Dich denke manchmal von Deiner wundervollen weiß eu mich auf
Dich Selbst nicht klagen Zauberwort ...

... daß ich nicht weiß, ob ich gehe oder falle ob ich stehe oder liege Du kannst Dir gar nicht vorstellen
Anruf gefreut habe wollte Dich jetzt gut nachemp gegangen ist und wie ch wünschte ich könnte
manchmal unerträglich getrennt von mir letzte eigene Entsch es mit mir nur noch manchmal vermiss uns
reden ein Gott seitdem Du weiß wo ich anfangen liebevoll meine Hoffe versucht Dich Erfolg Malheur
Kopp so stumpf was von Dir hören Meine Entscheidung ...

... ich bewege mich nicht mehr der Wind treibt den Schnee in mein Haar in meine Kleider unter
meine Haut gemeinsamen Jahren auf Freiersfüßen meine Bettstatt genießen jeder Beziehung NEIN! dafür,
daß Du mals daß Nächte mit widerst fliege ich tröste wieder da ich nur sagen vermisse träume ich Deinen
klug Dich sehr abends Haut und körperliche Zusammensein das Lachen vergangen Du bist mir zuvorge
Hallo meine Liebe! abendlichen angerufen kann chenende mmen uf mich an ...

... dichtes Schneetreiben aus wirbelnden Flocken und lautlosem Tosen als sei ich taub als sei ich
blind Freun und jede getrieben Tage hier Sorry it ihr fänglich, sie ziemlich und ich hab kennengelernt hat
sich gegenüber Liaison finden kann sehr ich Du dich vernarbt weg bist mengewesen einzige einsaugen
aufreißen etroffen Jetzt verst Schmerz ist leid du hast mich schwer Deine warmes Nein von mir beflügelt
betroffen ...

... dem eben Gestorbenen entgleitet alles und alles und rollt fort wie eine Kugel voller Schnee und
Rosenknospen und enger weit weg von Dann war eine Bindung Zeitpunkt als wir ihn zu besuchen. weg,
die Sache klar äuschung, da sie seine würde erzählst was also bis bald was ich Dir schreibe bei ihr verbra
wollte sie mit nicht, verschwinden

... dem der Geifer aus dem losen Maule troff

Paloma bekomme ich jetzt nur noch selten zu Gesicht. Wir kennen uns lange; länger als sie und ihr Mann verheiratet waren – die Ehe hielt immerhin fünfzehn Jahre. Aber Marcel war letzten Endes auch nur einer von Palomas geblendeten Anbetern gewesen, hilflos; welchen Unterschied hätte da ein Stück Papier machen sollen? Sie ist die Art Frau, die man immer nur im Vorübergehen sieht. Paloma und ich haben nie etwas miteinander gehabt; auf diese Weise sah ich Palomas Männer kommen und gehen, ohne daß sich deswegen etwas an meinem Verhältnis zu ihr geändert hätte.

An einem feuchten, trüben Abend vor etwa zehn Tagen paßte sie mich nach dem Kino ab. Es liegt genau gegenüber von meiner Wohnung, im Hinterhaus auf der anderen Straßenseite. Wenn ich aus dem Fenster gucke, kann ich die Voranzeigen lesen; wenn es einen guten Film gibt, brauche ich einfach nur über die Straße zu gehen, um ihn mir anzusehen – eine Möglichkeit, von der ich oft Gebrauch mache: in einem abgedunkelten Saal sitzen und sich das gesamte Blickfeld von bewegten Bildern ausfüllen lassen Meine Art, mir Visionen zusammenzusuchen – wenn es auch zusehends seltener gelingt.

Ich kam aus der Spätvorstellung von 'Hospital der Geister'. Es waren nicht viele Leute da gewesen. Ich warte meistens, bis alle draußen sind, auch wenn der Abspann es keineswegs immer lohnt. Auch dieses Mal schlenderte ich nach allen anderen als letzter hinaus und sah Paloma sofort dort an der Ecke stehen, unter der schaukelnden Bogenlampe, die den Hof des Kinos mehr schlecht als recht beleuchtet. Sie trug einen Mantel aus synthetischem Material, ein schilfgrüner Stoff, der im Lampenlicht schimmerte und floß, und hatte einen roten Schal um den Hals geschlungen. Sie hatte eine flaschengrüne Kappe auf, mit einer brandroten Feder dran, die im Wind züngelte und bleckte wie eine lebendige Flamme. Im unsteten Lichtkegel der Lampe sah es so aus, als wirbelten über Palomas Kopf Garben von Funken nach oben in den tiefgefrorenen Himmel weg. Ich zwinkerte einmal mit den Augen, und es war weg. Paloma unter der Bogenlampe war ein netter Anblick, und ich ging ohne besondere Eile auf sie zu, um länger etwas davon zu haben.

Sie begrüßte mich und lächelte mich an, ihr knappes, spöttisches Mir-machst-du-nichts-vor-Lächeln. Sie schob eine Hand unter meine Jacke und drückte mich fest, während ich sie auf die Wange küßte. Eigentlich legte ich mein Gesicht nur lange genug an ihres, um sie riechen zu können. Sie roch gut, eine eigentümliche Mischung aus Paloma und einem teuren Wasser. Es war sehr schwierig geworden, etwas Exquisites aufzutreiben, aber Marcel war ein Gentleman und ließ es seiner Ex an nichts fehlen. Außerdem hatte Paloma es nicht nötig, sich lange mit Bitten aufzuhalten oder mit Männern, die vor einer Frau den Sparsamen herauskehren. Sie bekam, was sie wollte, egal von wem. Und egal was.

Sie hakte sich bei mir unter (und schon das allein hätte mich mißtrauisch machen sollen), und führte mich durch die Toreinfahrt aus dem Hof hinaus. Wir bogen nach rechts und gingen die menschenleere Straße entlang.

Ein paar Ecken weiter stand eine Gruppe melancholischer Straßenmusikanten; illegale Einwanderer wahrscheinlich, die hofften, zu so später Stunde keiner Streife mehr zu begegnen: Flötist, Geiger, Zimbalist und noch ein oder zwei weitere Musiker. Wir blieben bei ihnen stehen. Die Männer spielten mit

professionellem Charme schwerblütige, osteuropäische Tokajerweisen, aber die Straße lag schon zu verlassen da; wir waren die einzigen Zuhörer. Sie schienen in ihrer selbstvergessenen Art mehr zu ihrem eigenen Vergnügen als um Geld zu spielen. Paloma und ich lauschten ihnen eine Weile und dachten insgeheim, sie spielten nur für uns. Oder ich dachte es bloß. Ich kannte die Stücke nicht, bis auf eines, das mir nach ‘Gloomy Sunday’ klang; aber es war schön, in der feuchten Nacht ohne einen Gedanken dort zu stehen und ihnen zuzuhören, als wäre das unser einziger Zweck auf der Welt; und Paloma an meinem Arm.

Nach einer Weile zog sie aus ihrer Manteltasche ein winziges, abgeschabtes Portemonnaie aus grünem Leder und legte einige Münzen in den verbeulten Hut, der umgestülpt vor den Musikern auf dem feuchtglänzenden Pflaster lag. Der Primas flocht einen munter getrillerten Schnörkel in seine Melodie, wie einen freudigen Herzschlag; und der Zimbalist hob zum ersten Mal den Blick von den Saiten seines Instruments. Er sah Paloma aus samtenen Augen traurig an, feucht und schimmernd wie die Pflastersteine der einsamen Straße.

Wir waren schon eine Weile schweigend weitergegangen, als Paloma mich plötzlich fragte:

„Sag mal – würdest du mir einen Gefallen tun?“

Meine zweite Gelegenheit, das sich nähernde Unheil zu wittern. Ich ließ sie aber achtlos verstreichen, ohne auch nur die Hand zur Gegenwehr zu erheben, und fragte stattdessen:

„Und das wäre?“

„Sagt dir der Name Margone Schwanitz noch was?“

Vor dem inneren Auge sah ich eine mitternächtliche Bahnhofshalle mit einer großen Aspirin-Reklame an der Stirnseite. Ich steige in den Zug nach Stockholm. In meinem Abteil sitzt eine junge Frau mit Bürstenschnitt und Birkenstocks, die wie eine Deutsche aussieht, wie eine Deutsche klingt. Sie ist auf dem Weg nach Oslo. Das ist Dorrie aus Idaho Falls, Idaho. Aber wenn ich aus dem Fenster sehe, erscheint dort draußen, in der zweidimensionalen Spiegelung unseres Abteils, noch eine andere Geschichte, eine andere Frau. Ein Mädchen. Viel früher, in anderen Kulissen. War das Margone gewesen?

„Meinst du diese Schweizerin, die Banjo spielte?“

„Idaho, ja genau.“ Paloma schwieg plötzlich, als habe sie mehr gesagt, als sie wollte.

„Was ist mit der?“

Eine zierliche Frau mit langem, glattem Haar. Brandrot. Ein hübsches Gesicht, ein blasser Teint voller Sommersprossen. Sie war von zuhause davongelaufen, hatte die Verbindung zu ihrer Familie abgebrochen und war im ‘Bienenstock’ untergetaucht – die WG hatte ihren Namen nicht von ungefähr und eignete sich gut als Unterschlupf für Leute, die sich nicht so bald aufstöbern lassen wollten. Die verloren gehen wollten. Aber meines Wissens hatte Idaho keinen triftigen Grund gehabt, der Polizei aus dem Weg zu gehen; sie blieb unbehelligt – zumal sie volljährig gewesen war.

„Ich möchte, daß du sie findest.“ sagte Paloma, als sei es das einfachste Ding der Welt. In diesem Moment blickte ich aus dem Fenster des fahrenden Zuges und sah im dichten Unterholz eines abgelegenen Waldstücks einen blauen Müllsack, der halb mit abgerissenen Zweigen und Erde bedeckt war. Etwas

schaute heraus, das im Vorüberfahren aussah wie zwei nackte Beine. Aber ich konnte mich auch irren, es ging alles viel zu schnell.

„Idaho?? Menschenkind, Paloma – weißt du denn, was du da sagst? Hast du vergessen, wie lange das schon her ist?“ Paloma hatte die verstörende Gabe, Dinge von mir zu verlangen, die mir nicht in den Kram paßten. Verstörend war daran, daß ich meistens in etwas einwilligte, was nur meine Zeit kostete und Paloma selber hinterher oft kein müdes Wimpernzucken mehr wert war. „Was willst du denn überhaupt von ihr?“

„Schrei nicht so.“ Paloma hatte eine Steintreppe angesteuert, die von der noch halbwegs beleuchteten Straße hinunter in einen in tintigem Schatten liegenden Park führte. „Komm, laß uns hier runtergehen. Es muß uns nicht jeder hören.“ Ich verstand nicht, weshalb sie so vorsichtig war. Die Straßen waren leergefegt; nach der Sperrstunde sofften die Leute zuhause in Ruhe weiter. Der Park war voller Obdachloser und Gelichter.

„Es ist so:“, erklärte sie mir dann, als wir unter Trauerbuchen und Taxusbüschen entlanggingen. „Ich habe einen komischen Brief bekommen. Du wirst nie raten, von wem – von Idahos Familie, von ihrer Schwester, um genau zu sein.“

„Woher hat sie deine Adresse?“ fragte ich.

„Das spielt keine Rolle. Ich habe den Brief auf Umwegen bekommen.“ Paloma wich mir aus. „Jedenfalls ist der alte Schwanitz gestorben. Und das Testament kann erst eröffnet werden, wenn alle Erben benachrichtigt worden sind.“

„Wie in solchen Fällen üblich. Es klingt aber so, als hätte der Alte eine Menge Geld hinterlassen?“

„Das Ganze ist, wie du schon sagst, bloß eine erbrechtliche Formalität. Aber sie setzt voraus, daß der Aufenthaltsort der Betroffenen bekannt ist.“ erwiderte Paloma trocken. Die Ehe mit einem Juristen war nicht ohne Folgen geblieben, die sich im täglichen Umgang mit ihr immer wieder bemerkbar machten. „Es spielt dabei keine Rolle, ob jemand einen Haufen Schulden oder ein gutgehendes Unternehmen hinterlassen hat.“

Ich konnte es nicht lassen und hakte nach: „So wie Idahos Vater, zum Beispiel. Der war doch Biomediziner, oder?“

„Vielleicht – ich weiß es auch nicht genau.“

Wir schlenderten durch den Rhododendrongarten. Die Luft stand eigenartig dumpf und bewegungslos zwischen den riesigen Sträuchern und spitzte aufmerksam die behaarten Ohren. Es war kein Laut zu hören. Unwillkürlich dämpften auch wir die Stimmen.

„Und was hab ich damit zu tun?“ Paloma gab sich für meinen Geschmack reichlich bedeckt. Zwar dämmerte mir allmählich, worauf sie hinauswollte, aber ich hätte es doch gerne etwas genauer von ihr gehört.

„Du könntest sie finden, Nick ...“ Sie war bei einem übermannshohen Strauch stehengeblieben und befühlte die länglichen Blätter. „Ich liebe es herzukommen, wenn sie blühen ... das ist wunderschön.“

„Hör mal, meine Liebe – findest du das nicht ein ganz klein bißchen übertrieben? Du wirfst mir den Namen einer Sandkastenfreundin vor die Füße und erwartest jetzt anscheinend, daß ich notfalls um

den halben Globus jette, um sie zu finden? Fehlt nur noch, daß du mir sagst, ich soll sie ja nur rechtzeitig zum zwanzigsten Abijubiläum mitbringen“

„Ach komm, Nick, stell dich nicht so an. Die Familie hat seit Jahren nichts mehr von Idaho gehört, verstehst du. Die Verbindung ist abgebrochen. Die Schwester schreibt, Idaho sei praktisch wie vom Erdboden verschluckt, nirgends gemeldet, niemand wisse mehr etwas von ihr. Ich sei der einzige Anhaltspunkt, den sie noch habe. Geld spielt bei diesen Leuten keine Rolle. Die wollen Gewißheit haben, nichts weiter.“

„– damit sie den Kuchen besser unter sich aufteilen können. Scheint ja fast, als würde es notfalls auch ein gefälschter Totenschein tun, ausgestellt von irgendeinem versoffenen Viehdoktor am oberen Rio Xingù Findest du nicht?“

„Du bist geschmacklos.“

„Aber du widersprichst mir nicht.“ Doch die Besänftigung verfiel nicht. Paloma verlegte sich aufs Schweigen. „Überleg doch mal! Wenn Idaho weggegangen ist, weil sie es bei ihren Leuten nicht ausgehalten hat – was bringt die denn nach zwanzig Jahren plötzlich auf die Idee, daß sie jetzt schwanzwedelnd zurückkommen würde? Weil ihr ein paar schmierige Scheine winken?? Mir könnte nach so langer Zeit jeder nur noch den Buckel runterrutschen, um es mal so zu sagen. Und wenn´s der Kaiser von China wäre ... merk´s dir, falls du mit mir mal was ähnliches vorhaben solltest.“

„Große Klasse, Nick. Deine Selbstgerechtigkeit kann sich wirklich sehen lassen.“

„Ach hör auf. Wenn man wirklich will, kann man jeden erreichen. Die Frage ist, ob man das überhaupt will. Was einem so lange egal war, wird einem doch nicht plötzlich wegen einer Erbschaft so wichtig. Das kannst du mir nicht erzählen.“

Wir waren an einem Tümpel angekommen, den ich vage als mit Seerosen bestanden im Gedächtnis hatte. Das einzige, was um diese Jahreszeit auf seiner nächtlichen Oberfläche zu erahnen war, war Entengrütze.

Paloma ließ nicht locker und tat ihr Bestes, um mich zu beschwichtigen.

„Es ist lange her, daß Idaho weggegangen ist. Seitdem ist viel Wasser den Bach heruntergeflossen. Vielleicht hat sie manches von dem vergessen, was gewesen ist – wenn da überhaupt jemals was Ernstes war. Wer von uns hätte nicht mal dran gedacht, von zuhause abzuhausen, in dem Alter? Du weißt doch selbst, wie dramatisch manches mit zwanzig aussieht, über das man mit dreißig nur noch müde lächeln kann. Idaho war doch immer zu pathetisch, weißt du das nicht mehr? Weißt du nicht mehr, wie wir immer gesagt haben, sie wäre wie ein Stummfilmstar, so theatralisch? Vielleicht wartet sie nur auf ein Zeichen, einen Wink, der sie zu einer Rückkehr auffordert, bei der sie nicht das Gesicht verliert?“

„Glaubst du.“ Ich hielt mich bedeckt, aber Paloma gab nicht so leicht auf, wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hatte. Im Prinzip hatte ich Idiot auch nichts dagegen, mich von ihr überreden zu lassen. Aber ich ließ sie gerne noch etwas zappeln.

„Paß auf, Paloma. Ich bin ja gar nicht so und will dir gern den Gefallen tun, wenn dir so viel dran liegt. Das weißt du ganz genau. Nur habe ich partout keine Zeit, einem Phantom hinterherzujagen. Du weißt, was ich meine. Ich brauche einfach etwas Konkretes, einen Punkt zum Ansetzen. Ich will wissen,

warum Schwantzens nicht über die Polizei oder einen Detektiv versucht haben herauszufinden, wo ihr Goldschatz steckt, wie es normale Leute tun, sondern stattdessen eine verflozene Jugendfreundin ausfindig machen. Es wäre wohl kaum viel schwieriger für sie gewesen, Margone gleich selber zu finden (nur weniger kostspielig). Deshalb frage ich mich, was du damit am Hut hast. Und nicht zuletzt – was für mich dabei herausspringt.“

„Das kann ich dir genau sagen.“ erklärte meine Geschäftsfreundin im sachlichsten aller Töne. „Die Monatsmiete am ersten Tag. Yvones Gehalt am zweiten. Am dritten kannst du anfangen, was für deine alten Tage zurückzulegen. Spesen sind natürlich extra. – Und was mich betrifft ... nenn es meinetwegen sentimental, nenn es wie du willst, das ist mir egal. Ich habe Idaho immer gemocht, und ich fühle mich ihr verpflichtet. Vielleicht ist ihr etwas zugestoßen ... es läßt mir keine Ruhe. Das kannst du glauben oder nicht. Aber selbst falls du zu spät kommen solltest, kannst du diese Frage ein für alle mal klären. Alle anderen Versuche der Eltern, etwas über sie herauszubekommen, sind im Sand verlaufen ... und ich ... –“

„Was?“

„... ich habe ein Foto, mit dem du vielleicht was anfangen kannst. Das war's.“

Ein Foto, sieh an. Ich konnte etwas Geld nur zu gut gebrauchen, schon alleine, um meine Kundenberaterin bei der Bank milde zu stimmen, ein Umstand, den Paloma zumindest erahnen dürfte. Was ihre Beteuerungen anging, so glaubte ich davon nur den geringeren Teil, aber bei ihren Worten hatte ich an Yvonne denken müssen und ihr Gesicht, wenn sie mir erzählte, sie hätte einen neuen Verehrer mit einem dicken Bankkonto aufgetan: geiles Pack in meinen Augen, widerliches Geschmeiß mit klebrigen Händen, dem der Geifer aus dem losen Maule troff.

Es war ein Puderpinsel

Ich kam an einem unverdächtigen Donnerstagmorgen ins Büro und merkte sofort, daß etwas anders war als sonst.

Yvonne war vor mir gekommen. Aber das war es nicht. Sie hatte ein knappes Kleid aus rostfarbem Samt an und saß über ein japanisches Modemagazin gebeugt, das vor ihr auf dem Tisch lag. Ich hängte meinen Mantel neben ihren an den Kleiderständer und dachte flüchtig daran, daß es wieder an der Zeit wäre, die Putzfrau kommen zu lassen. Das letzte Mal war sie dagewesen, als gerade Man-braucht-draußen-keine-Jacke-Zeit gewesen war. Da hatten goldene Schleier aus tanzenden Staubkörnchen im hellen Sonnenlicht gehangen. Jetzt tummelten sich eifrige Wollmäuse um die Füße, wenn man eiligen Schrittes durch das Vorzimmer ging. Das ganze Büro sah aus wie Hund, vor allem die Fenster: nicht gerade eine Empfehlung. Aber es kam ehrlich gesagt auch nie jemand, dem wir uns so richtig hatten empfehlen können. Oder müssen.

„Was ist das da in deinem Haar, Bella?“ begrüßte ich Yvonne. „Sieht aus wie Ikebana“

Yvonne hielt sich nicht ganz ohne Grund für sehr, sehr schön. Sie war eitel (obwohl sie sich alle Mühe gab, das zu verbergen) und betrachtete andere Frauen mit Argwohn, wenn sie attraktiv waren, und mit nonchalanter Gelassenheit, wenn nicht. So schien es mir wenigstens. Nichtsdestotrotz besaß Yvonne einen regelrechten Harem von Freundinnen, von denen ihr manche ebenso gut das Wasser hätten reichen können. Hätte sie meinen Spott über diese Schwäche nicht gutmütig hingenommen, wäre sie mir wahrscheinlich unerträglich gewesen. Aber sie hatte einen hellwachen Geist und ein flinkes Mundwerk, und so ließ es sich immer ausgesprochen gut mir ihr aushalten. Yvonne langweilte mich keinen Augenblick; ihre Tricks hatten noch jeden Tag gereicht, den wir zusammen verbracht hatten. Wenn ich nachgezählt hätte, wie lange das jetzt war, ich hätte mich über die Zahl der Jahre gewundert.

Yvonne blätterte in aller Seelenruhe eine schwimmbadfarbene Seite um und würdigte mich keines Blickes.

„Das trägt man jetzt so, falls du es noch nicht bemerkt hast.“ Sie klappte eine Lasche auf, die in eine Seite gefaltet war, und beugte sich tief darüber, um an dem Papier zu riechen. „Mmh ... was ist das? ‘Green Tea’ von ... Bulgari.“

„‘Grüner Tee’ ist von Sheridan LeFanu. Du könntest übrigens mal eine Spur mehr Arbeitseifer an den Tag legen. Der Monat geht zuende, und ich bin sicher, du möchtest im Dezember auch wieder ein Gehalt von mir haben.“

„Gehalt? Hast du eben ‘Gehalt’ gesagt?“ Sie sah zum ersten Mal auf.

Yvonne, das sollte ich bei dieser Gelegenheit noch erwähnen, ist meine Assistentin. Zumindest haben wir das der Einwanderungsbehörde so erklärt. Eigentlich brauche ich keine, und würde auch alles lieber alleine regeln, ohne jemandem ein Minimum an Rechenschaft zu schulden. Aber Yvonne hat mir einmal einen großen Gefallen getan, und seitdem habe ich es unmöglich gefunden, sie aus meinem Leben herauszuhalten. Als sie vor neun Jahren ausgewiesen werden sollte, zurück nach Burkina Faso, fiel mir nichts besseres ein, als sie mit einem unbefristeten Vertrag fest in meinem Büro anzustellen. Damals reich-

te es noch, einen Job zu haben, um bleiben zu können. Heute gäbe es nur die Möglichkeit zu heiraten. Manchmal bin ich froh, daß ich damals mit einem Arbeitsvertrag davongekommen bin; dann wiederum gibt es Tage, an denen ich denke, daß ich Yvonne notfalls auch heiraten würde – wenn es hart auf hart käme. Aber heute war entschieden keiner von diesen dubiosen Tagen.

Wir funkelten uns an. Sie steckte das Messer als erste wieder weg.

„Also schön.“ Sie schlug die Zeitschrift zu und ließ sie in der Schreibtischschublade verschwinden. „Wo ist die Arbeit? Wenn du mich arbeiten sehen willst, mußt du mir etwas zu tun geben. Gib mir was zu tun, und schon wirst du mich arbeiten sehen.“

„Wir haben einen Auftrag, Yvonne.“ Ich ließ mich nonchalant auf der Schreibtischkante nieder.

„Was du nicht sagst! Und wer tut sich das an?“ Auf Yvonne war Verlaß. Sie war nicht auf den Mund gefallen und blieb mir gottlob nie eine Antwort schuldig.

„Kein Sarkasmus vor den Damen bitte. Paloma hat mich gebeten, eine alte Freundin für sie aufzustoßern.“

„Bitte?! Ich hör wohl nicht recht – Paloma?! Pfff! Warum geht sie nicht zum DRK? Die haben doch einen Suchdienst – behaupten sie jedenfalls immer. ... muß ja schlimm um sie stehen, wenn sie das schon nötig hat“ Aus einer anderen Schublade zu ihrer Rechten holte Yvonne eine Nagelfeile hervor und begann, ihre Krallen nachzuschärfen.

Die Schublade, das konnte ich trotz ihrer geschickten Bewegung erkennen, enthielt ein abenteuerliches Durcheinander aus Klebeetiketten, Nagellack, Stempelfarben, Talmischmuck, Uhu, und Rougetiegelchen: als hätten sich BüROUTENSILIEN in einen Schminktisch verirrt.

„Yvonne, bitte! Kannst du nicht einmal vernünftig sein, wenn ich von Paloma spreche? Sie ist nur Mittelsmännin. Eigentlicher Auftraggeber ist die Familie der Vermißten. Erbschaftssache, weißt schon.“ Diesmal unterschlug ich das Reizwort ‘Freundin’.

„Palomas Herz ist so kalt wie die Nase eines toten Mannes, Nick, und sie nutzt dich aus nach Strich und Faden. Der Blinde mit dem Krückstock sieht es, alle Welt weiß es, nur du weißt es noch besser.“

„Ach, hör auf damit, ich kann das nicht mehr hören. Und überhaupt verstehe ich gar nicht, was du willst. Du weißt doch selber, daß wir dringend Aufträge brauchen, und erzählst mir ewig von den Beziehungen, die nur dem schaden, der sie nicht zu nutzen versteht. Paloma läßt sich nicht lumpen. Außerdem will ich endlich mal was Vernünftiges machen. Diese ewigen Mickerfälle bringen uns nicht weiter.“ Ich dachte mit Schaudern an die drei Beschattungssachen, die ich diesen Herbst bearbeitet hatte, eine immer noch kälter und windiger als die vorige.

Yvonne hielt inne und musterte mich von unten her, ohne die Feile abzusetzen. „Was Vernünftiges ...? Na ... dann bist du ja bei Paloma genau richtig. – Was Vernünftiges, vielleicht so wie die Geschichte mit den Vermißten, die du außerdem noch am Hacken hast?“

„Die Freddi denkt, daß ich noch am Hacken habe!“

„Freddi denkt vor allem, daß immer eine Hand die andere wäscht.“

„Spar dir die Mühe, Yvonne. Ich brauche niemanden, der mir sagt, was ich tun soll.“

„Oh pardon.“ Sie zog die Augenbrauen hoch, besonders die rechte.

Mit Yvonne über Paloma zu reden war, als wolle man zu altes Brot mit einem schlechten Messer schneiden. Es kam nichts dabei heraus.

Ich stand auf, um Kaffee für uns zu machen. Yvonne steuerte großzügig ein paar ihrer Lieblingskekse bei, halb Kekes halb Schokolade, ein ideales Verhältnis. Während wir den Kaffee tranken (oder vielmehr das, was neuerdings unter dieser zuvielversprechenden Bezeichnung in den regulären Handel kam), erzählte ich ihr von Idaho und dem Foto.

„Und du kanntest dieses Mädchen auch?“ fragte Yvonne.

„Das ist gerade das Seltsame daran. Ich meine zwar, ich müßte sie kennen. Zu der Zeit, von der Paloma gesprochen hat, kannte ich zumindest sie schon, und Paloma hing viel mit Idaho zusammen – so zumindest hat sie´s mir erzählt. Wir hatten aber einen ganzen Haufen gemeinsamer Bekannte, eine Unmenge. Und an jemanden, auf den die Beschreibung passen würde, kann ich mich beim besten Willen nicht erinnern.“

„Ja, seltsam.“ meinte Yvonne. „Wo doch rothaarige, schweizerische Banjospielerinnen wirklich zuhauf an jeder Ecke stehen.“ Sie tunkte einen halben Keks in ihren Kaffee. Während sie die angeschmolzene Masse in ihrem Riesenmund verschwinden ließ, blickte sie mich unverwandt an, ohne mich jedoch zu sehen, als sei sie für einen Moment aus sich herausgetreten.

„Eben. – Oder weißt du vielleicht was besseres?“

„In Ouagadougou geht man zum Hellseher.“ sagte sie langsam. Ich sah ihr dabei zu, wie sie sich die weiche, bittersüße Mélange aus Schokolade, Kekes und Kaffee auf der Zunge zergehen ließ und wartete geduldig ab, bis sie diesen Happen mit ein paar Schlucken Kaffee hinuntergespült hatte. Sie sagte:

„Hier kenne ich nur Doña Catalina. Wohnt bei mir um die Ecke. Die macht es anders ... aber sie soll ziemlich gut sein.“

Mehr zum Scherz sagte ich: „Sehr gut. Mach das Maß deiner Güte voll und sag mir, wie ich an sie rankomme. Da fehlt noch ein bißchen was.“ Yvonne hatte manchmal eine Art, in Rätseln zu sprechen, die mich die Wände hochtrieb.

„Zerbrich dir deswegen nicht den Kopf. Sie ist eine ganz nette Frau.“ Das Leben war in Yvonne zurückgekehrt. Sie stand auf, fegte sich ein paar Krümel vom Schoß und fing an, sich das Haar neu zu ordnen. Ich fand die losen Strähnen, die sich aus ihrer Frisur gelöst hatten, eigentlich ganz apart. „Sie kommt aus den USA, Kubaflüchtling nach der Revolution. So weit ich weiß, unterrichtet sie Englisch und Spanisch bei Dr. Schmuemann. Sowas kann sich niemand leisten, der Miete und Essen bezahlen möchte. Ihr Glück, daß sie so einen Nebenjob hat.“

„Wieso ist sie dann dort gelandet?“

„Oh, ganz einfach“, sagte Yvonne. „In den Staaten hat sie anscheinend ihren Ex mit durchgeladenem Gewehr bedroht; deshalb ist sie vor ein paar Jahren hierhergekommen. ‘Das Land ist nicht groß genug für ihn und mich.’, so oder so ähnlich hat sie sich, glaub ich, ausgedrückt.“

„Kennst du sie näher?“

„Mmh. Ich treff sie manchmal in dem mexikanischen Lebensmittelgeschäft, hinterm Theater, da haben wir irgendwann zu schwatzen angefangen. Sie hat eine ganz nette kleine Macke, aber sonst ist sie

ganz in Ordnung.“ Yvonne grinste mich verschmitzt an. „Ich weiß, was du jetzt fragen willst. Aber das ist eine andere Geschichte. Erzähl ich dir später mal.“

„Wenn es dich nur glücklich macht, meine Liebe. In welcher Weise wird diese Wunderheilerin uns behilflich sein?“

„Sie versetzt dich in Trance und hilft dir, in den Teil deines Gedächtnisses zurückzugehen, in dem das Banjomädchen ist.“

„Und aus sowas kommt man heil wieder heraus?“

Yvonne, die gerade mitten im Raum stand, stemmte beide Arme in die Hüften:

„Nicholas Duvivier! Ich weiß nichts von deiner schmutzigen Vergangenheit, und ich bin meilenweit davon entfernt, das zu bedauern. Wenn du nicht sicher bist, daß du das Banjomädchen nicht eigenhändig gemeuchelt hast, solltest du möglicherweise nicht zu Doña Catalina gehen. – Noch Fragen?“

Sie hielt plötzlich etwas in der Hand, das wie das Heft eines Damenspringmessers aussah, mit perlmuttverziertem Griff.

Ich sagte ihr, ich würde ihr für den Tip eine Tüte Lebkuchenherzen mitbringen, wo doch noch dazu Weihnachten bald in Sicht käme, und verzog mich schleunigst in mein Büro. Bevor ich die Tür hinter mir zuzog, sah ich noch, wie Yvonne das ‘Messer’ per Knopfdruck aufschnappen ließ: Es war ein Puderpinsel.

Wo du hingehörst!

And the days are not full enough
And the nights are not full enough
And life slips by like a field mouse
Not shaking the grass
Ezra Pound: *Lustra*

Mißmutig nahm ich den Hörer ab und wählte die Nummer von Jochen Hendrickx, zum ixten Mal an diesem schauderhaft verregneten Tag. Ich konnte sie schon fast im Schlaf herunterbeten, obwohl es einer dieser neuen Anschlüsse war und die Nummer aus nicht weniger als zehn Stellen bestand. Sobald der nächste Auftrag mein Konto saniert hatte, war ein Apparat mit automatischer Wahlwiederholung fällig, soviel stand fest. Das antike Telefon, das zur gemieteten Ausstattung des Büros gehörte, hatte noch einen Hörer von der Sorte, mit der man frechgewordene Klienten k.o. schlagen konnte; er war schwer wie ein Vorschlaghammer.

Es schien, als sei die ganze Stadt in einer Zeitschleife gefangen. Das Licht, die Stimmung, das Wetter, alles war seit Wochen unverändert geblieben. Die ewig gleichen Tage gingen in einem Kreis umher, aus dem es kein Entrinnen gab. Ich hatte von einer aufwärts laufenden Rolltreppe geträumt, auf deren oberster Stufe eine leere Coladose lag: Es mochten noch so viele Stufen kommen, wie da wollten, die Dose würde immer genau dort liegenbleiben und nie über die Schwelle getragen werden, unter der die Stufen eine nach der anderen alle verschwanden. Ich wünschte mir einen Kick; etwas, das mich über diese Schwelle beförderte. Irgendeine Turbulenz, damit nur die Zeit schneller verginge.

Es ging aber auch diesmal wieder keiner dran. Das war Pech für Jochen; ich würde schon noch jemanden auftreiben, der auf Palomas Geburtstagsparty für musikalische Untermalung sorgen würde. Es mußte ja nicht um jeden Preis Ska sein, und schon gar nicht unbedingt die Band von Palomas jungem Langzeitliebhaber. Schließlich gab es noch ein paar andere Kapellen in der Stadt, und bis zu Palomas Rückkehr blieben mir immerhin noch mindestens zwei Wochen Zeit.

Also besah ich mir stattdessen die zwei Briefe, die mit der Post gekommen waren und die Yvonne mir auf den Tisch gelegt hatte. Einer war vom Labor, wie üblich ein wichtigtuender Bericht voller Fachchinesisch, der von Abkürzungen nur so strotzte. Mich interessierte lediglich die letzte Seite, auf der das Untersuchungsergebnis so zusammengefaßt wurde, daß auch ein einfacher, rechtschaffener Privatspion wie ich kapieren konnte, was die Jungs in den Gummischürzen letzten Endes herausgefunden hatten. Diesmal hätte ich mir die Lektüre allerdings sparen und aus der Seite einen Flieger falten sollen; ich hätte mich dabei wahrscheinlich weitaus besser amüsiert und mir nebenbei noch einen ganzen Sack voller Ärger erspart. Aber hinterher ... ist man immer desillusioniert.

Da stand ungefähr:

Menschlicher Oberarmknochen, rechts. Männlich, 25-40 Jahre, 175-180 cm groß, ca. 75kg. Guter Allgemeinzustand, Muskulatur überdurchschnittlich ausgebildet. Absolut keine Gewebereste (künstlich gereinigt?!). Gravurartige Marken an Gelenkkopf ('Strichcode'? Evt. durch Laser??) sowie Bißspuren/Zahnmarken von größerem Hund, beide post mortem ('Strichcode' ca. 1h, Zahnmarken nicht mehr als 24h nach Exitus.) Genauer Zeitpunkt des Todes nicht feststellbar.

Laser?? Nach dem Ex? Ich begriff gar nichts. Hatte denn jemand dem Toten das laue Fleisch vom Knochen geschabt und gekocht, um einen Strichcode hineinzubrennen, wie auf einer Tüte Nudeln, die über eine Supermarktkasse gehen sollte? Aber wer sollte so etwas tun? Ein fehlgeleiteter Heimwerker? Bizarr. Und dann war der Knochen irgendwie unbemerkt in ein Gebüsch an einem vielbenutzten Parkweg geraten, wo ihn der kluge Hund eines unbescholtenen Bürgers aufgestöbert hatte, der ihn, in sein unbeflecktes Taschentuch geschlagen, bei der nächsten Polizeiwache abgegeben hatte. Vorbildlich. Ich war sicher, daß es ein Schäferhund gewesen war. Solche Funde wurden immer von Schäferhunden aufgetan. Dennoch hatte ich bei der Sache ein mulmiges Gefühl. Möglicherweise war ich etwas empfindlich, aber dieser Befund fiel auf den ersten Blick doch etwas sehr aus dem üblichen Rahmen.

Entnervt drehte ich das kleine Transistorradio auf meinem Schreibtisch an, um mich zu zerstreuen. Wie immer dieser Tage kam sofort Mink de Villes Einspielung von 'Hey Joe' rein, die eine Laune der Zeitläufte wieder in die Charts gespült hatte. 'Where you goin' with that gun in your hand ...'.¹

Ich nahm mir den zweiten Brief vor. Er war von Kreuger. Das verhiess nichts Gutes; Post von Freddi enthielt meistens Hiobsbotschaften der einen oder anderen Art. Diesmal schickte er mir zwei Zeitungsausschnitte. In dem einen war von einer Reihe ungewöhnlicher Vermißtenfälle die Rede; fast konnte man es eine Serie nennen. Damit lag Freddi mir schon seit geraumer Zeit in den Ohren.

Das Ganze war nichts Ungewöhnliches; es verschwanden andauernd Leute. Mögliche Erklärungen dafür gab es mehr als genug: Sie waren untergetaucht, weil sie ihr Leben gründlich satt hatten und woanders unter falschem Namen von vorne anfangen wollten; sie waren entführt worden, und die Entführer hatten ihre Geisel umgebracht, weil das Lösegeld nicht bezahlt worden war (oder hatten nie Lösegeld gefordert, weil es Perverse waren, die von vorneherein nichts anderes als einen menschlichen Kadaver im Sinn gehabt hatten); sie hatten ihre Schulden nicht bezahlt und waren mit Gewichten an den unbeschuheten Füßen in ein stilles Hafenbecken oder, säuberlich in einen Hartschalenkoffer gefaltet, auf hoher See über die Reling ihrer Yacht geworfen worden. Oder jemandes anderes Yacht. Oder jemand hatte sie auf der städtischen Müllkippe verscharrt, wenn nicht sowieso gleich – ordnungsgemäß – als Sondermüll verbrannt. In welchem Falle sie sozusagen auf Staatskosten kremiert worden wären.

Oder sie hatten sich schlicht und einfach in Luft aufgelöst. Nichts war unmöglich, weiß der Geier. Auf jeden Fall war es absurd, wegen acht Vermißten in zwei Jahren ein Aufhebens zu machen.

¹ Ein Klassiker von unklarer Urheberschaft, evt. von Billy Roberts. Bekannt geworden in der Version von Jimi Hendrix.

Nicht leicht von der Hand zu weisen war allerdings der Umstand, daß sie alle bestimmte Gemeinsamkeiten hatten: Alle acht waren jung gewesen; und bei keinem war eine chronische Krankheit aktenkundig gewesen; so daß das als Ursache für einen plötzlichen Tod auf Reisen (so etwas konnte unter Umständen, sprich: schlampiger Ermittlungsarbeit, eine unidentifizierte Leiche mehr bedeuten) oder als Selbstmordmotiv ausschied. Alle acht waren in ein und demselben Viertel der Stadt gemeldet gewesen oder waren öfters dort gesehen worden. Einige Straßenzüge rund um den Luxemburger Platz, zwischen Tiergarten und Kanal, galten als hip und waren die bevorzugte Wohngegend für Aussteiger und Gestrandete jeden Grades. Es war nicht unwahrscheinlich, daß ihre Wege sich mehrfach gekreuzt und ihre Kreise sich vielfach überschritten hatten; es war möglich, daß die Vermißten zu Lebzeiten dieselben Kneipen frequentiert, in denselben Läden eingekauft hatten, und absolut nicht auszuschließen war, daß sie sich vom Sehen oder namentlich gekannt haben konnten. Wenn, dann hatte ihr Verschwinden einen epidemischen Anstrich. Mit letzter Gewißheit ließ sich zwar nichts beweisen, aber ich merkte es mir immerhin als vage Möglichkeit – die Szene war überschaubar.

Der ultimative Haken – und deswegen hatte Kreuger mir den Artikel zugeschickt – war der, daß alle acht Personen – sagen wir – aufstrebende Nachwuchskünstler gewesen waren. Will sagen: Hungerleider mit hochgestochenen Plänen, Frustrierte, denen die Anerkennung des Establishments versagt blieb. Ich kannte die Geschichte zur Genüge. Und die Häufung der Fälle war selbst in einem Gebiet auffällig, in dem mit einem gesteigerten Aufkommen brotloser Musenjünger zu rechnen war. Unter den verschwundenen Acht fanden sich das unweigerliche Tänzerin-Schauspielerin-Modell, Maler, die mit Acrylfarben die Preßspanabfälle der örtlichen Tischlereien bemalten, weil es für Öl und Leinwand zumeist nicht reichte, Leute mit drei Jahrhundertromanen im Koffer unterm Bett, eine Bildhauerin, die an Styroporabfällen herumschnittzte, und Musiker, die ihre selbstgemachten Vierspurtapes abends in den Pinten und Lokalen im Handverkauf loszuschlagen versuchten. Wahrscheinlich würde es früher oder später noch eine Performancekünstlerin geben. Alles eine reine Zeitfrage. Aber wer immer sich zwei Jahre Zeit gelassen haben mochte, um diese kleine Sammlung zusammenzustellen, der hatte keine Eile. Er konnte abwarten. Vor allem den richtigen Zeitpunkt.

Denn sie alle, ohne Ausnahme, waren just in dem Moment verschwunden, da jahrelanges Draufzahlen, Tingelei, Klinkenputzen und Katzbuckeln bei den Leuten mit den erfolgversprechenden Beziehungen eben begonnen hatten, sich auszuzahlen.

Ich seufzte. Ich hatte so wenig Lust, mich auch noch mit dieser trostlosen Geschichte zu befassen. Aber genau das tat ich bereits.

Der zweite Zeitungsausschnitt hatte einen schwarzen Rand und unterrichtete den wißbegierigen Leser davon, daß einige Personen das Dahinscheiden eines gewissen Thomas Steiner beweinten. Auf den freien Platz neben den Namen der gramgebeugten Hinterbliebenen hatte Kreuger mit seiner Vogelspurenklaue gekritzelt: 'Wie lange willst du noch warten?'

Eine sehr gute, in höchstem Maße berechtigte Frage, die ich mir tagtäglich selber stellte. Ich drückte den Knopf der Gegensprechanlage.

„Yvonne?“

„Boß?“

„Irgendwelche Klienten heute?“

„Wie immer, Boß.“

„Okay. Hör zu, ich geh mal kurz weg, zwei bis drei Stunden. Bis später.“

„In Ordnung, Nick. Ciao.“

Yvonne und ihre samtene Telefonstimme – eine ihrer zahlreichen Gottesgaben, die sie bei mir nicht an den Falschen verschwendete – waren ihr Geld allemal wert. Ich mußte es nur erstmal auftreiben. Was gelegentlich Schwierigkeiten bereitete.

Um dem neugierigen Hausmeister eins auszuwischen, den ich sehr im Verdacht hatte, mit Leuten, die ich nicht zu meinen Freunden zählen wollte, unter einer filzigen Decke zu stecken, verließ ich mein Büro im sechsten Stock über die Hintertreppe. Jetzt war es Zeit für ein paar Recherchen, aber das ging niemanden etwas an.

*

Erst die Arbeit, dann das Vergnügen: So hatte meine Großmutter es mir von klein auf eingetrichtert. Wenigstens so lange, bis sie mit nicht ganz einundsechzig Jahren von einem unerhörten Magengeschwür unter den Rasen gebracht worden war. In der Hoffnung, vielleicht nicht so enden zu müssen wie sie, hatte ich es deshalb nach Möglichkeit immer genau andersherum gehalten, aber heute erwies sich die Wahl als außerordentlich schwierig. Ich hielt mich an die Spielregeln und fuhr zuerst zu Steiners Beerdigung.

Es war die übliche Vorstellung, alles wie gehabt: ein schlecht vorbereiteter und zerstreut dahersäuselnder Priester, der seine vorgedruckte Standardpredigt (‘Zu früh verstorben in der Blüte seiner Jahre’) mehr schlecht als recht ablas, natürlich den 23. Psalm, warum hätte auch ausgerechnet ihm etwas anderes zu dem Thema einfallen sollen. Eine bis zur Unkenntlichkeit verschleierte Mutter, die sich die tüllverhangenen Augen mit einem zerknüllten Blümchentaschentuch tupfte; ein steinern dreinblickender Vater, der verstoßen die Hände rang. Was ist bloß aus unserm Jungen geworden? Warum mußt du ihm auch die Gitarre kaufen! Alles Teufelswerk Ich hab´s ihm immer gesagt, wieder und wieder hab ich´s ihm gepredigt, aber er wollte nicht auf mich hören. Es mußte alles so kommen, das habe ich immer gewußt ... Herr erbarme dich unser.

Drum herum die bucklichte Verwandtschaft, Leute an einer Bushaltestelle im Regen, die mit dem Schlimmsten rechnen. Niemand weinte. In beredtem Abstand davon zwei junge Männer, die sich an den Händen hielten: Jossel und Achmed, wohl schwule Freunde von Steiner, der selbst erst vor kurzem sein Coming-out gehabt hatte. Noch weiter weg, wo sie ungestört ihre despektierlichen Bemerkungen und schmutzigen Witze machen konnten, Steiners Band, ein paar Mädchen, ein paar Roadies. Der Mann im grauen Anzug, die blauschwarz gefärbte Mähne glänzend vor Pomade – das war wahrscheinlich ihr Ma-

nager. Er gab sich redliche Mühe, wie ein hispanischer Zuhälter auszusehen, aber er sah nur aus wie Matti Pellonpää², und ein ganz erbärmlicher obendrein.

Im Schutz eines mächtigen Eibengebüschs stand noch, mit dem Rücken zu mir, ein kleiner, sehr dicker Mann mit Gehstock. Bei ihm stand eine ebenfalls ziemlich korpulente, aber noch junge Frau – wie die Behendigkeit verriet, mit der sie die gesamte Trauergesellschaft fotografierte. Ich wußte, wer sie waren: Der Dicke war der alte Leo Platter persönlich, bei dem ich mir in meiner längstvergangenen Anfangszeit gelegentlich Rat geholt hatte, bis er sich darauf verlegt hatte, seine permanent klamme Kasse durch Schutzgeldeintreibung aufzubessern. Das Mädels war Platters Tochter Petra. Ich war seinerzeit ein paarmal mit ihr ausgegangen, aber mehr war gottlob nie daraus geworden. Ihrem harten Gesicht, ihrer tonlosen Stimme, die nie eine Anwandlung von Liebenswürdigkeit ausdrückte, hatte ich nichts abgewinnen können. Ich wurde bei ihr nie das Gefühl los, vor Tiefschlägen auf der Hut sein zu müssen. Und diese Befürchtung war nur zu gerechtfertigt; ich hatte es oft genug erlebt.

Daß diese beiden auch hier waren, hieß für mich, daß Freddis Tip einmal mehr goldrichtig gewesen war. Die Platters verplemperten ihre Zeit nicht mit entlaufenen Schoßhündchen. Ich musterte die Anwesenden noch einmal genauer und versuchte, mir ein paar Gesichter einzuprägen.

Asche zu Asche. Schippe voller Dreck in die Grube. Du hast's gut, Steiner, du hast's hinter dir. Aber der eine oder andere hier meint wohl, er hätt's just noch besser getroffen, weil er dich losgeworden ist. Oder sei's auch nur, weil er für's erste davongekommen ist Aber jetzt wird gefeiert. Der Herr segne uns alle, und Amen, und aus.

Als ich der Trauergesellschaft den Rücken gekehrt hatte und eben gehen wollte, fiel mein Blick auf einen der abwartend bereitstehenden Totengräber, einen häßlichen Kerl mit affenartig langen Armen, dessen eines Bein etwas kürzer zu sein schien als das andere. Dieser Quasimodo mußte der Stiefneffe des alten Platter sein, den man wegen seines schier unaussprechlichen polnischen Namens kurz den 'scheelen W.' nannte. Angeblich war er nicht recht bei Trost und seinem Onkel überdies blind ergeben: eine unangenehme Kombination. Er hatte den Ruf, ein psychopathischer Schläger zu sein, und war dafür bekannt, daß er von seinen Opfern erst abließ, wenn sie sich buchstäblich nicht mehr rührten. Leo war selber zu einigem imstande, das war mir noch von früher her in lebhafter Erinnerung; auch wenn er sich so bieder gab wie ein Schreibwarenhändler, an dem die alten Damen noch ihre helle Freude haben.

Das war also die Arbeit gewesen. Jetzt blieb nur noch das Vergnügen.

*

Auf dem Weg zu dem Haus, in dem bis vor wenigen Jahren die Mordkommission untergebracht gewesen war und das jetzt nur noch eine verschlafene Außenstelle beherbergte, blieb ich aus alter Gewohnheit, mechanisch, vor einer Trinkhalle stehen. Ehe ich noch so richtig wußte, was ich tat, war ich auch schon

² 1951-1995. Bevorzugter Schauspieler des finnischen Regisseurs Aki Kaurismäki („Ariel“, „I Hired a Contract Killer“, „Das Mädchen aus der Streichholzfabrik“, „Das Leben der Bohème“ u.a.). Typ des melancholischen Verlierers.

drinnen. Als mein bißchen Grips wieder zu arbeiten anfang, und ich merkte, daß ich eine Flasche kaufen wollte, wenn auch nicht für mich selbst, wurde mir sterbenselend. Eine halbe Ewigkeit stand ich vor dem Regal und brütete ohne einen Gedanken vor mich hin. Schließlich riß ich mich zusammen, ging nach vorne an den Tresen und fragte den Verkäufer, einen stämmigen Schwarzen mit Ringerfigur:

„Würdest du einen alten Freund, der keiner mehr ist, mit Stoff bestechen, um einen Tip zu kriegen, den du dringend brauchst?“

Der Ringer starrte mich an. Er hatte unterwegs ein paar Gehirnzellen gelassen, das war ihm deutlich anzumerken. Sein Nasenbein war nicht mehr als ein Klumpfuß. Nach geraumer Bedenkzeit brachte er es fertig, die Fäuste in die feisten Hüften zu stemmen:

„Ey Mann, was soll die Scheiße? Bist du von den Drogisten, oder was?! Ich bin `n Wiedergeborener Christ, Bruder, ich hab das Licht gesehn!“ Er verschränkte die Arme vor seiner geräumigen Brust und kehrte den Blick zur Decke.

„Schon gut, schon gut“, versuchte ich ihn zu beruhigen. „Kein Grund zur Aufregung, Kleiner. Veriß es einfach, bleib ganz cool, okay?“ Mein Blick fiel auf die Süßigkeiten neben der Kasse. „Gib mir zwei Twix.“ Das verstand er. Er schob sie mir rüber, ich bezahlte und verließ den Laden, mir selbst ein Rätsel und ein Ekel zugleich.

In der Außenstelle ging ich schnurstracks in den Keller, wo sie einen Beamten, der sich durch zuviel Eifer unbeliebt gemacht hatte (er war anderweitig beflissenen Vorgesetzten in die Quere, also: auf die Spur, gekommen), dazu abgestellt hatten, die unerledigten Vermißtenfälle zu verwalten. ‘Unerledigt’ bedeutete: die, bei denen weitere Ermittlungen sinnlos erschienen. Wer immer das zu entscheiden hatte. Hier konnte Katte zwar keinen Schaden anrichten, aber dafür nahm er welchen, was kein Wunder war: Er war gewissermaßen lebendig begraben.

Als ich die Treppe ins Untergeschoß hinunter und in Kattes Büro kam, begann ein kleiner Pekinese, der auf einem Stuhl neben der Tür lag (wahrscheinlich, damit man nicht versehentlich drauftrat), hysterisch zu bellen. Katte sah, wen ihm sein vierbeiniges Ladengeläut da ankündigte, und holte die Flasche Heaven Hill wieder aus seinem Schreibtisch hervor. Er nahm einen gierigen Zug daraus und fragte mich dann:

„Auch´n Schluck?“

Ich konnte ihm unmöglich dabei zusehen. Der schwere, süßliche Geruch hing benebelnd und unabweichlich im Raum. Ich saß auf heißen Kohlen und wollte nicht mehr Zeit bei Katte zubringen, als unbedingt nötig war. Also rückte ich mit meiner Frage etwa so verhalten heraus wie ein Konfirmand mit seinem ersten Liebesgeständnis.

„Hast du hier unten in letzter Zeit viele Neuzugänge gehabt? Ich meine, mehr als sonst?“

Katte hatte mit zittrigen Händen zwei trübe Gläser aus einem leeren Aktenschrank gekramt und schenkte uns beiden ein. Er wehrte mich in weinerlichem Ton ab. „Du weißt doch, daß ich dir das eingeklich nich sagen darf, Nick.“

„Schon gut, Katte ... nicht schon wieder diese Leier. Ich kenn dich nicht, ich red nie ein Wort mit dir, das haben wir doch nun schon hundertmal besprochen. So hab ich´s immer gehalten, oder? Und es bleibt dabei. Eher beiß ich mir die Zunge ab.“

Katte grinste mich schief an. Ich holte die beiden Twix aus meiner Manteltasche und legte sie vor ihm auf den Tisch. Aber das Mißtrauen war schon in seinen gebleichten Augen erwacht und stierte mich aus roten Rändern an.

Für Katte war ich ein Verräter. Einen Augenblick lang stellte ich mir sein Gehirn als ein Stück Stoff vor, in das die Motten eine Menge Löcher gefressen hatten. Ich dachte: Katte und ich sind zwei Seiten von ein und derselben Person. Es lief mir eiskalt den Rücken hinunter. Auf der Polizeischule waren wir dicke Freunde gewesen. Aber das war jetzt lange her, und meine Erinnerung an jene Zeit war nicht mehr als ein fadenscheiniger Lumpen, der mich nicht länger warmhielt.

Katte leckte sich die aufgesprungenen Lippen, einmal, zweimal, dreimal. Ich wartete auf Antwort. Ich war mir nicht mal mehr völlig sicher, ob er überhaupt wußte, wer ich war. Beim dritten Glas war er schließlich so weit. Ich wiederholte meine Frage, und er antwortete:

„Und ob. Und ob wir Zulauf haben. Wie´n Strandhotel inner Hochsaison. Könn uns kaum retten, haha.“ Er deutete mit dem Finger über seine Schulter auf einen Ordnerberg, der sich hinter ihm in einer Ecke des Zimmers türmte. „Wenn mich einer fragen würde, Nick, ja?, hier stimmt´s nicht mehr, schon lange nicht mehr. `S verschwinden einfach zuviele. Für die Jahreszeit jetzt.“ Er nahm einen gierigen Schluck. „Ich denk immer, wir müßten mal´n paar mehr Leichen hier hahm, oder Teile von Leichen, aber nix, ja? Nur die Karteileichen, die ham wer hier ... verstehst! Fragt aber keiner nach.“

„Und euer Vorbeter? Was sagt der dazu?“

„Der? Ach! ... Was soll der schon dazu sahn. Dem is auch sein Leben lieb. Der hält´s Maul, wie alle.“ Katte leerte sein Glas und genehmigte sich ohne Verzögerung Nummer vier. „Die werden doch bezahlt dafür, korrupte Bande. Pjassawas Geld.“

„Pjassawa?“ Der Name fuhr mir mit feinen Widerhaken in den Sinn und ließ mich aufhorchen. Zuerst fielen mir dazu die Lobeshymnen der Boulevardpresse ein. „Wie – der Startransplanteur und Retter unschuldigen Lebens? Den kannst du doch nicht meinen, Katte, oder?“

Katte beugte sich weit über den Tisch. Eine Ginfahne wehte mir entgegen und warnte mich: Vorsicht, dies ist keine schöne Geschichte. Keine Gutenachtgeschichte, nach der man süß träumen kann. Ich rückte meinen Stuhl etwas nach hinten. Im selben Moment haßte ich mich für meine Kaltschnäuzigkeit, aber es half nichts. Das andere konnte ich noch viel weniger ertragen.

„Kann ich nicht?“ raunte Katte. „Kennst du vielleicht einen andern? Was glaubst du denn, Baby-face? Kannibalen? Außerirdische? Hau doch ab ...“

Ich zuckte mit den Schultern. Katte lehnte sich noch weiter vor, bis er fast flach vor mir auf dem Tisch lag.

„Nick, du hältst dein verdammtes Maul oder du hast mich auf dei´m dreckigen Gewissen, genau wie–“ Er brach ab. „Du weißt, wen ich mein. Und das kannst du mir wohl noch glauben, mit den Leuten is nich zu spaßen, kapierst du?“ Er ließ sich auf seinen Stuhl zurückrutschen. Er trank zwei Schlucke und

wischte sich den Mund mit dem Rücken seiner geschwellenen, blauvenigen Hand ab. „Die machen nämlich nur zwei Sorten von Eingriffen. Den jüdischen Mädels machen sie die Näschen kleiner, und den vorwitzigen Burschen, die ihre Zinken überall reinstecken, schleifen sie gleich rappzapp das ganze Gesicht weg, aber komplett, sag ich dir“ Er rieb sich mit den Händen über seine eigene aufgedunsene Visage. „Solche ham wer auch schon hier hergekriegt, Nick. Sieht nich hübsch aus, sowas“

„Pjassawa, hm?“ Aber Katte sagte nichts mehr. Er schüttelte den Kopf. Er schenkte sich zitternd nach. Seine Stimme verzerrte sich, und der Gin schülperte über seine Finger, tropfte auf die Tischplatte, während er tonlos in sich hineinzulachen schien. Sein Körper bebte wie Gelatine. Drei sind einer zuviel, dachte ich und ließ ihn mit dem Gin allein, der ihm die bessere Gesellschaft war. Als ich schon die Hand auf der Klinke hatte, rief Katte mir noch hinterher:

„Hey Nick ... wieso trinkste eingklich nich mehr mit ´nem alten Kumpel, ha?“

Ich drehte mich um. Es war schwer, ihn anzusehen. „Bin jetzt trocken, Katte. Ich nehm nix mehr.“

Er sah durch mich hindurch. „Clean, ha?! Bist wohl Mammis guter Junge geworden ... daß ich nich lache!“

Ich machte die Tür von außen zu. Aber als ich die Treppe zurück nach oben ging, hörte ich Katte hinter mir herbrüllen:

„Der Teufel soll dich holen, Nick! Dich und deinen gottverdammten Heiligenschein! Fahr zur Hölle, wo du hingehörst!“

Ein Freund von mir hatte früher dort gewohnt

If I had a photograph of you
Or something to remind me
The Human League

Das Foto, von dem Paloma gesprochen hatte, hatte Idaho ihrer Schwester in einem ihrer letzten Briefe mitgeschickt. Von der ganzen weitverzweigten Familie hatte diese Schwester als einzige nach Idahos unvermittelter Abreise (was es zuerst zu sein schien) noch gelegentliche Lebenszeichen in Form von Post von ihr erhalten. Diese Briefe waren aber unregelmäßig und in immer größer werdenden Abständen gekommen, bis sie schließlich ganz ausblieben. Sie trugen keinen Absender und waren in weit auseinanderliegenden Städten aufgegeben worden. Manchmal waren es nur ein paar Worte, auf die Rückseite einer Restaurantrechnung gekritzelt.

(Entschuldigen Sie bitte, aber können Sie sich vielleicht an eine zierliche Frau erinnern, eine Schweizerin mit langen roten Haaren und einem hübschen Gesicht? Sie war am 24. Oktober 198.. hier und aß Riesengarnelen mit Walnüssen, süßsauer. Und trank dazu ein Bitter Lemon. Aber vielleicht hatte sie auch Ente frittiert mit Nudeln und Krupuk vorweg, und die Cola. Ja, ich weiß. 198.. ist schon etwas länger her. Man kann sich auch die Haare abschneiden. Oder sie sich färben. Aber diese Frau spielte Banjo. Das tun nicht viele Frauen. Sagen Sie mir mal, wieviele rothaarige Schweizerinnen, die Banjo spielen, Sie in Ihrem Bekanntenkreis haben ... na?)

Duvivier, du bist ein Idiot.

Idaho hatte nicht gefunden werden wollen. Ihre Briefe, so erklärte mir Paloma, verrieten nicht das Geringste von ihrem Aufenthaltsort, hüteten sich, ein Wort über ihre Arbeit zu verlieren (oder womit sie sich über Wasser gehalten haben mochte), und schwiegen sich regelrecht aus über alle anderen Leute, mit denen sie zu tun gehabt haben mußte.

Ich gewann nach einiger Zeit den Eindruck, als habe die Familie ihrerseits die verlorene Tochter auch nicht sonderlich vermißt, als habe sie Idaho recht bereitwillig unter der Rubrik 'Schwarzes Schaf' abgeschrieben. Aber das war schon geraten ... man hatte ihre Entscheidung respektiert, weniger aus Gleichgültigkeit als vielmehr aus Hilflosigkeit. War sie denn nicht schließlich erwachsen und würde schon wissen, was sie tat? Auch geraten. Idaho war zwanzig gewesen, als sie verschwand, vielleicht einundzwanzig: nicht das Alter, in dem man sich den Kopf über die Konsequenzen des eigenen Tuns zerbricht. Der Grund, weswegen man sich jetzt Klarheit verschaffen wollte, war wie meistens ein Todesfall. Um ein nicht unbeträchtliches Erbe aufzuteilen, mußte eindeutig festgestellt werden, wo sich die Geschwister aufhielten – einschließlich der verschwundenen, vermißten, verschollenen. Letztendlich ging es darum, ob sie überhaupt noch alle am Leben waren.

Ein lausiges Foto war alles, was es gab. In der Wohnung, in der dieses Bild gemacht worden war, hatte Idaho vorübergehend gewohnt. So weit die vage Erinnerung der Person, der das Foto zugespielt worden war – Paloma? Vielleicht ein bißchen wenig, wenn man vorhatte, einen verschwundenen Men-

schen aufzutreiben, eine Vermißte zudem, die nicht weniger als zwei Jahrzehnte Vorsprung hatte. Vor allem, wenn das Foto nicht die gesuchte Person abbildete, sondern einen Raum. Es ließ sich nicht genau sagen, was für einen Raum, denn der Fotograf hatte, ob im Tran oder in Nachempfindung des damaligen Zeitgeschmacks, seine Aufnahme überbelichtet und die Kamera beim Auslösen verrissen. Außerdem schien er noch ein Fish-eye verwendet zu haben, um die Optik zusätzlich zu verzerren; die konkave Neigung der Wände deutete darauf hin.

Ein Korbstuhl mit kegelförmigem Sitz an dünnen Drahtbeinen im Stil der sechziger Jahre, eine Art geflochtener Wäschekorb, zwei übereinandergestapelte Küchenstühle, einer davon hell gestrichen, ein großes Stück Bodenbelag aus geflochtenen Strohquadraten, ein hochlehniiger Sessel, ein zusammenklappbarer Holzstuhl standen oder lagen herum. An den Wänden hingen Bilder und anscheinend leere, mit Tüchern oder Lumpen verhängte Rahmen; zerknülltes Papier und anderer, undefinierbarer Müll lag auf dem Boden verstreut, unter dem Korbstuhl eine leere, zerdrückte Marlboroschachtel. Am hinteren Ende des Raumes noch ein Stuhl, ein Schrank (es konnte auch eine Staffelei mit – leerer? – Leinwand sein), ein Haufen unkenntlichen Gerümpels.

Ein überbelichtetes, verwackeltes Schwarzweißbild von einem fensterlosen Raum, vermutlich einem Flur. Es war schwer zu sagen, wie lang er sein mochte, weil das Objektiv die Perspektive völlig verzerrt hatte. Links waren zwei offene Durchgänge zu erkennen, Türen, durch die von einer Seite her grelles Licht hereinfließte (das waren doch wohl Türen?). Von einem Flur ohne Menschen darin oder einen Ausblick, der Rückschlüsse auf seine Lage ermöglicht hätte. Was hatte sich dort abgespielt, was niemand wissen sollte?

Ich suchte nach Margone Schwanitz, genannt Idaho. Plötzlich, scheinbar aus triftigem Grund, interessierte sich jemand für diese Frau, die zwanzig Jahre lang sich selbst überlassen geblieben war. Jemand wollte eine Verbindung zu ihr herstellen, und deshalb sollte ich sie finden. Es war alles ganz einfach. Na fein.

Diffuse Aufträge mit ungewissen Ausgangschancen sind genau das, was einen privaten Ermittler weiterbringt, dachte ich. Auf diese Weise, Duvivier, wirst du weder reich noch berühmt werden, wenigstens nicht in diesem Leben. Weil du das so wolltest, hast du dir diesen Beruf ausgesucht, statt etwas Gutbezahltes, Ruhiges, Sicheres zu machen.

Und weil du gegen alles Ruhige, Sichere so eine eingefleischte Abneigung hast, läßt du dich auch immer wieder willig vor Palomas Schinderkarren spannen, aber wie willig! Mach dir nichts vor: Du würdest noch ein zweites Mal nach dem vermaledeiten Becher tauchen, wenn du sie damit nur kriegen könntest. Kannst es ruhig zugeben.

Und vielleicht hättest du sogar Glück, wer weiß, und kehrtest wieder ... aber nimm dich in acht: Was die heulende Tiefe da unten verhehle, das erzählt keine lebende glückliche Seele. Alte Taucherweisheit.

Und du und ich wissen, daß du sie auch damit nicht kriegst.

„Nein ... ich erinnere mich nicht ... nein.“ sagte sie kopfschüttelnd und schob das Foto mit einer entschiedenen Handbewegung auf dem Tisch von sich, so wie man eine als unpassend empfundene Bemerkung wegwischt. „Das sagt mir überhaupt nichts. Ich bin mir ziemlich sicher, daß ... ich diese Wohnung noch nie in meinem Leben betreten habe.“

Es kam mir aber so vor, als habe sie nur eben einen flüchtigen Blick auf das Bild geworfen und es dann mit einem Anflug von Widerwillen im Gesicht beiseitegeschoben, als sei es eine ungerechtfertigte Anschuldigung; eine mühsam verdrängte Erinnerung, der man nie mehr in die Augen sehen wollte. Ein Stein im Schuh.

Ich antwortete nichts darauf. Was heißt schließlich schon 'sicher'. Das sagt man für gewöhnlich, wenn man sich wünscht, etwas möchte sicher sein; es kommt einer Beschwörung nahe, manchmal gleich. Helena sagte dann auch nichts mehr; und wir saßen wortlos nebeneinander wie Leute in einem Wartezimmer. Vielleicht hingen wir jeder seinen Gedanken nach; vielleicht beobachteten wir einander aus den Augenwinkeln.

Auf der Kopfsteinstraße vor dem Haus, tief unter den Fenstern der Bildhauerin, hörte man dann und wann ein Auto vorbeifahren, die Reifengeräusche von dem unebenen Untergrund verstärkt. Durch die Wohnung drangen die Schreie und das Gekreisch spielender Kinder aus den Hinterhöfen zu uns herauf. Ich nahm gewohnheitshalber einfach an, daß sie spielten – auch wenn es sich mehr nach Mord und Totschlag anhörte. Der Teufel weiß, was sie heute spielen, die lieben Kleinen.

Die Nacht näherte sich mit Riesenschritten und fliegenden Rockschoßen. Die Wohnung im vierten Stock des hohlwangigen Gründerzeithauses, in der ich Helena Bonniloff aufgesucht hatte, war eine verschachtelte Flucht von Räumen: voller geheimer Winkel und Schränke. Türen, die zurück zum Korridor führten. Eben solche Türen – und man stand in einem engen Korridor, an dessen Wänden Haken befestigt waren. Der enge Gang führte sogar rechter Hand um die Ecke, wo nun absolute Dunkelheit herrschte. Von dort war kein Ausgang. Man glaubte, durch eine Tür zu gehen und stand vor einer Reihe von Brettern, bereit, Geschirr oder Wäsche aufzunehmen. Man öffnete eine Tapetentür und vermutete einen Schrank, da führte ein Durchgang mit Biegungen weit hinüber auf ein glasgedecktes Flachdach.

Als ich am frühen Nachmittag dieses dank eines Schneehimmels noch leidlich hellen Wintertages angekommen war, hatte in der Küche, einem Durchgangszimmer, das wie ein Scharnier zwischen zwei Gebäudeflügeln lag, mit Mädchenkammer und Hintertür zur Korkenziehertreppe, das Zwielflicht gestanden wie eine Gruppe schweigender Männer in grauen Regenmänteln. – Jetzt, eine knappe Stunde später, war es fast dunkel geworden.

Helena hatte uns auf dem Campingkocher in der Küche mit einer alten Espressomaschine Kaffee gekocht. Schon alleine deswegen würde sich der Besuch bei ihr gelohnt haben; ich wußte schon nicht mehr, wann ich zuletzt Kaffee aus echten Bohnen getrunken hatte. Wenn man das echte Zeug einmal gekostet hatte, schmeckte man den Unterschied doch immer heraus und konnte sich mit dem verschnittenen Ersatz nie mehr zufriedengeben. Und Helenas Kaffee war eindeutig nicht verschnitten, nicht gestreckt; noch nicht einmal ranzig war er.

Als das Gebräu in der Aluminiumkanne hochgesprudelt war, nahm Helena das Tablett mit dem Geschirr und ließ mich lediglich die Kanne tragen. Mein Gehirne war ihr offensichtlich nicht entgangen.

„Wer war die Bekannte, die Sie zu mir geschickt hat?“ Ihr Ton ließ keinen Zweifel daran, daß sie meinte: wer mich ihr auf den Hals gehetzt hätte. Sie beäugte mich argwöhnisch, lauernd. Die Iris ihrer Augen schimmerte messingfarben, wie zerstört. „Herr ... ? Entschuldigen Sie, ich habe Ihren Namen nicht richtig verstanden –“

Sie beharrte auf diesem Spiel. Es war alles Schau; Helena wußte genau, wer ich war, und wem sie meinen Besuch zu verdanken hatte. Zwar erblindete sie wohl langsam, aber ihren Geist hatte das, was ihre Augen unbrauchbar werden ließ, nicht angegriffen. Ich wiederholte ihr meinen Namen langsam und beobachtete ihre Reaktion. Sie ließ ihn sich auf der Zunge zergehen, ließ die davon wachgerufenen Assoziationen in aller Ruhe an sich vorüberziehen und entschied dann, keine einzige von ihnen preiszugeben. Sie trieb sie in ihren finsternen Verschlag zurück und entfernte sich eiligen Schrittes. Ihr in sich versunkener Blick kehrte in die Gegenwart zurück und richtete sich wiederum auf mich, den greifbaren Ausgangspunkt.

Durch die verdreckten Fenster des Vorderzimmers fielen die flachen Strahlen der Abendsonne, die eben hinter den Hausdächern im Westen versank. Ein paar Minuten lang war der Raum von dickem, gelbem Licht erfüllt, einem Abglanz des schwefeligen Himmels. Das Zimmer war sonderbar eingerichtet, oder besser gesagt, es war nicht eingerichtet, sondern bloß mit einem Sammelsurium von Möbeln ausgestattet: als habe jemand anderweitig nicht genug Platz für seine diversen Besitztümer gefunden, und doch den Sperrmüll gescheut. Abstellkammer der Theaterrequisite, mit den Utensilien für ein drittklassiges Stück, aber was für eines?

Ein altersschwarzer Aussteuerschrank deutete vage auf ein Schlafzimmer hin; ein nicht minder erdrückender Schreibtisch in wuchtigem Art Déco, dessen Platte (mit grünem Leder bezogen, mit Ranken aus goldgeprägten Gladiolen verziert) unter durcheinandergerutschten Stapeln von Papier und Zeitschriften kaum noch zu sehen war, und ein lieblos vollgestopftes Bücherregal erinnerten an ein Arbeitszimmer. Teilweise mit einer Plane abgedeckt stand dagegen in der Ecke hinter der Tür eine Hobelbank, unter der jemand ein stattliches Arsenal großer Schraubzwingen und Gestellsägen verstaut hatte. Die Plane, bemost wirkendes Segeltuch mit Knebelknöpfen daran (wahrscheinlich eine Bootspersenning), war mit allerlei verschiedenen Profilhobeln beschwert, über die sich jedes ländliche Heimatmuseum gefreut hätte. An der Wand hing eine Sprossenleiter, wie man sie in Gymnastikräumen benutzt; diese schien jedoch allenfalls noch zum Wäschetrocknen taugen zu wollen. Und vor den Fenstern standen in den großen Übertöpfen, wie es sie früher in sogenannten Gartenbaumärkten zu kaufen gegeben hatte, üppige Blattpflanzen, zwanzigjährige Klivien und mannshohe Philodendren und zerbrechlich wirkende Pflanzen mit getüpfelten Blättern und Rispen zartrosafarbener Blüten. Ich fragte mich unwillkürlich, ob sie wohl echt seien, aber es ergab sich keine Gelegenheit, ungesehen eines ihrer Blätter zu befühlen, und sei es noch so flüchtig.

Meine Gastgeberin verharrte steif wie eine afrikanische Stele in einem hochlehnigen Rohrsessel Marke Bandscheibenschaden. Ich selbst hockte völlig verkrampft auf einer breiten, improvisierten Couch aus losen Kissen, die sich unter mir zu bewegen schienen wie die Rücken im Schlaf dicht aneinanderge-

drängt liegender Tiere, so daß man sich nirgends anlehnen konnte. Bald hatte ich herrische Kreuzschmerzen; innerlich fühlte ich auch noch das langvergessene Zittern, von dem Kaffee, den ich nicht mehr gewöhnt war.

Auf dem schwarzen Rattantischchen lag zwischen dem chinesischen Talmigeschirr, aus dem wir den Espresso stilbrecherisch getrunken hatten, ein zerfledderter Stapel Kopien. Jemand namens Ramón del Valle-Inclán hatte ein Büchelchen mit dem Titel 'La lámpara maravillosa' geschrieben, und jemand mit einem Bleistift hatte die Ränder der Kopien vollgekritzelt. Eine Uhr, die ich nicht sehen konnte, tickte laut wie in einem billigen Film, um anzudeuten, daß die Zeit verrann. Dein Countdown, dachte ich: Leg dich ins Zeug.

„Haben Sie eigentlich noch Kontakt zu Alverdes?“ fragte ich Helena aufs Geratewohl, als ich dachte, sie würde dieses Jahr nicht mehr von sich aus das Wort ergreifen, sondern wortlos verharren und einfach abwarten, bis ich mit erstarrten Gliedmaßen in einem Kokon aus Staub und Spinnweben säße, ohne die Gabe oder Erinnerung der Sprache. Wenn ich nicht vorher unverrichteter Dinge fortginge.

„Dem?!“ Wider Erwarten kam die Antwort wie aus der Pistole geschossen. Als habe sie just in diesem Moment an ihn gedacht (oder denke immerzu an ihn). Aus dem scharfen Ton ihrer Stimme war zu schließen, daß es keine freundlichen Gedanken gewesen sein konnten. Entsprechend bedurfte sie diesmal keiner weiteren Aufforderung und ließ sich auch nicht lange bitten:

„Hat sich über Nacht aus dem Staub gemacht, der gnädige Herr. Aber nicht, ohne sich vorher ein paar Tricks von mir abzugucken.“ Das konnte sie ihm nicht verzeihen. Sie sah auf ihre verarbeiteten Hände, die unablässig, wie zwei manische Automaten, den Stoff ihres Rockes auf ihrem mageren Schoß glattstrichen. Diese Marktweiberhände, knotig und verschlissen, schienen nicht recht zu ihrer zierlichen Person zu passen; sie wiesen Narben und verhornte Stellen auf, alle Spuren jahrelanger Arbeit mit schwerem Gerät. Ihre Hände waren schmutzig gemacht worden – keine feinen Damenfinger. Als hätten sie sich beobachtet gefühlt, flogen sie mit unerwarteter Grazie wie verschreckte Vögel auf und retteten sich in den Schutz von Helenas Haar: langes offenes Haar, straff wie schweres Seidengarn, und stahlgrau. Mir fiel ein Märchen ein; ich hatte den badenden Jungfrauen heimlich zugesehen, doch als sie mich bemerkten, verwandelten sie sich in wilde Schwäne und flogen eilends davon, fort über den See. Ich kannte ihr Geheimnis nicht und konnte sie auch nicht erlösen.

„Ich arbeite nicht mehr“, sagte Helena; die erste Bemerkung über sich selbst, die sie unaufgefordert machte. „Nur noch im Kopf – Entwürfe. Kann manchmal einen verkaufen Augen zu schlecht, Hände kaputt. Rücken kaputt.“ Mehr gab es zu ihrer Person nicht zu sagen. Und dann, als sei es wichtig, sich nicht davon abbringen zu lassen:

„Entwürfe hat er mir gestohlen, und nachher als seine eigenen ausgegeben und verkauft. Hat ihm aber nichts genützt, dem armen Irren. Er konnte nur abkupfern, und nichts als das. Eigene Ideen hat er nicht gehabt in seinem Spatzenhirn. Jedenfalls keine, die was getaugt hätten.“ Sie schnaubte verächtlich. Dann sah sie mich an und lächelte strahlend über das ganze Gesicht: wie man lächelt, wenn man einen Gedanken anders nicht ertragen kann. Sie wollte ihre Verzweiflung mit niemandem teilen. Doch plötzlich, mit unerwarteter Zartheit (denn für alles andere war es sowieso längst zu spät):

„Hat auch kein Glück gehabt, Ally.“ Genau – das war damals sein Name gewesen.

Das Lächeln brach mit einem Schlag weg. An seine Stelle trat wieder das unablässige Starren, durchdringend und unangenehm; als ließe sich der Mangel an räumlicher Perspektive mit Intensität wettmachen.

Ich hätte Helena nicht nach ihrer Arbeit fragen sollen. Sie konnte nicht um so viel älter sein als ich. Aber sie wirkte ungesund und machten den zerbrechlichen Eindruck von jemandem, den in erster Linie ein eiserner Wille auf den Beinen hält. Jemand, in dessen Innerem ein ununterbrochener Schmerz zehrt. Oder Rachlust. Ihr Teint war gelb und fleckig wie bei chronisch Leberkranken, und die zerknitterte, papierne Haut spannte sich zum Zerreißen straff über die hervorspringenden Wangenknochen. Was sollte sie denn auch noch arbeiten, als Bildhauerin, mit solchen Augen, die schlammtrüben Pfützen glichen?

Ich nahm das Foto vom Tisch und wog es in der Hand; ich wollte Zeit schinden. Es war das einzige, was ich hatte, und als ich es jetzt ansah, hörte ich weit weg ein hämisches Hohngelächter. Duvivier der Idiot: Alle wissen es, nur er nicht.

Es war ein zerknicktes, abgestoßenes Schwarzweißfoto, eine überbelichtete, unscharfe Aufnahme, noch dazu mit einem entstellenden Spezialobjektiv, und sie zeigte den Flur einer Wohnung, in dem eine Art Schlacht stattgefunden zu haben schien; oder eine Hausdurchsuchung; oder man hatte die Bewohner einschüchtern wollen, damit sie die Wohnung endlich räumen: Eigenbedarf.

Dieses Bild, von einem Mochttegerfotografen am Morgen danach aufgenommen, um gottweißwas damit zu dokumentieren, war mein Strohalm, mein Licht am Ende eines zu langen Tunnels. Das einzige, was meine verlöschende Erinnerung noch hatte dingfest machen können. Ich lag im Bett, ohne mich zu rühren, ohne auch nur Atem zu holen – und versuchte verzweifelt, den Traum festzuhalten, aus dem ich so mühsam aufgewacht war ... eine Eidechse, die ihren Schwanz abwirft, wenn du sie zu packen versuchst ... wie war das? Wie war das?! Es gab nichts, nur den Sekundenbruchteil des Wiedererkennens beim Wühlen in altem Zeug, ein Funke, der glühendheiß auf meine Haut gefallen war: Hier ist es gewesen.

„Können Sie denn partout nichts mit dem Bild anfangen?“ fragte ich Helena ein letztes Mal, ohne dabei ihr Gesicht aus den Augen zu lassen. Falls sie reagierte, ließ sie es sich nicht anmerken. Stattdessen erhob sie sich unvermutet geschwind, fast wie von einer verborgenen Feder hochgeschnellt. Anscheinend hatte sie nur auf das Signal gewartet, diese für sie peinliche Sitzung zu beenden, und machte sich jetzt mit mechanischen Händen daran, den Tisch abzuräumen.

„Es wird Zeit, daß Sie gehen.“ sagte sie, ohne eine Miene zu verziehen. „Kommen Sie nicht mehr her, Duvivier Schlafende Hunde soll man nicht wecken. Das haben Sie vielleicht schon einmal sagen gehört.“ Sie ging hinaus.

Sie konnte nicht viel deutlicher werden, und ich verzichtete darauf, nähere Einzelheiten abzuwarten. Ich ließ das Foto in meiner Jackentasche verschwinden, rief ihr ein „Danke für den Kaffee!“ in die Küche nach; das inwendige Zittern verwandelte meine Eingeweide in einen diffusen Brei. Im Flur drängte ich mich zwischen die Regenmantelmänner. Als ich meinen Mantel vom Haken nahm, war aus der Küche nur sonores Geschirrgeklapper zu hören.

Während ich langsam die Treppe hinunterging und mich fragte, warum der Hausbesitzer die schönen, messingbeschlagenen Doppeltüren in jedem Stockwerk in einem anderen unaussprechlichen Braun- oder Grünton hatte streichen lassen, dachte ich wieder an Paloma. Es hatte keinen Sinn, sie zu fragen. Ihre Idee war zu meiner Idee geworden, und sie konnte mir auch nicht verraten, was ich als einziger wußte.

Treppen kosten mich immer geraume Zeit, und Helena Bonniloffs Wohnung lag wie gesagt nicht gerade im Hochparterre. Es dauerte ewig, bis ich unten ankam. Als ich das Scheunentor von einer Haustür aufgezogen hatte (die Sorte Tür, durch die ein hochbeladenes Pferdefuhrwerk passen soll) und eben auf die Straße herausgekommen war, hörte ich hoch über mir, als säße sie in den luftigen Kronen der Platanen, die die Straße säumten, und hätte nur darauf gewartet, mich vor dem Haus erscheinen zu sehen, Helenas drahtene Stimme schrill nach mir rufen:

„Duvivier! Duvivier!! Warten Sie!“ Ich legte den Kopf in den Nacken, so gut es ging, und ließ meinen Blick die Hausfassade hochklettern. Im Vierten wehte es stahlgrau aus dem Fenster, ein verlorenes Anzeichen von etwas Leben vor der schmutzibraunen Fassade und den abgeblättern Fensterrahmen.

„Und lassen Sie mich bloß zufrieden“ Ich sah einen kleinen, noch in der jetzt beinahe vollkommenen Dunkelheit blinkenden Gegenstand wie in Zeitlupe auf mich heruntertrudeln. Um ein Haar wäre er mir ins Gesicht geschlagen; sie mußte ihn heruntergeworfen haben. Ich machte einen Satz zur Seite, und ließ das Blinkeding neben mir aufs Pflaster schlagen. Es schepperte blechern. Als ich mich bückte, um es aufzuheben, hörte ich, wie oben das klemmende Fenster mit Wucht zugeschlagen wurde.

Das blecherne Ding aber erwies sich als der sorgfältig ausgekratzte, scharfkantige untere Teil einer Cornedbeefbüchse, der Sorte, die man mit einem kleinen Blechschüssel öffnet. In der Dose steckte ein eng zusammengefaltetes Stück steifen Kartons, ein Mäppchen, wie sie früher von den Paßfotografen benutzt wurden. Es war leer.

Auf der Rückseite waren der Name und die Adresse des Fotografen in goldenem Prägedruck geschrieben: Sigismund Marscholak, Gabelsbergerstraße 318. Ich kannte die Gegend auf dem anderen Flußufer; ein Freund von mir hatte früher dort gewohnt.

Als sie sich beide ihrer absoluten Endlichkeit bewußt waren

Es war Februar geworden, der Nußbaum im Hof würde jetzt bald dicke Knospen treiben, wenn das milde Wetter nur noch ein paar Tage anhielt. Margone war glücklicher als je zuvor. Zum ersten Mal in ihrem Leben, so schien es ihr, war sie an einem Ort zuhause, heimisch in dem Haus, das die Liebe bereitet.

Zuhause war ein einstöckiges Holzhaus in einem ruhigen Wohnviertel, dessen ländlich-provisorische Straßen mit würdevoller Gleichmut die Namen der griechischen Musen trugen: Erato, Euterpe, Kalliope, Klio, Melpomene, Polyhymnia, Terpsichore, Thalia und Urania. Ihr Haus – Allys Haus – war die rechte Hälfte eines Doppelhauses und stand, wie alle älteren Gebäude hier, auf halb mannshohen Sockeln aus gemauertem Ziegelwerk, denn die Stadt lag zu großen Teilen unter dem Meeresspiegel und war von Wasser umgeben: einem großen See, einem mächtigen Strom. Bis vor wenigen Jahrzehnten hatten regelmäßige Überschwemmungen zu jedem Jahreslauf gehört, unbequem, aber fraglos hingenommen.

Man betrat dieses Haus auf Stelzen über eine zur Straße hin sich öffnende Veranda, eigentlich mehr ein weites Vordach. Eine doppelflügelige Eingangstür führte in ein langgestrecktes, schmales Wohnzimmer, das eine angedeutete Türwölbung in einen vorderen und einen hinteren Raum teilte.

Es waren schöne, dämmrige Räume mit dunkelschimmerndem, zerschrammtem Parkettboden und Wänden von einem pudrigen Wedgwoodblau. Linker Hand befand sich in jedem der Zimmer ein hoher Kamin. Sie wurden nicht mehr benutzt und waren mit weißgestrichenen Blechblenden verschlossen; auf den gekachelten Einfassungen standen stattdessen antik anmutende, vielflammige Gasleuchter, die an kühlen Tagen nicht mehr als eine spärliche Wärme verbreiten konnten. Rechts zwei Fenster, die stets mit Jalousien verschlossen waren, da das Nachbarhaus seine Fenster genau vis-à-vis hatte, auf der anderen Seite eines schmalen Durchgangs zwischen den Häusern.

Das Mobiliar bestand im wesentlichen aus zwei Couches, die aus rohen Holzkisten zurechtgezimmert zu sein schienen, in Wirklichkeit aber aus dem Räumungsverkauf eines nicht ganz billigen Möbelgeschäfts stammten. Ihre Polster waren mit blauem Tweed bezogen. Dazu gehörten ein Eßtisch und Stühle, aber vor allem ein ähnlich robinsonesk wirkender Couchtisch, dessen Höhe dazu verlockte, müde Beine darauf zu betten. Im Regal an der gegenüberliegenden Wand gab es einen CD-Spieler, einen Fernseher, einen Videorekorder, alle auf der Höhe der Zeit und mit den dazugehörigen Fernbedienungen, die man immer unter dem Haufen betagter Zeitungen auf dem Tisch suchen mußte, in dem sie sich für gewöhnlich versteckt hielten (und unter ihnen, in perfektem Mimikry, noch ein oder zwei billige Taschenrechner). An den Wänden hingen einige flächige, papageienbunte Drucke in Wechselrahmen aus mattiertem Metall unbestimmter Farbe.

In diesem kühlen, schummrigen Raum verbrachte Margone viel Zeit, wenn sie allein zuhause war – fast immer. Allys umfangreiche CD-Sammlung enthielt fast alles, wofür sie sich begeisterte: neben vielen anderen Saties Gymnopédies und Gnossiennes, um nur die bekannteren Stücke zu nennen, Villa-Lobos´ herzerreißende Bachiana Brasileira No. 5, auch in der Aufnahme mit Barbara Hendricks, Miyagis beruhigende Kotostücke, bei denen man im Hintergrund Regenrauschen mitzuhören glaubte, Casals Einspielungen der Bach´schen Cellosuiten und englische Liebhaberaufnahmen von Gesualdos Madrigalen (und

Latino-Hiphop, die komplette Werkausgabe der Wipers, das Debütalbum von Edie Brickell & The New Bohemians; Margones Musikgeschmack verschloß sich in keiner Richtung.)

Manchmal, wenn er abends nicht arbeitete, was hin und wieder vorkam, sahen sie hier zusammen fern, und dies taten sie mit großer Passion. Das heißt, sie rekelten sich nicht sehr elegant, aber dafür umso bequemer auf das längere der beiden Sofas, von wo aus man einen guten Blick auf den Fernseher hatte, und arbeiteten sich durch sämtliche Programme – damals neununddreißig. Sie tranken dabei Wein und rauchten indonesische Zigaretten, die mit Nelkenöl und noch etwas anderem parfümiert waren, oder er mixte ihnen Drinks, die ihre wortreiche Erregung nur noch anfeuerten.

Denn sie sahen gemeinsam kaum je im eigentlichen Sinne taub und dumpf fern, von der Flut der Bilder und Töne zum Verstummen gebracht und in die Bewußtlosigkeit abgedrängt. Oft war es kaum möglich, den verschiedenen Sendungen zu folgen, da ständig einer von ihnen die Fernbedienung in der Hand hielt und, den Finger an der Auf- oder Abtaste, entrückt und berauscht von kindischem Machtgefühl unruhig die Kanäle wechselte. Und wenn sich ein Programm ungebührlich lange auf dem Bildschirm behauptete, drängte mit Sicherheit der andere zum Weiterzappen, mach weiter, mach doch mal weiter! Gefiel ihnen ein Film, dann deshalb, weil sie ihn schon kannten – oder auch nur zu kennen glaubten; oder das Genre hinreichend kannten – und die Bilder ihnen eine willkommene Gelegenheit boten, dem anderen nun die Geschichte in allen ihren Einzelheiten (echten wie erfundenen) zu erzählen, dem Film immer um die Nasenlänge einer Sequenz oder manchmal nur eines Schnittes voraus. Dies nannten sie ‘das Drehbuch geschrieben haben’.

Denn vor allem benutzten sie die visuelle Anregung, die ihnen das Medium brachte, um selber zu reden, miteinander, gegeneinander. Sie kommentierten das Geschehen, hey guck doch mal, hast du das gesehen?, oft noch Szenen diskutierend, die schon längst von anderen überrollt worden waren. Das ist doch, na!, wie heißt sie gleich, aus diesem anderen Film da ... neulich ... Mensch, den hast du doch auch gesehen ... – Wieso sind die jetzt da hingefahren ... – Na weil doch die Kellnerin von der Destille da wohnt, die ihn zuletzt lebendig gesehn hat ... – Ach sooo! – Und paß auf, jetzt macht sie gleich die Tür auf, jetzt, jetzt! und ZACK! hast du gesehn?

Sie nannten die Namen der Schauspieler, und ihre anderen Filme, und rieten die Regisseure anhand des Kamerastils und der Montagetechnik, und stellten Vergleiche zu Blickwinkeln und Schnittfolgen der Klassiker an, vor oder nach ‘Citizen Kane’ oder Neorealismus oder ‘A bout de souffle’. Sie machten sich über die prominenten Gäste der Talkshows lustig, deren unzusammenhängendes Geschwätz ihnen selten mehr als eine halbe Minute ihrer flatterhaften, aufgeputschten Aufmerksamkeit wert war, und verulkten die immergleichen Seifenopern mit ihren billigen Kulissen und schlechten Darstellern, und sie sprachen wild durcheinander, nein, hör mir mal zu! Hör mir doch mal zu jetzt! Willst du wohl – verdammt noch mal, nein! Hörste uff!, und bewarfen sich mit Kissen, hey spinnst du?? Was soll denn das?, und fingen an zu lachen und vor Vergnügen zu jauchzen und sich zu fassen und zu küssen, erst kindisch und wild aufs Geratewohl, dann gezielt und mit mehr Absicht.

Am liebsten hatte Margone die gelegentlichen mitternächtlichen Stummfilme, die sie mit eingelegten Pfirsichen und frischer Schlagsahne gebührend feierten, denn diese stachelten den Erfindungsreichtum

und die Improvisationsgabe ihres Freundes an. Er synchronisierte sie wunderbar aus dem Stegreif, mit verstellter Stimme wie Hüsch in den Stummfilmsendungen ihrer Kindheit, und hörte nicht eher damit auf, als bis daß Margone Tränen lachte und nach Luft rang, hör auf, hör auf ... mein Gott, hör doch auf ... ich kann nicht mehr

Am rückwärtigen Ende des Wohnzimmers, das wie alle Räume die gesamte Breite des Hauses einnahm, lag ein kleiner Flur. Eine Seitentür führte von hier auf den Durchgang zwischen den Häusern hinaus, aber sie wurde nie benutzt und war von außen von wildem Wein überwuchert. Der Flur war vor allem eine Abstellkammer. An der Wand lehnten einige zusammengeklappte Stühle. Ein Tisch voller leerer Flaschen, die irgendwann ins Altglas wandern sollten, und vertrocknetem Obst auf einem bemalten Steingutteller in der einen Ecke, und unordentliche, verstaubte Bücherregale in der anderen, in deren Biegung eine Treppe nach oben in den ersten Stock führte. Hinter dieser Diele aber lag noch eine kleine, helle Küche.

Ihre Wände waren in einem gedeckten Altrosa gestrichen, einer Farbe, auf die Margone ausgerechnet für eine Küche nie verfallen wäre. Aber sie wirkte wider Erwarten angenehm. Der Fußboden war weiß gekachelte, und drückte sich kühl gegen Margones nackte Sohlen.

Wenn sie morgens alleine hier frühstückte, öffnete sie die Tür zur Hinterveranda. Das einfallende Licht ließ den kleinen Raum in blendender Helle erstrahlen und noch größer erscheinen. Sogar an trüben Tagen wirkte die Küche so noch hell, aber sobald man die Tür schloß, wurde sie schlagartig dunkel, denn die zwei Fenster waren von außen ebenfalls mit Wein bewachsen und ließen kaum Licht herein.

Vor dem niedrigeren von beiden, das auf das Nachbarhaus blickte, standen ein Ausziehtisch mit einer zerkratzten Emailplatte und drei wacklige Stühle. Seit sie hier wohnte, aß Margone nicht mehr viel, nicht mehr genug; sie hatte nur wenig Appetit, aber sie fühlte sich trotzdem wohl: unbeschwert. Sie schritt weiter aus, selbstsicher und mit hochargehobenem Kopf, wenn sie nicht gleich atemlos rannte, lächelnd, ohne nach links oder rechts zu sehen. Sie lächelte überhaupt viel mehr als früher, großzügig bis an den Rand der Verschwendung, und sang oft vor sich hin, ohne es zu merken, auch wenn andere in Hörweite waren.

Sie mochte die stillen Morgen, wenn sie in Ruhe aufstehen und sich ohne Hetze auf ihren Arbeitstag vorbereiten konnte; sie verabscheute es, sich früh am Tage beeilen zu müssen. Es fiel ihr nicht schwer, beizeiten aufzustehen; sie war nie eine ausgesprochene Langschläferin gewesen. Sie mochte das Gefühl, das Haus für sich zu haben – und sei es bloß, weil der Freund hinter verschlossener Tür weiterschliefe. Er arbeitete nachmittags und abends, und wachte immer später auf als sie, die morgens das Haus verließ, um rechtzeitig zu ihrer Arbeitsstelle am anderen Ende der Stadt zu kommen.

Sie sahen einander wenig. Er kam immer erst nachts nach Hause, um Mitternacht, um ein Uhr morgens, oder noch später, es ließ sich nie vorhersagen. Margone ging aus Gewohnheit früh schlafen; eine Fremde in der Stadt, in einem Viertel, das für eine einzelne Frau zu unsicher war, hatte sie abends beinahe nie etwas vor, und es war langweilig, alleine zuhause herumzusitzen – zum Lesen zu nervös, zu rastlos zum Fernsehen.

Diese Rastlosigkeit, diese brennende Ungeduld war es, die sie nie richtig fest einschlafen ließ, bevor Ally nicht nach Hause gekommen war. Nicht etwa, weil sie sich so einsam gefühlt oder ihn so schmerzlich vermißt hätte, ganz im Gegenteil: Es war köstlich, das Doppelbett in seiner ganzen Breite für sich allein zu haben, mit beiden Kissen, beiden Decken. So konnte sie, Arme und Beine von sich gestreckt, schräg oder quer liegen, auf dem Rücken, eine Decke über dem Bauch und zwischen den Beinen und ein Kissen im Arm; oder bäuchlings, die zweite Decke halb in den Armen, halb unter sich, das Gesicht in eine Kissenkuhle geschmiegt. Aber sich glücklich und satt einem festeren, arglosen Schlaf anheimgeben konnte sie doch nicht, denn sie vergaß nie, daß Ally früher oder später kommen würde; und obwohl er sie nie geradeheraus weckte, wollte sie wachsam bleiben, den kostbaren Moment seiner Rückkehr nicht verpassen. Aber das sollte er nicht merken, denn es wäre ihm lästig gewesen. Ihre Hoffnung auf seine Gesellschaft und ihre andauernde Freude daran mußten mit niedergeschlagenem Blick hinter einem Wandschirm von Kessheit und Wortgewandtheit verborgen bleiben.

Am Anfang war eine solche Wachsamkeit allerdings nicht erforderlich gewesen. So, als wüßte er es gar nicht, oder als sei es ihm im Laufe des langen Tages gänzlich entfallen, daß er sein Bett mit jemandem teile, hatte Ally das nächtliche Haus immer in einem Wirbel aus Lärm betreten, türensclagend, nach der Katze schreiend, je nach Tagesform laut pfeifend oder fluchend. Die Krachkaskaden kamen einer Flutwelle gleich auf das Schlafzimmer zugerollt, um zuguterletzt auch noch in diese stillsten Wasser einzubrechen. Er stieß fröhlich die Tür auf, schaltete geräuschvoll das erbarmungslose, ungeschirmte Deckenlicht an, und sprang, nachdem er noch mehrfach zwischen Bad und Schlafzimmer hin- und hergelaufen war, sich seiner Kleider entledigt und das Licht ausgeknipst hatte, mit einem Satz zu Margone ins Bett. Er raffte eine der Decken von ihr weg und zog sie über sich, rollte sich mit dem Rücken zu ihr zusammen, wobei er sie oft genug noch trat, und fiel augenblicklich in festen Schlaf, ohne noch ein Wort an sie gerichtet, scheinbar sogar ohne ihre Anwesenheit auch nur irgendwie zur Kenntnis genommen zu haben. Denn sie schlief schließlich – nicht wahr? – seit mehreren Stunden.

Nachdem sie diese Vorstellung eine Woche lang beobachtet und regelmäßig hellwach neben ihm gelegen hatte, angespannt bis zum Äußersten und vergeblich den Schlaf erwartend (denn natürlich hatte sie sich auf ihn gefreut, hatte auf ihn gewartet, um dann nur noch 'im Halbschlaf' eine Begrüßung zu murmeln und möglichst beiläufig eine Hand unter sein Hemd zu schieben), hatte sie ihn schließlich einmal angefaucht:

„Mach doch nicht immer so'n Krach, herrgottnochmal!“

Das hatte überraschenderweise Wirkung gezeigt. Er hatte verblüfft innegehalten, eine ungeduldige Hand am Hemdenknopf, die andere hektisch an den Schnürsenkeln seines rechten Schuhs nestelnd.

„Oh!“ hatte er gesagt, scheinbar ungläubig und mit einer unnachahmlichen Spur falscher Überraschung, falschen schlechten Gewissens in der Stimme, „hab ich dich geweckt?!“ Das war natürlich eine Farce gewesen, und Margone hatte nur knapp geantwortet.

„Blödmann!“

Es gehörte zu ihren Umgangsformen, sich gegenseitig halb ernst, halb scherzhaft zu beschimpfen, und obwohl Margone sich erst daran hatte gewöhnen müssen, genoß sie es mittlerweile selbst, in dreistem

und kaltschnäuzigem Ton mit dem Mann zu reden, der zärtlichere Aufmerksamkeiten zu verabscheuen schien und selber so gut wie nie gewährte. Diese Form der Gegenwehr gab ihr das notwendige Gefühl der Selbstbehauptung, oder zumindest vertuschte es bei ihr den schalen Geschmack von Unterlegenheit, Ausgeliefertsein auf Gedeih und Verderb. Aber es behagte ihr nicht, daß sie sich seiner Art so fügen sollte. Es half auch nicht, daß sie sich einzureden versuchte, seine Unverbindlichkeit sei ihre Freiheit. Seine Rauhebeinigkeit, so geistreich sie häufig auch war, korrumpierte sie und erstickte ihr Vertrauen zu ihm immer wieder, so bald es aufkeimen wollte; sie begegneten einander nie mit Innigkeit. Margone hätte es lieber gehabt, wenn sie sich wenigstens auf halbem Wege getroffen hätten. Aber es schien nicht einmal diesen Weg zu geben, auf dem sie einander hätten begegnen können.

Seine Reaktion, unvorhersehbar wie sie war, war typisch für ihn. Ihre Verstimmung spornte seinen ritterlichen Ehrgeiz an und rief den Chevalier auf den Plan. Er begann wie immer in solchen Fällen, sie regelrecht zu umwerben und tat sein Bestes, sie versöhnlich zu stimmen.

„Hey ... nun maul doch nicht“ Natürlich konnte er das Licht nicht sofort ausmachen, denn das hätte nach sklavischem Gehorsam ausgesehen und wäre seiner zutiefst unwürdig gewesen. Aber statt wie sonst ohne hinzusehen mit der flachen Hand auf den Schalter zu patschen, knipste er ihn nun elegant und geräuschlos aus, kam auf leisen Sohlen ans Bett geschlichen und glitt geschmeidig unter die Decke.

„Find ich ja toll, daß du noch wach bist“, als habe sie nur auf ihn gewartet; und wie demütigend: genau das hatte sie getan. So, wie sie die zweite Decke umschlungen hatte, umschlang er sie seinerseits mit allen Vieren, schmiegte sein Gesicht zwischen ihre Brüste und hielt sie auf diese Weise umklammert, als wolle er sie um nichts in der Welt je wieder loslassen. Laß mich dein Embryo sein. Und als die törichten Gedanken kamen, fing Margone an, Ally gründlich durchzukitzeln, um sie sofort in die Flucht zu treiben.

Von diesem Abend an waren die Nächte das Beste an ihrem häuslichen Zusammenleben. Auch wegen der Liebe, natürlich, aber vor allem, weil es der einzige Moment des Tages, manchmal mehrerer Tage war, an dem sie überhaupt Muße und Zeit füreinander hatten und nicht einer von ihnen schon auf dem Sprung nach irgendwohin war. Als könnten sie auf diese Weise die restlichen zwanzig Stunden des Tages, die sie getrennt waren, nachholen, erzählten sie einander, was sie tagsüber gemacht und erlebt, mit wem sie gesprochen hatten. Diese Gespräche waren weit mehr als nur trockene Berichterstattung, es waren ausgeschmückte Schelmenromane voller Einschübe, Rückblenden und Zitate. In ihnen tauchten sie tief hinab in ihre vergangenen Jahre, erforschten und deuteten ihre Gegenwart und brachten Dinge miteinander in Zusammenhang, die ihnen die Illusion eines umfassenderen Verständnisses erlaubten. Für beide war dies eine ausgesprochen glückliche Zeit, ein dauerndes Fest im inneren wie im äußerlichen Leben, beseelt von Zuspruch und schier unerschöpflichem Antrieb, und dies umso mehr, als sie sich beide ihrer absoluten Endlichkeit bewußt waren.

... und machte mich davon

Am nächsten Tag goß es in Strömen. Ich wachte neben einem ungewaschenen Blues auf. Im Radio gab es immer noch Mink de Ville. 'I'm gonna shoot my woman/I found her messin aroun` with some other man ...'. In der Post waren nur Rechnungen, die ich nicht bezahlen konnte, auch das weiter nichts Neues. Nur, nach zwei Wochen fing ich doch allmählich an, auf ein Lebenszeichen von Paloma zu warten. Ehrlich gesagt verging ich fast vor Sehnsucht nach einer mageren Zeile von ihr.

Auf dem Weg zum Büro kam ich wie immer durch eine abgelegene Seitenstraße, deren verschlossenen wirkende Fassaden von keinem noch so bescheidenen Schaufenster durchbrochen waren. In einem Hauseingang aber, so reglos und still, daß ich sie erst bemerkte, als ich sie unziemlich lange gedankenlos anstarrte (wie man normalerweise nur unbelebte Gegenstände anstarren kann), saß ein Pärchen. Sie hielten sich eng umschlungen und rührten sich nicht. Sie mußten noch sehr jung sein; beide trugen langes, offenes Haar, das ihre Gesichter verbarg. Außer dem Strömen des Regens war absolut nichts zu hören. Einen Augenblick lang war mir wieder die schmerzliche Zeit gegenwärtig, in der man nicht voneinander lassen kann; der erste verwirrende Ansturm der Liebe, der kommt, bevor man sich irgendwohin zurückziehen kann, weil man noch bei den Eltern wohnt und keine eigenen vier Wände hat. Später hat man ein schickes Appartement mit einem riesigen Bett, und darin schläft man dann allein.

Ich weiß nicht, warum ich die Hoffnung auf Paloma nicht schon längst aufgegeben und mir das gesucht habe, was man gemeinhin 'ein wirklich nettes Mädchen' nennt; vermutlich offenbart sich darin eine frühkindliche Störung. Wer außer einem ausgemachten Maso kann es schon ertragen, in eine Frau verliebt zu sein, die sich vor seinen Augen anmachen läßt, und das mit sichtlichem Genuß? Mit Paloma war es von Anfang an so gewesen. Sie geht ein paar Schritte voraus, und irgendein dahergelaufener schwarzer Schlenz, der unseres Weges kommt, ruft ihr von weitem entgegen: 'Ohhh! Phantastic ... I love you!' Dann dreht er sich um und ruft ihr noch mehr von der Sorte hinterher. Und was tut meine Geliebte? Errötet sie vielleicht? Nein. Senkt sie wenigstens schamhaft den Blick? Weit gefehlt. Sie nickt hoheitsvoll mit dem Kopf und kassiert befriedigt den ihr gezollten Tribut wie ein Bukett aus roten Rosen, das ihr längst zugestanden hat. Sie findet das in Ordnung.

Und ich werde nie den Abend vergessen, als wir eben aus dem Haus gekommen waren, um essen zu gehen. Palomas Make-up bestand wie üblich aus nichts weiter als ihrem bevorzugten Lippenstift, Renaissancerot, glaube ich; aber als in just dem Moment ein Halbdutzend halbwüchsiger Burschen den Fußweg entlangkam, erstarb ihnen das Gespräch auf den Lippen, und ihre Gesichter hoben sich dem Palomas voller Erwartung wie ein einziges entgegen. Fast verrenkten sie sich die dünnen Hälse, um im Weitergehen nur nicht den Blick von ihr wenden zu müssen.

'Mein Gott, was hast du mit ihnen gemacht?!'

'Gar nichts ... ich bin bloß aus der Tür gekommen.'

Und ich hasse es aufrichtig, wenn Paloma ihre 'Freunde' besucht, ganz besonders diesen emporgekommenen Pizzafahrer namens Luigi. Er war in meinen Augen Palomas Gunst bei weitem nicht würdig, und ihre Geschmacklosigkeit verletzte mich zutiefst. Die Italiener haben ein ganzes Arsenal an Geheim-

waffen, um an Frauen heranzukommen, das wußte ich längst aus eigener, leidvoller Erfahrung. Sie sehen gut aus, können noch besser kochen, und im entscheidenden Moment haben sie den richtigen Spruch parat. Oder wenigstens einen guten Wein. Kaum auszuhalten.

Aber New Orleans ist ja schließlich auch nicht auf dem Mond. Wahrscheinlich hatte meine unnütze Geliebte ihr gesamtes Barvermögen im Vieux Carré auf den Kopf gehauen und hatte nun kein Geld mehr für eine lumpige Briefmarke es war so schön, sich etwas vorzumachen.

Als mein Brast auf Frauen und Italiener im allgemeinen und die einen in Verbindung mit den anderen im besonderen gerade anfang, sich ins Unermeßliche zu steigern, wurde die Tür meines Büros aufgestoßen und herein kam – Ribbeck. Wie gerufen.

Seit ich ihn zum letzten Mal gesehen hatte, hatte er noch ein paar Pfund um die Mitte herum zugelegt, was ich schon nicht mehr recht für möglich oder machbar gehalten hätte. Nachdem er als Barkeeper zum Säufer geworden war, wurde er jetzt, als Beikoch in einem afghanischen Spezialitätenrestaurant, langsam zu einem regelrechten Dickwanst. Aber ich schätze, daß das auf lange Sicht weniger riskant ist. Und überhaupt – hatte nicht einmal jemand gesagt, man lasse dicke Männer um ihn sein?

Ich kannte Ribbeck seit geraumer Zeit. Wäre er nicht ein so guter Freund gewesen, ich hätte ihn längst zu meinem Teilhaber gemacht. Wir stritten uns nicht mehr wegen Dingen, die wir nicht ändern konnten. Wir sahen uns nicht oft, manchmal wochenlang nicht; ich hatte ihn immer für einen Freund gehalten, und bis jetzt war er mir den Beweis für das Gegenteil schuldig geblieben.

„Was ist los mit dir, Bleichgesicht? Dein Anblick jammert mich.“ Ribbeck hatte eine ungeheuer erfrischende Art an seinem feisten Leib, man konnte es nicht anders nennen. „Wann kommt die Süße wieder, hm?“ Einen ungetrübten Blick für Dinge, die ihn nicht das Geringste angingen, hatte er ebenfalls; aus Ribbeck wäre notfalls auch eine prima Briefkastentante geworden. Aber bevor es dazu kommen sollte, brauchte ich seine Unterstützung noch in Fällen wie diesem.

„Ach halt die Schnauze, olles Klatschmaul.“ Ich drückte meine Halbgerauchte aus. „Sag mal ... kennst du einen Modedoktor, Pjassawa oder so oder ähnlich soll er heißen?“

Ribbeck pfiß durch die Zähne und warf sich schwungvoll in den Stuhl, den ich dem schönen Schein halber für etwaige Klienten im Büro stehen hatte. Das geschundene Möbel ächzte beängstigend. Sonst ließen sich meist Leute darauf nieder, die allenfalls für einen halben Ribbeck ausgereicht hätten, von der Länge ebensowenig wie von der Breite her, und überhaupt. Und die taten das noch zaghaft bis furchtsam, weil sie einem erklären wollten, daß man ihre losen Enehälften bespitzeln oder ihre ausgerückten Gören aufstöbern sollte. Obwohl ihr Geld meist nicht mal dafür gereicht hätte, ihren Nebenbuhlern eins auf die Nase zu geben.

„Also Pjassawa, eh?“ Ribbeck fingerte einen angeschmolzenen Kaugummi aus seiner Hosentasche, wickelte ihn umständlich aus und schob ihn sich zwischen die fleischigen Lippen. Wie vielen beleibten Menschen waren seinem Wesen Hast und Eile fremd (wenn nicht schlechterdings absolut unmöglich).

„War das nicht so ´n Doktor Eisenbart? Hat der nicht, ich glaube in den Siebzigern, die ganzen frustrierten Frauen kuriert? Kosmetische Chirurgie. Ach was, bis weit in die Achtziger ging das noch, zuerst müssen sie ihm wohl regelrecht die Türen ingerannt haben. Und das, obwohl er ihnen ... na, er hat ihnen

im Gehirn herumgeschnitten, und sonst wohl auch noch. Schließlich hat man ihm das Handwerk gelegt, die Approbation wurde ihm entzogen. Heute darf das alles niemand mehr so laut und deutlich sagen, sonst hat er gleich eine Verleumdungsklage am Hals.“

„Ein Barnard der Schönheitschirurgie?“ versuchte ich.

Ribbeck schnaufte verächtlich. „So würd ich´s nicht gerade nennen ... Pjassawa verlor seinen Lehrstuhl (in Tübingen, glaube ich, für Plastische Chirurgie, obwohl ihm Forensische Medizin besser angestanden hätte), weil man ihm vorwarf, daß einige seiner praktischen Übungen zu große Ähnlichkeit mit Menschenversuchen aufwiesen. Die Sache ging unentschieden aus, aber sein weißer Kittel war fortan nicht mehr so makellos rein und sein Ruf hatte einen schweren Knacks. Nach dieser Geschichte sattelte er auf Schönheitschirurg um und bedient seitdem die Hautevolée – oder was immer sich dafür hält.“

Ich war beeindruckt, mochte es aber nicht zugeben. „Wenn du schon etwas wissen muß, wovon ich keinen blassen Schimmer habe ... woher hast du das?“

„Naja, ich bin eben ein Kind der Achtziger.“ erwiderte mein Freund mit einer unverschämten Selbstgefälligkeit, für die ich jedem anderen mit einer hundsgruben Antwort gekommen wäre. „Meine Mutter hatte in ihrem Friseursalon diese Lesezirkelblättchen liegen ... sie und ihre Freundinnen schwärmten alle für diesen Windbeutel. Sie waren sicher nicht die einzigen, die auf seinen Lobotomiequatsch reinfielen, was weiß ich ... daß Angst und Depressionen wie Warzen sind, die du dir einfach wegschneiden lassen kannst. Offiziell war das zwar schon damals längst gegessen, alter Schnee aus den Sechzigern, und jeder hatte seinen Kesey gelesen, aber andererseits war es noch ein weiter Weg bis Prozac und Silic-B und allem, was danach noch kam. Was willst du machen! Die Welt will eben betrogen sein, und jeder bekommt, wonach er verlangt, auch in puncto Betrug. Die Leute standen also beim Doktor Schlange, und für seine Honorare mußte er sich wahrscheinlich extra einen Geldspeicher bauen lassen.“

Dieses Mal notierte ich mir den Namen, sicherlich falsch, aber so, daß ich ihn wiederlesen konnte. In meinen Ohren klang er scharf wie ein Reisigbesen, mit dem man rauhe Steinplatten fegt. Ribbeck kramte unterdessen in seinen ausgebeulten Hosentaschen herum. Was ich zunächst für einen Nachschlag an Kaugummi gehalten hatte, entpuppte sich als zwei zerknickte Stücke Papier. Eines davon schob er mir mit seinem breiten, butterweichen Lächeln voller onkelhafter Güte über den Tisch.

„Hier Nick, wegschneiden kann ich´s dir zwar auch nicht, selbst wenn ich´s wollte. Und jeder bekommt, wonach er verlangt Aber ein guter Livegig ist ja auch was wert, stimmt´s oder habe ich recht? Da vergißt du das Mädchen für `ne Weile, guckst dir einfach die andern Süßen an. Wirst sehen, das tut dir gut, bringt dich auf andere Gedanken. Hat schon manchem geholfen. Hm? Sei kein Frosch.“

Ich warf einen Blick auf das Papier. Es war eine Eintrittskarte für das Konzert einer Band, von der ich nie gehört hatte, in einem Schuppen, in den zu meiner Zeit ausschließlich Schnurrbartdeppen und mittelgescheitelte Regalauffüller gegangen waren.

„Mmh.“ Ich hatte keine Lust. Ribbeck strahlte über das ganze Gesicht. Mir fiel sein prächtiger Schnurrbart auf, und ich mußte an Freunde von mir denken, die als Regalauffüller ihren Lebensunterhalt bestritten hatten. Die Zeiten hatten sich wie immer geändert, kein Zweifel.

„Mein Gott Ribbeck, muß das denn wirklich sein?“

„Du hast keine Wahl.“ Er stand auf, beugte sich zu mir herüber und legte mir seine Pranken auf die Schultern. Er roch nach Erdnußöl und Gewürzen, fett und scharf.

„Komm, tu nicht so verklemmt, Weichkäse. Ein wahrer Mann fühlt keinen Schmerz, weißt du das denn nicht?“ Seit seine Frau ihn verlassen hatte, hatte Ribbeck ausgiebig Gelegenheit gehabt, sich über diese und ähnliche Fragen Gedanken zu machen. Ich war nicht sicher, ob er immer zu glücklichen Ergebnissen gelangte. „Du wirst dich zwanzig Jahre jünger fühlen.“

Fett und scharf, dachte ich. Gnade ist für ihn ein Fremdwort, diesen schrecklichen Ribbeck.

*

Das Palladium war berstendvoll. Es platzte schier aus allen Nähten, so wie die Jeans des minderjährigen Mädchens, das uns am Eingang die Mäntel abnahm. Drinnen war alles voller Kids im Rave-Revival-Look, deren Eltern sich bei den Beatmasters und Dee-Lite nähergekommen waren; und dumm dreinschauender Landeier, die den Bogen nicht raushatten; und Ladenschwengel im extracoolen Ausgehoutfit und vollerblühter Akne; und kuhäugiger Schulmädchen, die im bunten Blinkelicht krampfhaft wie Models auszusehen versuchten, was vielen von ihnen erschreckenderweise auch gelang. Ich fühlte mich steinalt.

Zum Glück hingen in den entlegeneren Ecken des verräucherten Kellergewölbes mit den psychedelischen Wandmalereien (wenigstens die waren so alt, wie sie taten) noch ein paar fossile Knochen in unserem fortgeschrittenen Alter, auf den ersten Blick lauter Biker und Kiffer. Wenn ich auch einfach ganz frech behaupten möchte, daß sie sich aus anderen Gründen hier eingefunden hatten als mein harmloser Freund Ribbeck und ich.

Aber warum waren wir hier? Den Aufmacher des Abends unterschlage ich lieber gleich; solche hüpfenden Maultaschen waren schon zu meiner Zeit in jedem Hauseingang aufgetreten, und viele von ihnen waren um Welten besser gewesen. Diese Dilettanten verschonten uns gottlob mit Dreingaben – ohnehin fragte niemand danach.

Aber kurz darauf wurde die circa zweibananenkastengroße Bühne von vier drahtigen Jungs und ihren Gitarren gestürmt, die mehr Zeit im Probenraum als im Cyberspace zugebracht und auch schon diverse Gigs in anderen Clubs gespielt hatten, was sich in ihren technischen Fertigkeiten und ihrer Bühnenpräsenz angenehm niederschlug: Sie spielten saugut. Eine wahre Augenweide waren sie außerdem, so daß, wer nichts von guter Musik verstand, zumindest an ihrem Anblick seine Freude haben mochte. Sie waren rauh wie Bloody Valentines, bevor sie auf den Ravezug aufsprangen, und hatten einen baßlastigen Funk, der an die Red Hot Chilis erinnerte. Das Publikum hüpfte in drogen- und hormoninduzierter Begeisterung auf und ab, während Ribbeck und ich, unserem reiferen Alter entsprechend, beifällig nickend auf dem zugrundeliegenden Groove mitsurften. Ein Volksfest der guten Vibes. Zwei oder drei Mädels wurden ohnmächtig und fielen den erwartungsvoll bereitstehenden Lüstlingen in die feuchten Hände. Wen wunderte es; warum ließen ihre Eltern sie überhaupt alleine ausgehen? Konnte man denn wirklich alles so komplett vergessen haben?

Ribbeck und ich bestaunten derweil ungerührt die Band, die wirklich in jeder Beziehung vollstens auf der Höhe war und eine exzellente Schau bot.

„Wie heißen´n die?“ brüllte ich Ribbeck über eine wippende und nickende Baseballmütze hinweg zu. Ich hatte den Namen natürlich längst vergessen.

„Götterspeise!“ brüllte mein Bruder zurück.

Und in der Tat: Sie waren nichts Geringeres als das. Ich merkte, wie es mir allmählich wieder besser ging und ich meine gewohnte Form zurückzugewinnen begann. Meine Röhrenhosenbeine wehten in der heißen Baßbrise, so gut sie eben konnten, das Schlagwerk dröhnte in meinen Herzkammern, und in meinem Bauch begann eine langentbehrte, himmlische Kraft, ihr herrliches Werk zu tun. Ein saches Schmurgeln setzte ein. Ich fühlte mich wie sechzehn.

Ribbeck, der sich für Tätowierungen am lebenden Modell interessierte, besonders dann, wenn die Modelle gutgebaute Jungen waren, hatte seine Brille aufgesetzt. (Das tat er äußerst selten, zumal in aller Öffentlichkeit, und es signalisierte ein Höchstmaß an Aufmerksamkeit; normalerweise erwiderte er einen auf der Straße zugerufenen Gruß blindlings, um mich umgehend zu fragen, wer das denn eben gewesen sei?)

Während ich allmählich fühlte, wie die heilenden Schwingungen von Götterspeise ihre wohltuende Wirkung entfalteten, hatte Ribbeck die Band einer eingehenden Betrachtung unterzogen. Später, als wir bei O-Saft in der schalldichten Lounge des Palladium wie zwei Anstandswauwau zwischen lauter unge- niert knutschenden Teenies saßen und das Geschehen auf dem Dancefloor durch die verspiegelte Scheibe betrachteten, teilte er mir mit, zu welchen Ergebnissen er gekommen war.

„Ziemlich gute Arbeit, und sauber gemacht“, meinte er voller Anerkennung, „vor allem die Schlange, die der Drummer auf dem Oberarm hat. Die hat ihm ein echter Profi daraufgemalt.“ Ich nickte geistes- abwesend.

Als nächstes versuchte Ribbeck, mir zum x-ten Mal weiszumachen, daß meine Chancen bei der Damenwelt sich zwangsläufig immens verbessern müßten, wenn ich mir auf meine nicht nennenswert behaarte Brust einen doppelköpfigen Adler basteln ließe. Ich schüttelte den Kopf. Zuviele Damen, zuviel Ärger; nichts für mich. Mir reichte vollauf, was ich hatte.

Ribbeck wechselte das Thema. „Möchte ja bloß mal wissen, weshalb sie alle so auf diese KZlerma- sche abfahren mit ihren Strichtattoos da.“ sagte er nachdenklich zu seinem O-Saft, um ihn gleich darauf in einem Zug zu leeren.

„Häää ...was?!“ Es klingelte irgendwo in meinem Hinterkopf, zusätzlich zu dem Grundsummen in meinen Schläfen, das die Musik hervorgerufen hatte. „KZ? Was für´n Strichdingens? Versteh kein Wort ...“

„Na, guck doch mal genau hin. Die ham Striche und Zahlen auf den Unterarm tätowiert, links. Wie KZ-Häftlinge. Ich hab das auf Bildern gesehen.“ sagte Ribbeck, in Fahrt gekommen. „Bloß damals waren es Zahlen, Kenn-Nummern wie auf Ausweisen ... die Jungs hier haben das auch alle, nur sind das bei ihnen keine Zahlen, sondern Strichcodes – wie auf einem Paket Waschpulver oder sowas. Versteh ich nicht, was das soll.“

„Ich auch nicht. – Du meinst solche Codes, die im Supermarkt eingescannt werden? Vielleicht ein Bandemblem, wie dieses keltische Ding von New Model Army seinerzeit, der Gaul von den Neubauten? Ein mehr oder weniger geheimes Erkennungszeichen?“

„Pfff ... Erkennungszeichen, schon möglich. Aber nicht von einer Band! Auf gar keinen Fall, dafür habe ich das schon viel zu oft gesehen in letzter Zeit. Mh-mh! Eher das Logo eines Plattenlabels, obwohl ich das ja auch eine Spur zu heftig finde, die Bands so zu ... markieren. Fehlt nur noch, daß sie alle so eine gelbe Kälbermarke ins Ohr kriegen.“ Ribbeck kaute auf seiner Oberlippe herum. „Aber seltsam ist es schon. Es laufen zuviele damit herum. Bald fast jeder, will mir scheinen.“

„Bald fast jeder.“ echote ich, ohne jedoch dabei zu denken. „Meistens immer. Soso. Aha.“ Ich war zu bedröhnt, um noch irgendetwas zu merken. Die schmusenden Pärchen um uns herum gingen mir allmählich schwer auf die Nerven. Der Knabe vor uns stellte sich auch zu dämlich an; das Mädchen war ein sehr heißes Eisen. Sie saß eine Stufe tiefer vor ihm, zwischen seinen gespreizten, angewinkelten Beinen, und drehte sich bisweilen zu ihm um, um mit ihm zu sprechen. Ihre Augen glommen, ihr Mund leuchtete im Dunkeln, aber dieser Depp brachte einfach nichts zuwege.

Ich konnte dieses Elend nicht länger vor Augen haben und ging zurück in den Krach von Götterspeise. Die Band rockte, als wäre es ihr letzter Auftritt. Die Roadies hatten Eimer voller Götterspeise auf die Bühne geschleppt und bewarfen das Publikum nun mit Händen voller rotem und grünem Wackelpudding. Die Menge tobte ohne Rücksicht auf Verluste. Ich bewunderte dieses Spektakel – ein ausnehmend cleverer PR-Gag.

Aus der Deckung einer Säule heraus sah ich mir eine hübsche Brünette an, die einige Schritte weiter mitschwang und sich ihrerseits mich ansah (einen mehr als nur passabel aussehenden Dunkelhaarigen, der sein Saftglas cool auf Höhe der schlanken Hüfte hielt). In Gedanken ging ich zu ihr hin, was auch sonst, und befummelte sie; aber als ich sie ausziehen wollte, ließ mich meine Fantasie plötzlich im Stich. Es war zum Kotzen. Sie hätte Paloma sein sollen. Ich konnte sie mir beim besten Willen nicht nackt vorstellen, ich konnte mir überhaupt nichts vorstellen, nur Paloma.

Und als ob das alles nicht schon bei weitem ausgereicht hätte, um mich in abgrundtiefe Verwirrung zu stürzen, spielten Götterspeise nun zu allem Überfluß auch noch so ein unpluggedenes Schluchzstück, bei dem der löwenmähnige Sänger allein zur Akustikgitarre weinte, ‘as long as you come back to me/I will never ask’. Er fixierte mich während der ganzen läppischen zwei Strophen seines Jammersongs und gab mir damit den letzten Rest. Ich fühlte mich durchschaut, so, als habe mir jemand beim Autoknacken auf die Schulter getippt. Für heute hatte ich genug. Ich verabschiedete mich von Ribbeck, der noch hinter die Bühne wollte („Fragen, bei wem sie ihre Tattoos machen lassen – die Schlange, nicht die Strichcodes.“), und machte mich davon.

Wer die schlafenden Hunde weckt, den fallen sie an

Sie war meine Freundin, jahrelang, und ich liebte sie wie keine andere Frau. Mehr als jede andere, und anders.

Es heißt, daß Paare einander nach dem eigenen Bild aussuchen. Wir waren nur Freundinnen, und sahen uns so ähnlich, daß man uns wieder und wieder für Schwestern hielt. Bekannte konnten uns auf Fotos manchmal nicht auseinanderhalten. Wir fanden das amüsant und machten Witze darüber, fraglos auch, weil wir selbst nie wirklich Zweifel hatten, wer von uns wer war. Nur in unserem Inneren maßen wir der Ähnlichkeit eine tiefere Bedeutung bei. Als hätten wir Schwestern sein sollen, und wären durch ein Versehen in zwei verschiedene Familien hineingeboren worden. Meine eigenen Schwestern waren mir fremder; ich dachte, siehst du, von wegen Blut: das heißt gar nichts. Sie war mir ungleich viel näher als jene Fremden. Sehr nah.

Wir gingen auf Reisen, besuchten uns in großen Abständen, aber regelmäßig – die meiste Zeit unserer Freundschaft trennten uns mehrere hundert Kilometer. Zu Anfang fiel uns das schwer, wir waren es aus der allerersten Zeit gewöhnt gewesen, uns fast täglich zu sehen. Der schöne Weg von Haus zu Haus führte querfeldein, durch Weiden und Pferdekoppeln eine Allee aus Pappeln und Ebereschen entlang, durch ein Kiefernwäldchen, an Brombeerhecken vorbei. Wir überbrückten die Verbindung mit langen Briefen und Telefonaten, und nach einer Weile spielte die Entfernung nur noch eine nebensächliche Rolle.

Die Orte unserer Begegnungen wechselten. Wir kannten die Lebensumstände der anderen. Wir rieten einander, hörten zu, kommentierten ausführlich. Aber das war es nicht allein, und es erklärt auch nicht das Gefühl, das wir füreinander empfanden. Alles war gut, wenn wir uns gut waren und verstanden. Beide genossen wir die Gewißheit, ein Spiegelbild zu haben, ein ansprechbares Gegenüber. Sie sagte einmal zu mir, nichts in ihrem Leben habe wirklich stattgefunden, so lange ich es nicht zur Kenntnis genommen hätte. Unsere Bekannten bewunderten die Bedingungslosigkeit, mit der wir zusammenhielten. Weil sie es nicht verstanden, imponierte es ihnen. In unseren Augen war die Andere immer im Recht, vor allem, wenn Männer im Spiel waren. Ich half ihr ein paarmal dabei, ihren jeweiligen Liebhaber zu hintergehen, ein Freundschaftsdienst, den ich keiner anderen gewährt hätte.

Wir waren grundverschieden. Das war es, womit eine das Leben der anderen bereicherte, erweiterte. Es ist immer das Andere und dennoch Verwandte, das mich anzieht, das Vertraute im Fremden. Und ich kann einem anderen nur von Nutzen sein, wenn ich mich von ihm unterscheide – ich selbst bin, wo er er selbst bleibt. Man macht sich nicht beliebt, wenn man sich den anderen angleicht, bis sie nicht mehr wissen, ob sie es mit einem Menschen oder einem Chamäleon zu tun haben. Zeige deine Konturen, und sie werden respektiert. Man verdirbt es sich nicht so schnell mit denen, die einen wirklich lieben.

Sie war insgesamt ein unorganisierter Mensch; sie tat sich immer schwer damit, einen Sachverhalt zu ordnen und den Schluß daraus zu ziehen, eine entsprechende Entscheidung zu fällen. Sie suchte immer nach dem, was ihr als die sinnvollste Lösung erscheinen würde, aber manchmal gab es einfach keinen Ausweg aus dem Chaos. Und Chaos gab es mehr als genug für sie. Ich bin nicht sicher, ob ich es besser verstehe, die Zeit für mich arbeiten zu lassen. Das ist meist das einzige, was am Ende bleibt, Geduld. Lo-

gik hat mit dem Leben nichts zu tun. Aber die erzwungene Geduld, das Warten, das Ausharren – sie sind es, die einen so alt und müde machen. So mürbe.

Ich behielt mein Leben anscheinend im Griff, indem ich den Dingen – und oft genug den Menschen – meine bereits gefällte Entscheidung aufzwang, oder voraussetzte, daß alles nach meinem Willen lief. Manches machte ich mir dadurch leichter; ich lebte wenigstens in dem Irrglauben, die Zügel in der Hand zu haben. Während ich vielleicht lernte, etwas lässiger und beweglicher zu sein, das Unkontrollierbare nicht als Bedrohung anzusehen und es panisch von vorneherein ausschließen zu wollen, profitierte sie von meiner Ruhe, meiner äußerlichen Gelassenheit, die ihr wie Verlässlichkeit erscheinen mußte. Eine Konstante in dem Durcheinander, das ihr Leben war.

Wenn sie allerdings jemanden haßte, bekam derjenige das zu spüren, aber wie: Ich habe selten jemanden so selbstquälerisch bitter gesehen ... auch wenn das nie von langer Dauer war, es gar nicht sein konnte. Aus genau der Quelle, aus der dieser zerstörerische Zorn kam, kam auch die Energie für vieles, was sie anging und gut zuende brachte, und außer ihrem Zorn kam auch ihre Liebe von dort. Wenn sie jemanden mochte, machte sie daraus genauso wenig einen Hehl – sie meinte, Liebe sei nicht selbstverständlich und müsse dem geliebten Menschen erwiesen werden, ohne Vorbehalte. Es gibt nichts Gutes, außer man tut es, sagte sie mir einmal: Das Gute gibt es nicht, wenn man sich nicht die Mühe macht und das leere Wort mit Bedeutung erfüllt, wann immer man es kann, auch körperlich. Sie sagte, die Liebe habe einen Leib.

Allein, ich bin nicht sicher, ob die Menschen, die sie auf so totale Weise liebte, auch so fühlten, oder sie verstanden. Ihre beharrliche Ausdauer kam oft als lästige, übertriebene Zuwendung an, als mütterliche Erstickung, gerade bei Männern. Ausgenommen bei den Schwächlingen, deren Anhänglichkeit und Umklammerung sie wiederum zur Raserei trieben. Was letztlich die Oberhand behielt, ihre Hingabe oder ihre Unabhängigkeit, kann ich nicht sagen.

Sie machte einen geduldigen, fast langmütigen Eindruck, aber diese Sanftmut war nichts als Fassade, alles andere als ihre Natur, und darunter war immer die Selbstkontrolle fühlbar, die es sie kostete. Besonders, wenn sie nicht gleichgültig war. Sie wurde fuchsteufelswild, wenn jemand ihrer Absicht zuwiderhandelte, oder die Dinge anders liefen, als sie es erwartet hatte. Ihr Wesen war explosiv, jähzornig, beinahe gewalttätig – leidenschaftlich in jeder Hinsicht. Sie trug nichts nach, doch wenn man ihren Zorn erregt hatte, konnte sie geradezu rachsüchtig sein. Aber es berührte mich nie sonderlich, denn niemals war ich es, die es traf.

Und das war, bevor Ally kam.

Wir waren zusammengewesen; die Trennung war ein Alptraum. Wir waren zusammen erwachsen geworden; ihn zu verlassen, kam einem Vaternord gleich, trotzdem mußte es sein. Mir machte es existenzielle Angst, Ally schien es leicht hinzunehmen. Nur Wochen später sahen wir ihn mit einer neuen Freundin, die mir sehr ähnlich sah, ohne es im Entferntesten zu sein.

Dann fing er auch noch ein Verhältnis mit ihr an, und ich verlor die Freundin, wie ich vorher schon den Freund verloren hatte. Und es war mir, als bräche die ganze Welt mit einem Schlag zusammen. Es gelang mir nur schlecht, ihr nichts nachzutragen. Ally war gewissenlos wie ein Mann, der nicht über das

nachdenkt, was er tut. Statt traurig zu sein, vielleicht etwas zu bereuen und sich schuldig zu fühlen, nahm er einfach die nächstbeste Gelegenheit wahr, sich über seinen Schmerz hinwegzuhelfen.

Doch von meinesgleichen hatte ich etwas Anderes erwartet. Frauen sind nicht wirklich so gedankenlos, sie überblicken in der Regel besser, welche Folgen ihr Verhalten hat, weil sie es gewohnt sind, sich als Teil eines Ganzen zu sehen, nicht als losgelöste, selbständig handelnde Individuen. (ich sage nur, was ich sehe.) Ihrer Gewissenlosigkeit liegen Absicht und Plan zugrunde; und sei es nur die eine Absicht, sich über besseres Wissen hinwegzusetzen.

Ich will nicht die einen beschuldigen und die anderen in Schutz nehmen. Ich glaube immer noch nicht, daß Ally diese Dinge unwissentlich getan hat. Trotzdem: Niemand kann einen anderen ganz alleine hintergehen – auch dazu gehören immer zwei. Doch das macht es nichts besser.

Ich war monatelang wie ausgehöhlt, und es war mir egal, was andere Leute trieben. Ich nahm Zuspruch an, ohne Fragen zu stellen; ich hatte es zu nötig und machte nicht viele Worte deswegen. Ich ging stillschweigend davon aus, daß sie zu mir käme, wenn sie etwas zu sagen hätte, und hatte nicht die Nerven, sie noch ausdrücklich darum zu bitten, daß sie mir ihr Herz ausschüttete. Es fiel mir schwer genug, mich nicht völlig von dem Groll gegen sie beherrschen zu lassen. Ich gab mir Mühe, sie ebenso als Opfer zu sehen wie mich selbst. War ich nicht ein Muster an Edelmut?

Aber das schien ihr nicht genug zu sein; sie bemängelte, ich kümmere mich nicht um sie, und klagte ihren Anspruch auf Nähe bei mir ein. Sie hatte Grund dazu; ich hatte sehr wenig Anteilnahme an ihrem Leben bekundet. Vielleicht hatte ich triftigen Anlaß gehabt, aber sie gab sich damit nicht zufrieden.

Es wurde ein Streit daraus, der nie ausgefochten und in Ehren zu Grabe getragen wurde. Ich hielt ihr meine eigenen Versäumnisse vor, und das mit dem üblichen ätzenden Zynismus, auf den ich mich so gut verstand. Ihr blieb es ein Rätsel, was mich soweit getrieben haben mochte, so verletzt haben konnte – wenigstens behauptete sie das. Ich weiß nicht, ob sie so naiv oder so unschuldig war, daß sie es wirklich nicht einsah. Als sei Ally ein abgelegtes Hemd gewesen, das sich jede nach Belieben hätte überstreifen dürfen? Jede?

Sie dagegen warf mir Dinge vor, die Jahre zurücklagen und die ich längst aus meinem Gedächtnis gestrichen hatte. Ihre zunehmend blinde Wut entfremdete sie mir doch nur noch mehr, und schließlich hatte ich einfach keine Kraft mehr, mich gegen sie zu wehren, obwohl ich jetzt sagen muß, daß ich das bedauere. Aber damals fehlte mir die Bereitwilligkeit dazu; ihr Verdienst. Sie hatte sie mir restlos ausgetrieben.

Als ich von dem Brand und ihrem Unfall hörte, dachte ich zuerst, sie würde es alleine schaffen. Sie war immer stolz darauf gewesen, unabhängig zu sein, hatte sich werweißwas darauf zugute gehalten, niemandem zur Last zu fallen, wenn es ihr nicht gut ging. Aber dieses eine Mal schaffte sie es eben nicht; doch davon erfuhr ich erst viel später durch einen gemeinsamen Bekannten von früher. Ihren letzten Brief bekam ich erst, als alles vorbei war; ich war mehrfach umgezogen, länger im Ausland gewesen, alles hatte meine Spur verwischt.

Und jetzt fragt jemand nach Margone, hundert Jahre später, und ich denke an alle diese Dinge, ohne sie besser zu verstehen als zu der Zeit, als sie sich zutrug. Ich wollte, ich hätte ihre Briefe ... es ist gut, daß man nach ihr fragt, denn lange genug hat sich niemand darum gekümmert, aus gutem Grund.

Aber Gründe sind nie Entschuldigungen; und gleichwohl, wer sich entschuldigt, dem wird deshalb noch lange nicht verziehen. Wer aber die schlafenden Hunde weckt, den fallen sie an.

It's better late than never
But it's better now than late
Half Japanese: Said and Done

An einem verhangenen Donnerstag ging Paloma nach der Arbeit zum ersten Mal seit Wochen in einen richtigen Obst- und Gemüseladen; und der spezifische Geruch rief die unvermittelte Erinnerung an Einkaufsfahrten mit Ally in ihr wach.

Dieses Detail aus ihrem Gedächtnis fiel sie an wie ein junger, ungestümer Hund, so daß sie einen langen Augenblick wie erstarrt vor einer Obstkarrenattrappe mit unechtem Zeltdach, auf der Büschel von Bananen ausgebreitet lagen, stehenblieb. Als sie sich darauf besonnen hatte, weswegen sie eigentlich hereingekommen war, hatte sie keine Ruhe mehr, sich gemächlich auszusuchen, worauf sie wirklich Appetit gehabt hätte. Ohne richtig bei der Sache zu sein, griff sie sich ein Körbchen steinharder Nektarinen, eine Traube dickfelliger Weinbeeren und ging damit wie eine Schlafwandlerin zur Kasse, ohne das verlockende Angebot an Powwows und Guanchen weiterer Blicke zu würdigen.

Der Obstverkäufer war ein junger, glücklich aussehender Mann mit Löwenaugen und dazu passender Mähne. Palomas rötlichbraune Haare gefielen ihm; und er bemühte sich, einen Blickkontakt mit ihr herzustellen. Vergeblich: Sein Lächeln wurde nur zerstreut und geistesabwesend erwidert – ein Jammer, denn es war schön; und die Antwort galt nicht einmal ihm. Gleichwohl erhellte sie den ganzen Laden: Plötzlich war es Sommer.

Jedenfalls blieb ihm nicht viel mehr übrig, als seiner hübschen Kundin sehnsuchtsvoll hinterherzublicken, wie sie, Weintrauben und Nektarinen fest an die kleinen Brüste gedrückt, den Laden in Windeseile zu verlassen sich anschickte.

In der Tür stieß sie mit einem ältlichen Bierbauch zusammen, der sich kurzatmig in den Laden eindrängelte, als gehöre der ihm ganz allein. Die junge Frau mochte eine Entschuldigung murmeln; und ich wollte, ich wär an der Stelle von dem Ollen, dachte der Obsthändler; ich wette, die Kleine ist ganz und gar rot geworden, bis in den Ausschnitt von ihrem Kleid. Fröhlich grinste er sich eins (aber nur inwendig, denn die meiste Zeit war er aus dem Gröbsten heraus und sozusagen trocken hinter den Ohren). Aber das Lachen verging ihm genauso schnell, wie es gekommen war: Paloma war an dem älteren Mann vorbei aus dem Laden geschlüpft und der Alte, der am Morgen offenbar mit dem falschen Bein zuerst aufgestanden war, rief jetzt, ziemlich patzig, quer durch den Laden:

„He Meister! Wo habter denn mal Sellerie?“

*

Paloma wartete noch immer auf ein eigenes Telefon. Ein halbes Jahr dauerte sowas dieser Tage leichthin. Also nahm sie das schreiendbunte Kinderportemonnaie in Form eines Papageien, das ihr die kleine Nichte

ihrer Vermieterin geschenkt hatte, und kratzte ihr restliches Kleingeld zusammen – aber würden zwei Markstücke reichen? Vorsichtshalber wechselte sie noch einen Zehner in der Kneipe im Erdgeschoß. So viel Geld würde sie zwar sicher sowieso nicht brauchen, aber heute war die nette Frau hinterm Tresen, und Paloma hielt artig einen kleinen Schwatz mit ihr. Lange hielt sie die Verzögerung allerdings nicht aus, und nach kaum fünf Minuten brennender Geduld verließ sie die Kneipe und ging zur Telefonzelle. Zum Glück war sie nicht besetzt wie sonst meistens, wenn Paloma telefonieren wollte, und sie mußte ausnahmsweise nicht bereuen, keine Telefonkarte zu besitzen.

Mit dem unbehaglichen, weil so hilflos machenden Gefühl kurz bevorstehender Ohnmacht in den Eingeweiden wählte sie die Nummer der Werkstatt. Die Luft in der Zelle roch beißend nach kaltem Zigarettenqualm und ängstlichem Schweiß, und Paloma stemmte den Fuß in die Tür; aber als sie endlich durchkam, mußte sie sie schleunigst zuziehen, denn die Verbindung war miserabel.

„Hallo?!“ Wie der Portier am ersten Theater einer großen Stadt. Mit Tressen und mit Troddeln, mit Quasten.

„Ja, guten Tag, hier –“. Paloma räusperte sich; um ein Haar hätte sie sich verschluckt. Das hätte jetzt gerade noch gefehlt. Reiß dich zusammen!

„Wie bitte?! Versteh kein Wort. Sprechen Sie lauter!“ Ja, ja. Ja! Du hast gut reden. Und etwas freundlicher könntest du wohl sein, Griesgram, gräßlicher.

„Hier Paloma, ich möchte gerne Ally sprechen, bitte.“

Eine Spur Wohlwollen geriet in die Stimme am andern Ende. „Ally! Ja, klar! Momentchen mal, das ham wir gleich“ Und er brüllte aufgeräumt, die Pratze seiner freien Hand nur zum fröhlichen Schein über die Muschel gelegt, am Hörer vorbei, einen Gang hinunter, ein Treppenhaus hinauf:

„Al-lyyy! Junge Dame für dich“ Gelangweilt.

Wahrscheinlich rufen alle naselang junge Damen für Ally an, dachte Paloma etwas verbittert, etwas verzagt. Wahrscheinlich kann er sich mit Fanpost totschießen. Und dir blöder Gans fällt natürlich auch nichts Besseres ein. Sie biß sich nervös auf die Unterlippe. Es war immer die gleiche Geschichte. Ob er sie noch hören konnte?

Was mache ich hier überhaupt?! Das Ganze ist einfach nur absurd. Völlig idiotisch. Hätte ich doch die Finger davongelassen. Wenn ich das nur könnte. Auflegen und weggehen und nie mehr daran denken. Aber das würde es im Traum nicht geben, soviel wußte Paloma sicher. Mußte nicht auf jeden Tag ein neuer folgen?

Auf dem Telefon zerfiel gerade Allys Karte aus Louisiana, mit der sie unentwegt gespielt hatte, in zwei Hälften, mit ganz weichen, abgestoßenen Rändern, denn sie hatte sie fast ein halbes Jahr lang in ihrer Tasche mit sich herumgetragen. Sie hatte sie nie mehr gelesen seit jenem trüben Tag im Spätherbst, als sie sie bekommen hatte, aber das war auch nicht nötig; sie kannte sie ohnedies in- und auswendig: von der ungewohnt zärtlichen Anrede bis zu ‘In Liebe, Dein alter Freund Ally’.

Aus dem Hörer fielen jetzt sich schnell, ungeduldig nähernde Schritte, Stimmengewirr, herzhaftes Lachen (Allys leicht nervöses), Wortfetzen. Ich habe gar keinen Stolz, was ihn betrifft, das wird mich

eines Tages noch sehr teuer zu stehen kommen. Warum kann ich das nicht lassen, warum komme ich nicht von ihm los?

Jemand packte den Hörer und rief atemlos, ausgelassen, hinein:

„Ja, hallo?“ Der reinste Samt, und wieder war es hoffnungslos zu spät für alles geworden. Es war beinah zum Verzweifeln ... beinah.

„Hallo“, sagte Paloma, auch sie ohne Atem, „ich bin´s.“

„Wie ... wer ist denn da ...?“ Das macht er absichtlich, sich so dumm zu stellen. Er weiß es ganz genau. Zu allem Überfluß roch der Hörer in Palomas Hand nach männlichem Aftershave, dem einzigen, das sie je gemocht hatte. Warum nur, warum mußten sie auch immer ihre frisch geschabten Wangen an den Telefonmuscheln reiben?! Dafür gab es einfach keine logische Erklärung. „Bist du das etwa, Palomita? Mann, ich krieg die Motten, wo steckst du überhaupt, gottverdammich, hast doch ewig nix von dir hören lassen, verflixtes Gör ...!“

Jetzt wirst du bitten lernen, eingetränkt wird´s dir jetzt, was das wirklich heißt.

„Ich ... eh“, nein bloß das jetzt nicht, schlucken, Paloma, und schlucken, hol Luft. Aber ich kann mir nicht helfen. „Hör mal, Ally, hier läuft das alles nicht so, wie ich es mir gedacht hatte, vorn nicht und hinten nicht, mit Job und so, weißt schon. Und –“, haaah, „Probezeit ist diesen Monat zuende ...“, na komm schon, raus damit jetzt, zum Teufel mit der Würde, die hält dich auch nicht warm. Davon kann keiner leben. Du bist wenigstens ehrlich, und zu verlieren hast du jetzt nichts mehr.

„Ich hab viel an dich gedacht in letzter Zeit, und – weißt du, die übernehmen mich nicht ... da hab ich gedacht, ich wollte dich fragen, ob ich nicht zu dir ziehen kann, Ally, du hast doch mal gesagt Wenn du Platz hast, wenn´s dir paßt mein ich, wenn das jetzt noch geht“

Jetzt ist es heraus. Verraten. Verkauft er mich jetzt? Eine beklommene, beklemmende Stille machte sich breit, und Paloma stieß schwindelnd die Tür wieder auf, um Luft zu bekommen. Eine Hochzeitsgesellschaft fuhr auf der Straße vorbei, acht, neun, dichtbesetzte Wagen, deren Fahrer unentwegt hupten. Unter dem abgesenkten, schweiß Tuchverhangenen Gewächshaushimmel klang es sonderbar, gar nicht fröhlich und ausgelassen, nur aufbegehend gegen die Zeit, aufreizend und aggressiv. Da gehen sie dahin, immer den Bach hinunter, alle guten Vorsätze und ehrlichen Absichten; ich hab´s einfach nicht durchgehalten, diese Härte gegen mich selbst.

Ich brauche, was er mir gegeben hat, um gesund zu bleiben.

Hätte ich es doch nur nie gesagt, ich wollte, ich hätte meinen Mund gehalten. Was, wenn er jetzt eine Andere hat?! Er hat bestimmt eine Andere; Ally ist nicht der Typ, der lange alleine bleibt. Leg auf und lauf weg.

Aber es war zu spät; der Mann am anderen Ende antwortete schon in seiner allersanftesten Weise:

„Na klar kannst du kommen, Palomita, weißt du doch, hab ich dir doch immer gesagt. Komm her mit deinen Siebensachen, alles andere wird sich dann schon finden. Wirst Augen machen, mein neues Domizil kann sich sehen lassen. Ist eh zu groß für einen allein.“ Und, nach einer Pause, sehnsüchtig:
„Wann kommst du denn?“

Paloma, vor deren Augen bereits alles im schwarzen Tosen des absackenden Blutdrucks versank (eine bei weitem zu profane Erklärung für dieses Phänomen der Leidenschaft), sie antwortete wie in Trance:

„Weiß ich noch nicht ... muß hier erst noch alles fertigmachen, die Zelte abbrechen. Der Job ist schon gekündigt, aber einen Nachmieter muß ich mir noch suchen ... in zwei Wochen so ... ist das okay?“

„Und ob das okay ist, Bella. Du bist mir immer willkommen.“ Ist das das Telefon, oder wie zum Kuckuck macht er das, so schmeichelnd, so berückend? Oder ist es die Sehnsucht von Paloma? „Aaah ... und ich weiß auch, wieso es dir nicht so golden geht, Palomabella“

Paloma lachte, noch etwas nervös, aber zutiefst erleichtert. Er hatte sie nicht verkauft auf dem eiteln Jahrmarkt. „Ja?! Wieso?“

„Na, ist doch klar ... weil ich nicht bei dir bin.“

Sie verabschiedeten sich freundlich, knapp, wie alte Freunde es leichten Herzens tun können, mit vertrauter Gewißheit. Paloma hängte den Hörer ein, klaubte ein paar Münzen aus der kleinen Klappe des Telefonapparats und überließ die Zelle einem der beiden in der aufkommenden, feuchten Abendbrise wartenden Männer, die sich einen scheuen Augenblick lang an dem roten Glimmen in ihrem Gesicht wärmten. Habt doch keine Angst, sagte sie in Gedanken zu ihnen. Es gibt doch Freude hier. Wir sind Menschen.

Auf dem Nachhauseweg, kurz wie er war, fühlte sie sie wieder, die riesige Hand, die sie behutsam umfaßt hielt und vorantrug, Allys Hand. Wo ist der Weg? Der Weg ist, wo ich gehe. An seinem hellen westlichen Rand hatte der Himmel plötzlich ein gigantisches, wohlwollendes Lächeln aufgesetzt. Ein letztes, flüchtiges Mal an diesem Tag kam die Sonne heraus, und als Paloma ihr wie eine menschliche Sonnenblume das Gesicht zuwandte, wurde sie von einem gloriosen Gefühl erfüllt – der Freiheit.

*

Am nächsten Morgen wachte Paloma wie fast jeden Tag kurz vor dem Weckerklingeln um halb sechs auf; kein Schnarren, das in ihren Schlaf hineingefahren wäre. Eine sehr angenehme Angewohnheit, die sich auch durch die halbjährliche Zeitumstellung nicht beirren ließ.

Sie war trotzdem aus einem Traum aufgeschreckt ... laß sehen ... wie war das gleich? Wart ... wart. Auf der Bettkante sitzend, in das bloße Morgenlicht blinzeln, mit einem Gesicht, das noch weiterschlieft, weiterträumte.

ein heißer sommertag auf einem frischgepflügten feld: kein haus, keine straße, hecken und büsche bis an den horizont, der im hitzeglast verschwimmt. die luft flirrt. die tiefen feuchten furchen in der fettglänzenden schwarzbraunen erde. die krume riecht wie eine brotkruste, gerade so, als könne man sie essen. sie hat eine hacke, mit der sie die schollen zerteilt und zerkleinert, die erde um- und umwendet. die sonne glüht im zenit und brennt ungebrochen herab. ihr haar ist feucht, ihr tropft der schweiß von der stirn. es rinnt ihr den schmerzenden rücken herunter, und das kleid klebt auf ihrer haut. die hacke ist bleischwer. der stiel scheuert in den handflächen ... aber sie bemerkt es nicht. das feld erstreckt sich schier

endlos, über den muskelbespannten hügelrücken wie ein rundschimmerndes brot, und weiter hinten durch das fliehende wogende korn, hebt sich golden und senkt sich in honigfarben. darüber wölbt sich der blaueste himmel wie eine umgestürzte schüssel aus kobaltglas, in ihrem tiefsten grund die sonne, ein gleißendes loch. der mittag geht in unbewegter luft schweigsam vorbei, der nachmittag kommt, dann erscheint im osten ein tiefgehängter, zartgemaserter murmelmond, bald soll es dämmern. rot und gold und gelb sind die farben der untergehenden sonne, und die nacht zieht ihren purpurvioletten mantel langsam von osten her übers land und macht den himmel samten. sie ist zum umfallen müde, kann kaum noch die hacke halten. sie schleudert sie zuletzt von sich, an den feldrain, und sinkt selber zu boden, auch nur ein schritt noch wäre ihr unmöglich. ausruhen, schlafen in einer der ackerfurchen, die so verlockend scheinen. und wirklich, die erde ist von der sonne ganz warm und empfängt sie freundlich und großzügig, sie stellt keine fragen, öffnet nur lächelnd ihre weiten arme, ein schöneres bett kann gar nicht sein. als sei sie nach langer abwesenheit heimgekehrt; die erde mit ihren gerüchen von wunder und vergängnis, ihrer unverständlichen vertrautheit ist ihrem verschwitzten, staubverschmierten körper zutiefst verwandt. es ist alles aus demselben rätselhaften stoff gemacht. damit vermengt sie sich, mit der irdenen wärme des atmenden lehms ...

Was du nur immer zusammenträumst! denkt Paloma. Wann hast du zum letzten Mal ein Feld auch nur von weitem gesehen! Die Hacke schwingen, daß ich nicht dreckig lache. Sieh lieber zu, daß du in die Pötte kommst, dein Zeug zusammenpackst und nicht wieder die Hälfte liegenläßt. Gleich sechs!!

Und sie springt aus dem Bett, just als mache es ihr Spaß, energisch, um die Widerborstigkeit des Morgens nicht so zu merken.

*

Wenn Ally seine Wäsche zum Waschsalon trug, hörte er im grünen Dämmerlicht des abendlichen Audubon-Parks die Nachtvögel wehmütig rufen. Er freute sich darauf, hier mit Paloma spazierenzugehen wie früher, und in den Straßen am Rande des Parks zu fensterln: Wer wohnt in diesem Haus? Was für Lampen haben die Leute? Kann man ihre Möbel sehen? Bücher? Ein Hochbett? Blumen auf der Fensterbank? Eine schöne Tür ist das ... ein herrlicher Garten. Mit üppigen Rosen und einem halb zugewachsenen Teich. In dem da möchte ich gern wohnen, mit dem verglasten Balkon ... einem Wintergarten.

Und erst durch den Park selbst zu schlendern, durch die schattigen Rhododendronhaine, vorbei an künstlichen Bachläufen mit sorgsam bepflanzten Ufern, Steinquadern mit Löchern wie riesige Stücke von Emmentaler Käse, Beeten und Aberbeeten von Stauden, lauter verschiedenen Arten, Päonien, Dahlien, Gladiolen und Fuchsien, kunstvollen Steingärten, verschwiegenen Teichen, die von runden bemoosten Steinen voller Fossileinschlüsse umringt waren, Laubengängen, mit Glyzinien überrankt, gigantischen Blutbuchen und einer Allee mächtiger Platanen ... Vogelgeschrei zu ihren Häupten.

Der Herbst ist Zeit zum Abschied, im Frühling kommt die Liebe, dachte Ally. Wie oft war es so. Paloma kommt im April, 'when streams are ripe and swelled with rain'. Aber der Großvater ist am letz-

ten Tag im Mai gestorben, oder am vorletzten, nie weiß ich es genau; und kennengelernt habe ich Paloma erst Ende August, als die Hagebutten rot wurden und der Holunder schwarz, und die Hecken voller Schlehen und Brombeeren. Wir waren Apfeldiebe, wir waren Pflaumenpflücker, und wir liebten uns im warmen Gras unter den wilden Kirschen.

Das heißt, ich kannte sie schon ein paar Monate, seit März, aber zuerst geschah nichts. Ich begegnete ihr nur einmal in der Stadt, wo sie mich an einer Kaufhaustheke zu einem Stück Käsekuchen einlud, das wir im Stehen aßen, auf dem großen Platz, wo die bronzenen Gedenktafeln in den Boden eingelassen sind; und noch einmal sah ich sie auf einer Party.

Aber dann war es einmal eines Tages zwischen den Jahren. Drei Monate hatten wir uns oft getroffen, aber nie etwas gesagt. Nach Weihnachten waren wir im Theater, und danach sind wir rausgefahren an den Stadtrand, wo die künstliche Ruine ist und der alte Arm des Flusses, der noch immer vom Frühlingshochwasser überschwemmt wird, und dahinter das Buchengehölz. Dort ist es immer schön, egal zu welcher Jahreszeit.

Sie hatten den Park für sich allein, in Mondlicht und Schnee, oder so kam es ihnen vor. Es war so kalt, daß ihnen die Worte gefroren, kaum daß sie sie gesprochen hatten. Alles war silbern, alles war wie Scherenschnitt.

Paloma hatte keine Handschuhe, 'vorsätzlich vergessen', wie Ally es nannte, und fror erbärmlich an den Fingern. Auf einmal war sie mitten auf dem Weg stehengeblieben, hatte ohne ein Wort ihre klammen Hände aus den Jackentaschen gezogen und sie Ally zwischen den Knöpfen hindurch unter den Mantel geschoben. Ally hatte keine Angst, enttäuscht zu werden. Es hatte so kommen müssen, das hatte er lange gewußt, und folglich geschah es so. Um seine Überraschung und Verzückung wenn möglich zu verbergen, hatte er etwas spöttisch zu ihr gesagt:

„Aber Paloma ... so kenne ich dich ja gar nicht ... du überraschst mich immer wieder“ Paloma hatte darauf nichts geantwortet, nur gemurmelt:

„Nur mal ganz kurz“

Ohne lange zu fackeln, hatte Ally seinen Mantel aufgeknöpft, und bevor Paloma mit ihrem Antlitz wie ein Dessert aus heißen Erdbeeren und Vanilleeis etwas einwenden oder einen Schritt zurückgehen konnte, hatte er behutsam die Schöße seines Mantels wie große Fittiche um sie gelegt, mitsamt seinen Armen, versteht sich.

Sie stemmte zwei eisige Fäuste in seine Achselhöhlen, feucht und warm, und war sehr befangen; ihr kaltes Gesicht lehnte an seiner Schulter. Ally kralte ihr eine Ewigkeit lang den Nacken und sagte leise, um sie zu beruhigen, „Madame, aber Madame ... haben Sie doch keine Angst, so zu sein, wie Sie sind ... ich bin so sehr in Sie verliebt. Nichts werde ich tun, was Sie nicht wollen.“ Das Gefühl an seinem Hals, als sie ihre Nase schnuppernd in seinen Schal drückte, zeigte ihm, daß er das Richtige gesagt hatte. Zum ersten Mal sog sie seinen arglosmachenden Geruch aus Tabak und Rasierwasser ein, den sie nie mehr vergaß: eine Mischung, ebenso banal wie wirkungsvoll.

Sie hielten ihre Gesichter aneinander; und von dem Augenblick, an dem Ally behutsam Palomas Mund mit den Lippen berührte, würde Paloma Jahre später mit einem Glimmen in den Augen sprechen: Da ist mir schwarz vor Augen geworden ... da schwanden mir die Sinne.

Nach einem ereignislosen Tag saßen Yvonne und ich in der türkischen Kneipe schräg gegenüber vom Bahnhof und warteten auf unser Abendessen. Wir hatten es uns auf der mit abgewetzten Kissen gepolsterten Bank im Erker gemütlich gemacht und vertrieben uns die Zeit, da das Backgammonbrett bereits vergeben war, mit unserem zweitliebsten Spiel.

Ich hatte Yvonne von einem Traum erzählt, den ich letzte Woche gehabt hatte: Ich war ein kleiner Verkäufer in einem riesigen, dusteren Kaufhaus gewesen, eine nichtssagende Nummer, ein Dutzendmensch, dessen Tage sich an diesem Tresen abspielten, wo von beleibten Matronen gerippte Herrenunterhosen verlangt wurden. Ich wußte nicht, wieso, aber es fühlte sich an wie New York in den Dreißigern: grelles Licht, ein grobes Bild, rasche Bewegungen. Tag für Tag stand ich hinter meinem Tresen, und draußen, im Licht, sauste und brauste das Leben vorbei, ganz anders als die dunkle, kühle Stimmung in dem Kaufhaus. Und jeder Tag war wie ein Jahr, immer gleich und ohne Abwechslung, und ehe ich aufwachte, war ich steinalt geworden, und hatte das ganze wundervolle, vorbeiwirbelnde Leben verpaßt, weil es nie rechtzeitig Feierabend geworden war.

Yvonne war am Zug. Sie sagte:

„Oder weil du zu feige warst, einfach schon vorher rauszugehen und mitzumachen.“ Das hörte ich nicht gerne, und sie merkte es. Sie sagte:

„Stell dir vor, du fährst Fahrrad, bergauf auf einer Straße, die an den Rändern schräg ist, weißt du, tiefe Gosse und mit sooo hohen Bordsteinkanten. Der Asphalt bröckelt ab, überall sind tiefe Löcher. Eine richtige Leere-Stadtsäckel-Ausfallstraße. Während du krampfhaft versuchst, die Spur zu halten, dich nicht auf die Klappe zu legen, donnern mit einem Höllenlärm pausenlos Autos an dir vorbei, vorzugsweise Laster und Busse, die du an jeder Haltestelle wieder überholen muß. Die Luft stinkt pestilenzialisch nach Diesel, und jedesmal glaubst du, die Dinger würden dich streifen und wegfegen, so dicht fahren sie neben dir her, ohne abzubremesen natürlich. Vor jedem losen Stein, jedem Buckel im Pflaster hast du Angst, daß er dich aus der Spur schlägt“

„Das tägliche Los Abertausender von Unerschrockenen, die ihre Gesundheit ruinieren, um die Umwelt zu schonen. Nein ehrlich, Yvonne, auf so eine Idee kann nur jemand kommen, dem die Greuel des Autofahrens fremd sind.“

„Als da wären? Ich höre. Aber komm mir nicht mit solchen Greueln wie Im-Stau-stehen-und-Musik-hören oder Dreimal-um-den-Block-und-nur-Anwohnerparken. Das verfängt nicht.“

„Angenommen, du fährst mit zwei durchgeknallten Kumpeln nachts auf einer Serpentinestrecke. Ich meine jetzt nicht bedächtiges Bergangurken auf einer possierlichen Voralpenlandstraße, auch wenn sie einspurig ist oder schlecht geteert. Ich meine lebensmüdes Rasen über eine Straße in sehr hügeligem Gelände, die hier und da mal eine unvorhergesehene Haarnadelkurve macht, die sich hin- und herwindet und rauf und runter geht, schlimmer als jede Achterbahn. Und angenommen, du wirst auf deinem Rücksitz wild durchgeschüttelt, während deine besoffenen Freunde vorne einen fiesen Knaster qualmen und du kein

Fenster aufmachen kannst, weil es ein Zweitürer ist. Natürlich wird dir speiübel. Du protestierst, kriegst aber nur irrwitziges und gewissenloses Gelächter zur Antwort.“

„Soll das schon alles sein?“

„Aus den Boxen, die kurz unterhalb deiner Ohrhöhe in die Heckablage eingelassen sind, dröhnt Black Sabbath.“

„Okay, das reicht.“ Yvonne griff sich einen Bierdeckel, drehte ihn, knetete und knickte die steife Pappe zwischen ihren schönen Fingern. So schönen Fingern. Über verschneiten Hügeln standen kleine weiße Wölkchen vor dem von der untergegangenen Sonne rosig angehauchten Himmel.

„Eine Endoskopie.“

„Pah! Da kann ich nur sagen: Belastungs-EEG.“ Mein Trumpf.

„Was ist das?“

„Man bekommt die Gehirnströme gemessen. Um zu sehen, ob dein Gehirn zu epileptischen Anfällen neigt, blenden sie dich mit einem kalten, grellen Flackerlicht. Man meint, daß sowas diese Anfälle provozieren kann. Wenn du zum Beispiel nachts mit Fernlicht durch eine Allee fährst, weißt du, dieses Flackern, wenn das Licht von den gekalkten Baumstämmen zurückgeworfen wird.“

„Solche Alleen gibt es nur im Film.“

„‘Dr. Mabuse’, ich weiß. Oder bei Tag, wenn das Sonnenlicht so fleckig und scheckig wird, weil die Blätter an den Bäumen schaukeln und zappeln, und Licht und Schatten dauernd abwechseln. Als ob man in ein Stroboskop starrt.“

„Und dann?“

„Was dann?“

„Wenn man dann einen Anfall kriegt? In dem Moment, wo sie einen so testen?“

„Ich weiß nicht, ich habe keinen bekommen. Ich bin eben kein Epileptiker.“

„Ach so.“ Yvonne sah mich länger an, als es sich gehörte. Im nächsten Moment war sie sich dieser bezaubernden Aufdringlichkeit bewußt geworden und sah schnell weg. Trotzdem sah ich sie erröten.

„Du bist dran.“

Sie lächelte; ihre Befangenheit war verflogen.

„Von wegen Stroboskop: Beim Augenarzt in ein grelles Laserlicht blicken, mit dem er dir die Netzhaut anklebt, die sich ablöst. Der Lichtstrahl bohrt sich genau in deinen Kopf und tut dort weh. Hinterher kannst du den ganzen Tag nichts mehr tun, weil du nichts siehst. Du fühlst nur den Schmerz.“

„Wieso sieht man danach nichts? Wozu dann das ganze?“

„Eben. – Weil sie dir Belladonnatropfen geben, damit die Pupille schön groß wird und der Arzt deine Netzhaut besser sehen kann. Das heißt, daß die Iris den Blick nicht mehr scharfstellen kann, und du siehst alles nur noch völlig verschwommen. Das kleinste bißchen Licht blendet dich.“

„Klingt ja teuflisch.“ Ich überlegte einen Moment, aber mir fiel nichts mehr ein.

„Was ist denn jetzt eigentlich genau eine Endoskopie? Magenspiegelung?“

In diesem Moment kam die Bedienung mit unserem Essen, einem Lahmacun für Yvonne und einer Feuertasche für mich. Yvonne gab mir Besteck und wickelte ihr eigenes aus der Papierserviette aus.

„So was ähnliches. Ich erzähl's dir irgendwann mal ... jetzt laß uns essen. Ich fall um vor Hunger.“

Ich gab meiner Errötenden Tigerblüte recht und hoffte insgeheim vor der nächsten Runde des Höllenspiels auf eine Inspiration.

Diese Inspiration ließ nicht lange auf sich warten. Am selben Abend, auf dem Weg von einem säumigen Klienten in der Nordstadt, verlief ich mich und stieg an der verkehrten Station aus, in einem Stadtviertel, in dem ich mich so gut wie nicht auskannte. Auf der Suche nach der S-Bahn irrte ich über einen ungemütlichen Platz und stieg schließlich die Treppen, die sich dort auftaten, hinunter, in der Annahme, es müsse wohl eine unterirdisch verlaufende Linie sein.

Auf dem Weg nach unten warf mir ein Entgegenkommender einen schrägen Blick zu, aber ich sah ihm nicht in die Augen und fühlte mich nur normal unbehaglich. Auf dem Bahnsteig jedoch überkam mich ein Gefühl wie Eis und heiße Kohlen in meiner innersten Mitte. Ich begann zu zittern.

Zwar waren die Gleise mit Abfall übersät und erweckten den Eindruck, als sei seit Jahren kein Zug mehr darübergerollt. Aber auf den Bahnsteigen in beiden Richtungen drängten sich Menschen dicht an dicht. Obwohl sie nicht auf die Bahn warteten, warteten sie sichtlich auf etwas. Ihrer waren so viele, dennoch lag über dem Ort eine bestimmte beredte Stille, rastlos, nervös, die ich nur zu gut kannte. Eine junge Frau, oder vielleicht ein mädchenhaft aussehender Junge, kam auf mich zu, ohne mich zu sehen, die Hose aufgeknöpft, so daß sie die Leistengegend und den mageren Schenkelansatz entblöbte; sie hielt eine Spritze in der Hand.

Ich sah zu, daß ich zurück zur Treppe und nach oben kam, ohne jemanden auf mich aufmerksam zu machen. Auf dem Vorplatz stieg ich in ein Taxi und war eine halbe Stunde später Zuhause. Es kam mir so vor, als habe mich jemand in die Unterwelt geführt und mir dort den schrecklichen Fluß gezeigt, jenen eisernen Fluß von Schore.

*

Zwei Tage später sah alles schon wieder ganz anders aus. Der Regen hatte merklich nachgelassen, es nieselte nur hin und wieder ganz leicht. Ich konnte meine Recherchen bewerkstelligen, ohne bei jedem Gang bis auf die Knochen durchnäßt zu werden. Ich sah die Welt mit anderen Augen, und Yvonne auch, denn sie mußte jetzt nicht mehr ständig meine schlechte Laune ertragen.

Ich stellte einmal mehr fest, daß ich mich wieder mal nicht hinreichend auskannte. Wer brannte Strichcodes in mazerierte Knochen hinein? Dasselbe Muster tauchte zum Glück in Form eines Tattoos wieder auf, bei Lebenden. Ich nahm einen vorläufigen Zusammenhang an, weil es der einzige Anhaltspunkt war, der sich mir bot: Wie auf jeder Warenlieferung war auch in diesem Fall die Kennziffer mehrfach vermerkt.

Zum Spaß und weil mir auch noch nichts besseres eingefallen war, hatte ich mir die Adressen der in der Stadt ansässigen Tätowierstudios besorgt. Mir war klar, daß ich auf diese Weise nur ein wenig an der Spitze eines Eisberges kratzen konnte, dessen restliche neun Zehntel sich in verschwiegenen Hinterzimmern, Wohnungen mit verhängten Fenstern und kleinbürgerlichen Küchen abspielten, aber ich hoffte

auf ein wenig glückliche Fügung und eine Eingebung, die mich weiterbringen würde. Noch hatte ich eine Chance, mein Gegenüber unvermutet zu erwischen.

Nachdem ich die Karteileichen telefonisch herausgekämmt hatte, blieben von den zweiunddreißig im Branchenbuch verzeichneten Tätowierern neunundzwanzig übrig. Fünf hatten ihre Läden erst im letzten Vierteljahr eröffnet, kamen also vorerst nicht unbedingt als diejenigen in Betracht, die die Vermißten mit Strichtattoos markiert haben konnten. Immer vorausgesetzt, daß diese Tätowierungen in einem normalen Studio mit Zulassung der Gesundheitsbehörde gemacht worden waren. Aber darüber konnte ich mir auch später immer noch den Kopf zerbrechen.

Von den restlichen vierundzwanzig praktizierten immerhin ganze elf ihr Handwerk in oder nahe dem Viertel, in dem die Vermißten sich zu Lebzeiten getummelt hatten. Einer war ein zerknitterter Chinese, der mir dankenswerterweise schon am Telefon verständlich machen konnte, daß er grundsätzlich keine Langnasen verarbeite. Ein zweiter erwies sich nach umständlichem Irrgefrage und Mißverständnissen als Fassade für einen Sexshop der härteren Gangart (graniten, würde ich sagen). Konnte ich mir auch sparen.

Ich rief von unterwegs bei Ribbeck an und fragte ihn nach dem Haustätowierer von Götterspeise, aber als ich statt seines Anrufbeantworters endlich ihn selber an den Apparat bekam, konnte er mir nichts sagen: Die Backstageparty war in ein orgiastisches Gelage ausgeartet, von dem er sich nach einer Stunde verabschiedet hatte. An eine brauchbare Auskunft über den Tätowierer der Strichcodes war nicht zu denken gewesen. Ribbeck war schlecht gelaunt, wie immer, wenn ihm ein mögliches Objekt seiner Begierden durch die Fänge geschlüpft war.

Ich klapperte also die restlichen neun kleinen Negerlein ab, bis ich im Laufe eines Tages genug gesehen und gehört hatte, um mir gegebenenfalls eigenhändig ein gepflegtes kleines FUCK OFF auf den unteren Bauch zu malen. (Aber wer wollte schon sowas haben?) Außerdem bekam ich im Vorbeigehen einen lukrativen Antrag von einem gepflegten älteren Herrn mit grauen Schläfen und hundetreuem Blick, der sagte, er suche jemanden, der ihm den Garten umgrübe. Er zwinkerte mir ausgiebig mit dem Brillanten an seinem rechten Ringfinger zu, aber es half nichts: Ich schlug ihm vor, es bei der Tagelöhnervermittlung des Arbeitsamtes zu versuchen; ein Tip, von dem er nicht allzu begeistert schien. Es war wohl schade um das Geld, bestimmt hätte er sich nicht lumpen lassen. Aber ich hatte keine Zeit zu vergeuden. Und außerdem konnte ich Gartenarbeit nicht leiden – abgesehen vielleicht vom Harken von herabgefallenem Laub, einer meditativen Tätigkeit, bei der ich mich wie ein Zenmönch fühlte.

Im letzten Studio, einem Kellerloch, über dessen kohlschüttenartigem Einstieg ein Schild den Vorübergehenden 'Jans Needle Park' annoncierte, waren die Wände mit Fotos von preisgekrönten Arbeiten des Nadelmeisters regelrecht gepflastert. Mittendrin eine Urkunde mit ornamentiven Schlangenknäueln, die den Besitzer als langjähriges Ehrenmitglied des Landesverbandes für Körperkunst auswies; darunter eine zweite, kleinere, die ihm und seinen Kunden versicherte, daß er piercen konnte, ohne das Leben seiner Klienten aufs Spiel zu setzen. Eine bunte Auslese netter kleiner Schekel und Karabiner war in einem verglasten Setzkasten zu bewundern, mit einem diskreten Hinweis: Sonderwünsche auf Anfrage.

Und neben dem Spiegel, was meint ihr wohl, entdeckte ich da? Das Bild eines muskulösen Oberarms, um den sich eine Schlange ringelte, als sei's der Baum der Erkenntnis. Und in der Hand zwei Schlagstöcke.

Ich folgte der Eingebung des Augenblicks und fragte: „Kennen Sie eine Band namens Götterspeise?“ Der Tattoomacher wusch sich gerade in einer mit einem Plastikvorhang abgetrennten Nische die Hände. Über dem zweideutigen Geräusch von eingeseiften Händen, die eifrig gegeneinander gerieben werden, kam ohne Zögern die freimütige Antwort.

„Klar! Alte Stammkunden von mir. Kannte sie schon, als sie noch als 'Madeira & Die Azoren' rumgetingelt sind, mit diesem süßen Ding als Frontfrau ... langlang ist's her.“

Der Tätowierer, ein von Bier und verderbten Gedanken aller Art aufgeschwemmter Kerl mit rot-blondem Vollbart und Zopf, kam hinter dem Vorhang hervor. Er trocknete sich die Hände an einem fadenscheinigen Lappen von Handtuchgröße ab. „Die Echse da hab ich ihrem Drummer gemacht.“ Er zeigte auf das Bild neben dem Spiegel. „Wollen Sie auch so eine haben?“ Die Ungläubigkeit sprang ihm lachend aus den verwaschenen Augen.

Ich lehnte dankend ab und fragte stattdessen ganz plump nach Strichcodes. Nein, sowas war Hägar an seinen Kunden noch nicht aufgefallen. Unterschwellig nahm ich jedoch ein aufgebrachtes Summen wahr: als habe man in ein bewohntes Wespennest gestochen. Zu dem Bild gehörte eindeutig noch mehr als das flimmernde Bißchen auf meinem Schirm.

„Ich mach Ihnen einen Vorschlag. Ich zahl Ihnen den Preis für zwei von den Nattern da, und Sie denken noch mal ganz scharf nach, ob Ihnen zu dem Thema nicht doch noch ein bißchen was einfällt. Wie wär's?“

Der Tätowierer rieb sich mit seinem Scheuerlappen den Schweiß aus Gesicht und Nacken und schnaufte. Dein Glück, dachte ich, daß ich keinen guten Draht zur Gewerbeaufsicht habe, sonst hättest du bald Ärger am Hals. Die würden hier was finden, soviel ist sicher. Denunziant Duvivier.

Als er sich ausgeschnauft hatte, warf Hägar das Handtuch auf den Behandlungsstuhl und stemmte die Wolfswürgerpranken in seine angedeuteten Hüften. Dann sagte er sehr leise, sehr eindringlich, kaum über dem oszillierenden Triangelton der Panik:

„Ich sag dir mal eins, Schnüffler. Eines Tages kamen zwei Typen zu mir. Namen sind bekanntlich Schall und Rauch. Aber die wollten auch so etwas von mir wissen.“ Er kam einen Schritt auf mich zu. „Sie wollten nämlich gerne wissen, was ich wohl sagen würde, wenn mich jemand nach Strichcodes fragt.“ Mit dem nächsten Schritt war er mir so nahe gekommen, daß ich ihn riechen konnte, was keine erfreuliche Wahrnehmung war: Er roch nach 98%iger Angst. „Ich sah mir die beiden genau an, und dann sagte ich ihnen: –“, er holte tief Luft, „Nichts.“ Sie sagten, das würden sie sich merken.“ Er war mir so nahe gekommen, daß ich jede dreckige Pore und jeden Schweißtropfen in seinem abgelebten Gesicht sehen konnte. Ich verfluchte meine Wißbegierde und die daraus resultierende Angewohnheit, immer gaaanz weit vorne sitzen zu wollen. Hintere Mitte hätte bei dieser Breitwand allemal ausgereicht. „Und sie sagten ... ich solle es mir auch merken.“

Mich kümmerte das nicht. „Na fein. Da hast du ja dein Sprüchlein brav hergesagt. Sehr schön. Aber jetzt paß mal auf: Wieviel haben sie dir dafür hingebblättert? Ich biete mehr.“

Ich hatte halb und halb damit gerechnet, an den Aufschlägen gepackt und rückwärts aus dem Laden hinausbefördert zu werden, die steile Kellertreppe raufgekremgelt zu werden gewissermaßen.

„Hm, was ist? Für Geld läßt sich manches vergessen. Ich leg die Hälfte drauf. Mit neuer Innenausstattung würde dein Salon hier glatt das Dreifache abwerfen.“

Aber dieser Bursche hier war beileibe nicht so dumm, wie er auf den ersten Blick schien. Jetzt grinste er über das ganze feiste Gesicht.

„Das kannst du nicht, du Idiot von einem Schnüffler Sie versprochen, mich am Leben zu lassen.“ Ganz nebenbei fing er an, seine Utensilien zusammenzuräumen, wobei er mir seinen massigen Rücken zuwandte. Für ihn war das Gespräch offensichtlich beendet.

Für mich nicht. Er hatte seine Wahl getroffen, und es war nicht meine Sache, ihm das auszureden. Aber ich konnte es nicht zulassen, daß er auch mir den Weg verstellte. Was jedoch eindeutig seine Absicht war.

Also hob ich unverdrossen ein anderes Ende des Wollknäuels auf. „Und Madeira?“ fragte ich auf gut Glück.

Ohne sich auch nur noch einmal nach mir umzudrehen, sagte er:

„Na was schon – das übliche. Nach einer Orgie nicht mehr aus dem Pool gekommen.“

*

Nach dem Herumgefahren hatte ich von weiteren Ermittlungen vor Ort für's erste genug. Yvonne hatte in meiner Abwesenheit ihrerseits recherchiert und händigte mir die Früchte ihrer Bemühungen in Form eines dicken Kuverts aus: Material über die Vermißten. Sie hatte es in mühsamer Kleinarbeit aufgetrieben, indem sie bei den diversen Veranstaltungsorten, an denen diese Personen zuletzt öffentlich in Erscheinung getreten waren, beharrlich nach entsprechenden Handzetteln und Programmheften gefragt hatte.

Wir besprachen mit mäßiger Hingabe noch die üblichen Kleinigkeiten, die Anrufe, die Post; ansonsten hatte Yvonne kein sehnlicheres Bedürfnis, als so bald wie möglich aus dem Büro herauszukommen. Eiserne Klammern, die sich ihr um den Kopf gelegt hatten, kündigten ihr einen bevorstehenden Wetterumschwung an. Ich ließ sie gehen und fuhr selber bald danach nach Hause, um mich bei etwas Musik zu entspannen und die Einsichten des Tages in Ruhe zu überdenken.

Aus alter Gewohnheit hielt ich beim Öffnen der Tür nach Cheops Ausschau, aber vergebens. Cheops hatte die Wohnung zuerst gefunden und mich dann gnädigerweise auch darin wohnen lassen. Bis vor zwei Wochen, als er von einer nächtlichen Runde über die Dächer nicht hierher zurückgekehrt war. Ich hoffte, daß er wenigstens schlau genug gewesen war, sich nicht von einem Auto überfahren zu lassen. Im übrigen fing ich allmählich an, den Verlust zu verschmerzen – bildete ich mir zumindest ein. Wenn ich einen anhänglichen Hausgenossen gewollt hätte, hätte ich mir gleich einen schwanzwedelnden Speichellecker kaufen können. Jemanden wie Cheops aber gab es nicht für Geld und gute Worte.

Ich legte eine CD vom Frauenchor des bulgarischen Staatsrundfunks auf und lauschte hingerissen ihren blechern Sopranstimmen. Die Melodie schlug Haken; ich versuchte, sie mitzusummen, aber sie nahm immer dann eine unvermutete Wendung, wenn ich mich ein paar Takte lang in Sicherheit wiegte, und schleuderte mich aus ihrer Umlaufbahn. Als erstes kam ich 'Messetschinko lio Greilivko' auf die Spur; für die anderen Stücke würde ich länger brauchen (vor allem dieses teuflische rhodopische Erntelied), aber ich hatte Zeit.

Ich machte mir ein paar Tortellini, und nachdem ich sie bei der Lektüre von Cendrars' Memoiren behaglich aufgegessen hatte (ein überaus kurzweiliges Lesevergnügen, vor allem wegen solcher Bemerkungen wie 'Bevor er auf den Ball ging, pflegte sich Cravan regelmäßig auf die Palette von Delaunay zu setzen, was Robert wegen des teuren Lapislazuli zum Heulen brachte und uns mehr als einmal den Abend verpatzte. '), nahm ich mir Yvones Ausbeute vor. Sehr üppig war das nicht geworden – in so kurzer Zeit. Aber das lag auch daran, daß die Wenigsten Material über gelaufene Veranstaltungen aufbewahrten und Auskunft über länger zurückliegende Konzerte oder Ausstellungen geben konnten. Aber um sich einen ersten Eindruck zu verschaffen, reichte auch das, was sich da alsbald über meinen Schoß, die Sesselhefen, den Beistelltisch und den umliegenden Teppich ausbreitete.

Auffällig war die Allgegenwart einer nie namentlich genannten Stiftung, die bei merkwürdig vielen Veranstaltungen ihre Finger in Form von Ausschreibungen, Förderpreisen und Stipendien im Spiel hatte – wengleich man sich auch alle erdenkliche Mühe gegeben hatte, dezent im Hintergrund zu bleiben. Ich konnte mich nur wundern; wer wäre denn so leichtsinnig? Aus Nachwuchskunst war kein Kapital zu schlagen – oder sie verdiente den Namen nicht. Hätte ich zumindest gedacht. Und vor allem war dieser Aufwand so unverständlich umständlich! Genauso gut, nur viel einfacher, konnte man überzählige Scheine im Ofen verbrennen. Oder, wenn man keinen zur Hand hatte, ließ sich das Papier zur Not auch aus dem Fenster schaufeln. Kein Problem. Aber warum sollte sich jemand soviel Arbeit damit machen? Geldwäsche? Ach nee. Kunst ist brotlos.

Das Geld war hier nicht der Dreh- und Angelpunkt. Noch nicht. Noch hielt sich die Profitgier vornehm bedeckt, wie ein bössartiger Virus mit langer Inkubationszeit. Ich kannte das Symptom – künstlerische Ambitionen und Tätowierungen, die wie Markierungen aussahen. Und das Ende: verschwundene Menschen, von denen allenfalls gleichermaßen gekennzeichnete Knochen auftauchten. Aber wie verlief die Krankheit?

Die Seuche brach immer zum gleichen Zeitpunkt aus: Wenn ihre Karriere gerade in Gang zu kommen begann – jedoch vor Ablauf einer gewissen, vertraglich abgesicherten Frist – waren unweigerlich alle, die in den Genuß einer Förderung durch die Stiftung gekommen waren, spurlos verschwunden.

Ich mußte mich erst bis zum Grund des ganzen Stapels durchwühlen, bis ich auf der Rückseite eines Hochglanzprospekts – Glasobjekte einer polnischen Künstlerin – einen Hinweis auf den Erreger fand: die kleingedruckte Liste der Mitglieder des Stiftungskuratoriums. Es war dies eine beachtliche und wohlklingende Litanei, allesamt Leute mit wohlklingenden Namen und schönen Titeln, aber keiner gefiel mir besser als der von Prof. Dr. Dr. Ivor Pjassawa.

Und ich habe versagt

La vida es sueño.

Welcher verwegenen Natur genau auch immer die Vorstellungen gewesen sein mochten, die ich mir vorher von Doña Catalinas Behausung gemacht hatte – ich hatte mir eindeutig zuviel versprochen.

Ihre Wohnung lag in einem gesichtslosen Neubauviertel. Der ganze Komplex war mit erschreckend durchtriebener Sorgfalt so angelegt worden, daß sich auf Dauer schlechterdings nichts darin wohlfühlen konnte, das nicht rechtwinklig gewesen wäre. Es brauchte keinen anthroposophisch geschulten Blick, um das zu erkennen. Es gab nichts, weswegen es sich gelohnt hätte, stehenzubleiben und zu schauen, gemächlich zu gehen, sich zu wundern. Nirgends Hübsches, Gemütvolles, nirgends Erquickliches.

Die Häuser hatten nicht weniger als acht Stockwerke und waren, wohl um Besuchern und Bewohnern die Orientierung zu erleichtern, mit geometrischen Mustern in verschiedenen Farben dekoriert: Mutationen von Braun, Grün und Gelb, die prekäre Assoziationen nahelegten. Die Fenster dieser Silos erinnerten an die Sehschlitze eskimoischer Schneebrillen; sie glichen halbgeschlossenen Augen, aus denen man beobachtet, ohne dabei selbst gesehen zu werden, doppelt so breit wie hoch, so daß man sich wohl bücken sollte, um von drinnen hinauszuschauen. Die Menschen gingen ja schon alle mit gesenkten Köpfen und hängenden Schultern einher; da hatten sie anscheinend keine hohen Decken und Fenster mehr nötig. Aber was hatten sie zu verbergen, daß sie diese Lichtluken auch noch mit Gardinen verhängten? Bedrückte sie das unsichtbare Gedränge um sie herum und flößte ihnen Angst ein? Oder waren sie wirklich alle so lichtscheu?

Wahrscheinlich aber stand es einfach nur so im Mietvertrag der Wohnungsbaugesellschaft. Die schien auf Ordnung zu halten. Die Spielplätze waren asphaltiert wie Parkplätze, die etwaigen Wandelwege der Verliebten führten durch Alleen von Straßenlaternen, deren bläuliches Licht alle Gestirne auslöschte, und nirgends konnte ich auch nur ein halbwegs lauschiges, abseits gelegenes Plätzchen, wo man gerne länger verweilt hätte, entdecken. Wer saß schon gerne vor aller unsichtbarer Augen in einem zugigen Durchweg, wo die nächsten hundert Meter wegauflief, wegab grau gepflastert waren? Die wenigen Büsche waren zerrissen und umgeknickt, die kleinen Hecken niedergetrampelt, und der Rasen verdiente seinen Namen nicht, so kümmerlich war die Grasnarbe, tausendfach zertreten und von Hundedreck verseucht. Das einzige, was einem hier blieb, war schleunige Flucht. Und genau so sollte es ja wohl auch sein.

Ehe ich mir darüber klarwerden konnte, ob ich es tröstlich oder eher beunruhigend finden sollte, daß die Geister den Menschen in ein solches Ambiente vermutlich nicht mehr folgen würden, hielt der Fahrstuhl mit einem sachten Ruck im achten Stock. Durch eine Tür, deren eingedrücktes Drahtglas man mit einem Stück Karton zugenagelt hatte, einen langen, finsternen Gang hinunter, vor eine von vielen Dutzend gleichen Türen. Auf dem zerknickten Pappschild unter der Klingel stand der Name, dessentwegen ich gekommen war: Le Riverend.

Wie gesagt, ich weiß nicht mehr, was ich eigentlich erwartet hatte – als sie die Tür öffnete, waren alle meine Träumereien mit einem Mal wie weggeblasen.

Doña Catalina war eine mittelgroße Frau in den Fünfzigern. In ihrem kurzgeschnittenen, straffen schwarzen Haar lag schon reichlich Grau. Sie trug einen beigen Pullover und eine Hose aus dunkelbraunem Jersey, unter deren weiten Schlägen flache, breite Schnürschuhe hervorsahen (nur der Nämliche weiß, wieso diese biedere Fußbekleidung ausgerechnet auf den Namen 'Mephisto' hört – nicht zufällig fiel mir immer zuerst ein verkehrter Markenname ein: Moskito). Ihre Erscheinung wirkte schmucklos und zweckmäßig wie bei jemandem, der keinen gesteigerten Wert auf seinen – femininen – Part bei den erotischen Verwirrspielen legt, ohne allerdings deswegen Wesentliches zu entbehren. Es gab mit Sicherheit keinen Mann, dem ihre Kleidung oder ihre Frisur eine beifällige Bemerkung wert gewesen wären, aber Doña Catalina machte trotzdem keinen vernachlässigten Eindruck – das wäre auch gar nicht ihre Art gewesen.

Ihr breites, milchkaffeebraunes Gesicht hatte grobe Züge; aber ihre niedrige Stirn, ihre flache Nase und ihr weiter Mund mit leicht nach unten zeigenden Winkeln waren zu ebenmäßig, um wirklich häßlich zu sein. Ich überlegte lange, woran ihr Ausdruck mich erinnerte, bis mir Bilder von aztekischen Götzen in den Sinn kamen: Doña Catalina hatte so ein in sich verschlossenes und überaus würdevolles Gesicht, abweisend gegen den ungeladenen Betrachter und schwer zu ergründen.

Sie begrüßte mich mit einer tiefen Stimme, in gebrochenem Deutsch, und gab mir die Hand; ich bemerkte mehrere unverzierte, aber schwere Ringe aus Sterlingsilber oder Weißgold, einen goldenen Siegelring mit schwarzem, rotgesprenkeltem Halbedelstein. Am Handgelenk blinkte es auch metallend auf: ein Armband mit einem rautenförmigen Medaillon in der Mitte. Diese Dinge machten mehr den Eindruck von Talismanen denn von Schmuck; wahrscheinlich legte sie sie niemals ab.

Die Wohnung war klein; eine Garderobe, eine Eßecke, ein überdimensioniertes Wohnzimmer, und noch zwei weitere Türen, wahrscheinlich Schlafzimmer und Bad. Die Möbel schlicht und austauschbar, man konnte unmöglich einen weiteren Gedanken daran verschwenden. Es lag nichts herum, keine aufgeschlagene Zeitschrift, kein angefangenes Strickzeug, kein Teller mit Krümeln darauf. Zu meiner uneingesunden Enttäuschung sah ich nirgends ein Kruzifix, einen Winkel mit einer Madonnenfigur, ewigen Lichtern, künstlichen Blumen, überhaupt nichts, was auf die Ausübung spiritistischer Gebräuche hätte schließen lassen. Vielleicht in einem der anderen Zimmer, dachte ich. Hier kann es nicht sein; so sehen nur die möblierten Wohnungen aus, die Terroristen durch Strohmänner anmieten lassen, um von dort aus ihre Anschläge vorzubereiten und durchzuführen. Oder die Wohnungen der Toten, bevor der Rest für den Sperrmüll hinuntergeschafft wird.

Aber ich mußte mich mit dieser Banalität zufriedengeben. Meine Gastgeberin bat mich, am Eßtisch Platz zu nehmen. Sie selbst verschwand kurz darauf in der Küche, was ich von meinem Platz aus nicht sehen konnte, sondern nur anhand der gehörten Geräusche erriet. Nach kurzer Zeit kam sie mit einem Tablett zurück und brachte Teegeschirr für eine Person. Ich wunderte mich flüchtig, warum eine Frau kubanischer Abstammung Tee anstelle von Kaffee servierte, und das, ohne ihren Gast nach etwaigen Vorlieben befragt zu haben. Ohne selber mitzutrinken. Aber sie goß mir so selbstverständlich ein, als sei dies ein Zeremoniell, das wir schon oft zuvor miteinander geteilt hätten, und es fiel mir nicht einen Wimpernschlag lang ein, davon abzuweichen.

Der Tee war grün und schmeckte entfernt nach Mate. Es war aber keiner.

Denn nach einer Weile nahm ich eine Veränderung wahr. Die Gewißheit, so lange auf meinem Stuhl sitzenzubleiben, bis ich mich entscheiden sollte aufzustehen, wich der quälenden Sorge, jeden Moment das Gleichgewicht zu verlieren und zu Boden zu fallen. Die feste, als gegeben angenommene Hülle meines Körpers hatte ihre fraglose Selbstverständlichkeit verloren. Das, was mich physisch ausmachte, löste sich auf und trat nach allen Richtungen von meiner Mitte fort, bis ich meinte, ich müsse drei Leiber mit drei Köpfen haben, und Arme wie eine Hindugottheit.

„Mir ist nicht gut“, brachte ich mühsam hervor.

Doña Catalina musterte mich prüfend, ohne eine Miene zu verziehen.

„Es ist gut“, sagte sie, „entspannen Sie sich jetzt.“ Ich verstand, daß das an Mate erinnernde Gebräu kein Tee gewesen sein konnte, und die Furcht ließ nicht nach. Als Doña Catalina das Geschirr zusammenräumte und zurück in die Küche brachte, hörte ich mich ihr in kläglichem Ton hinterherrufen, sie solle nicht gehen, sie solle mich nicht alleinlassen, aber vielleicht tat ich es nur in Gedanken. Oder sie überhörte meine Bitte.

Der Anblick des unbedeckten Tisches, der doppelverglasten Fenster stürzte mit ungewohnter Wucht auf mich ein, wie überhaupt mit einem Mal ein großer Lärm zu herrschen schien, als sei das allgegenwärtige entropische Rauschen zu hören. Ich wünschte mir, mich davon zurückzuziehen, und schloß die Augen. Doch in meinem Inneren war der Aufruhr noch größer.

Ich rief nochmals nach Doña Catalina, jetzt voller Angst. In diesem Moment betrat sie das Zimmer wieder, in den Händen eine flache Schale haltend, in der ein kegeliger Haufen von einem stumpfweißen, mehrlartigen Puder lag. Der Anblick dieses Pulvers entsetzte mich maßlos, aber ich konnte dem Gefühl keinen Ausdruck verleihen, und starrte stattdessen wie gelähmt auf Doña Catalinas Hände. Sie ließen vor den Fenstern einen Rolladen herunter, bis es im Zimmer stockdunkel war. Ich war erleichtert, weil Gardinen und Stuhllehnen nun nicht mehr zu sehen waren und auf mich zusprangen wie tollwütige Tiere, aber in der Dunkelheit trat das Chaos in meinem Inneren in den Vordergrund, und die absolute Finsternis schien von Geistern aller Art erfüllt, und grauenerregend häßlichen Kobolden. Ich sah wie durch ein Fenster aus einem abgedunkelten Zimmer hinaus in den unendlichen Kosmos, und bald schien ich mit rasender Geschwindigkeit auf eine apfelsinenfarbene Sonne zuzufiegen, die sich langsam drehte, die pulsierte wie ein Fötus im Universum ihres Ungeborens. Alle Schleusentore waren weit geöffnet; Dinge aus Alpträumen, die ich immer gewußt hatte, waren aus ihren Eisen und Verliesen ausgebrochen und irrten frei umher. Oft waren es solche, die ich nie wieder hatte hervorrufen wollen; ihnen schutzlos ausgeliefert zu sein bedeutete Todesangst.

Ich hörte Hantieren mit Streichhölzern und sah zwei Hände, die ein entzündetes Hölzchen beschirmten und vorsichtig an die Spitze des Pulverhaufens hielten. Unmittelbar darauf flammte das Pulver mit einem fauchenden Schlag in einer gewaltigen, blauweißen Stichflamme auf. Aber ich erschrak nicht, sondern dachte nur an den Versuch mit Lithium, den ich als Kind einmal im Chemieunterricht mitangesehen hatte, und beobachtete ruhig, wie der Pulverkegel langsam von innen her ausbrannte. Das verglühende Pulver verbreitete einen vage an Pfeifentabak erinnernden Dampf, der beruhigend und einschläfernd auf

mich wirkte. Sein gelber und rötler werdender Schein reichte gerade aus, um eine Menge kleiner, quadratischer Felder zu beleuchten, die plötzlich in Reihen und Spalten vor mir auf dem Tisch lagen. Ihre Rückseiten waren mit karierten Spiral- und Wellenmustern verziert, Schwarz auf Neonfarben, und nicht zwei von ihnen schienen einander zu gleichen.

„Nimm eine Karte.“ sagte eine tiefe Stimme, und ich streckte gehorsam die Hand aus, um eines der Felder aufzudecken.

„Was ist es?“ fragte die Stimme, die sich von mir zu entfernen schien. Gleichzeitig schien sie eine schwermütige Melodie zu summen, ‘es demasiado aburrido/Seguir y seguir la huella/Andar y andar los caminos/Sin nada que le entretenga ...’.

„Der Räuber“

„Wer ist er?“

„Ich weiß nicht“

Aah ... und ich dachte, die vielen Jahre hätten es längst gutgemacht; ich dachte, ich hätte es ganz und gar vergessen. Aber das kann es nicht geben, eine Erinnerung auszulöschen wie Kreideschrift von einer Tafel: als habe es sie nie gegeben. Nachdem ich sie jahrelang nicht gesehen habe, erkenne ich auf Anhieb ihren Geruch wieder, und meine Haut erinnert sich genau an ihre Berührung, bevor ich auch nur Zeit habe, in Gedanken einmal ihren Namen auszusprechen – was soll das also heißen, vergessen? Der Körper vergißt nichts.

Ich habe mich bemüht, nichts nachzutragen und mich um meine eigenen Angelegenheiten zu kümmern. Trotzdem ist der Stachel in meinem Fleisch geblieben, und die Wunde kann nicht heilen. Es hilft nichts, wenn man nicht daran rührt; soll ich mich tot stellen? Ein Teil von mir weigert sich, die Tatsache wahrzuhaben, sie als gegeben anzuerkennen, und bewegt das Gewesene in sich und kaut es wieder. An dieser Stelle ist alles frisch und scharf wie am allerersten Tag. Wenn etwas nicht mehr schmerzen kann, ist es vielleicht schon tot.

Manchmal ertappe ich mich dabei, wie ich mit angehaltenem Atem bewegungslos innehalte und lausche; den Kopf leicht zur Seite geneigt, dem Geräusch hinterherhorche, das der Stein schnell vergangener Tage im bodenlosen Brunnenschacht meiner Erinnerung macht

... der Mann, den sie ‘Monsignore’ nennen, hat trotz seines Spitznamens nichts Klerikales an sich. Er sieht vielmehr dem jungen Yves Montand verblüffend ähnlich, zur Zeit von ‘L’étoile’, zur Zeit seiner Affäre mit der Piaf.

Zierlich ist er, von fast knabenhafter Statur, und einem ruhelosen, sprunghaften Temperament. In seinen dunklen Augen, seinen beschatteten Augen ist eine südländische Abstammung angedeutet, auf die er stolz ist – aber voller Humor. Nervös und quecksilbrig in seinen Bewegungen, machen ihn ein wacher Geist und eine natürliche Wortgewandtheit zum anregenden Erzähler. Er bedeutet lebendige, oft ausgesprochen charmante Gesellschaft. Und er versteht es, diese Vorzüge im rechten Moment geltend zu machen.

Doch von den Flügeln seiner eigentümlich asymmetrischen Nase ziehen sich vorzeitige Furchen zu seinen Mundwinkeln hinab – die Spuren all der Jahre, die über sein Gesicht gegangen sind. Der Monsignore hat ein ausgesprochen wankelmütiges Wesen, er ist ein Mann voller Hintergedanken und Eigenschaften. Die wechselnden Launen erhellen und verfinstern seine Mienen unablässig; sein Gesicht ist eine sonnenbeschienene Landschaft, über die Wolkenzüge hinwegjagen. Und sie werfen ihre Schatten darauf. Er erweckt kein Vertrauen; und soviel, als gelegentlich arglos in ihn gesetzt wird, will oder kann er nur in den seltensten Fällen verantworten. Sein Gemüt ist das einer Katze, die auf lockende Rufe nicht hört, aber unwiderstehlich werden kann, sobald sie Aufmerksamkeit wünscht oder gar Zuwendung.

Dabei ist der Monsignore beileibe nicht das, was man einen schlechten Menschen nennen würde – auch nicht in seinen schlechteren Momenten. Er ist immer auf der Durchreise, er hat ewige Ferien. Sein eigentlicher Name, übrigens, ist Nicholas Duvivier.

„Gut.“ sagte die Stimme von sehr weit her.

Meine Hand streckte sich wie von selbst aus und nahm eine weitere Karte. Ich drehte sie um und murmelte:

„Das ist ... der Wohnwagen.“

„Ich höre.“ sagte die Stimme.

In Frankreich bin ich nie gewesen. Von der Sprache kenne ich kaum zwei Worte. Wenn ich vielleicht noch nach dem Weg fragen kann, so hilft es mir doch nicht weiter, weil ich die Antwort schon nicht mehr verstehe. Duvivier allerdings ist ein hugenottischer Name; meine Mutter hieß so – aber das gehört nicht hierher.

Meinen Vater habe ich nie kennengelernt; er verschwand über alle Berge, bevor ich zur Welt kam, und ging zurück zu Frau und Kindern, die er in Frankreich hatte. Er kam aus der Gegend um Marseille, soviel ich weiß – sei es ausgleichende Laune des Schicksals oder genealogische Nostalgie meiner Mutter. Als er sie sitzenließ, hat es ihr nicht viel genützt. Sie meinte, ich schlief, aber ihr Weinen hörte ich doch, Nacht für Nacht, eine lange Zeit. Es wurde nie mehr von ihm gesprochen – als habe es ihn überhaupt nie gegeben. Meine Mutter starb früh, und danach gab es erst recht niemanden mehr, der mir von ihm hätte erzählen können.

Ich bin jetzt achtunddreißig Jahre alt. Einen Beruf im herkömmlichen Sinne habe ich nicht gelernt, wenn man es genau nimmt; aber ich nehme es nicht genau. Hab ich nie getan. Für meine Generation ist zuviel, was früher als selbstverständlich galt, hinfällig geworden; ein jeder sieht zu, wie er sich über Wasser hält. Ich mache dabei keine Ausnahme. Nach einer Weile richtet man sich provisorisch ein, und noch eine Weile später hat man sich auch an das Provisorium gewöhnt und nimmt es als in der Natur der Sache liegend hin.

Ich lebe allein, dafür reichen die Honorare meiner Auftraggeber in der Regel aus. Meine Unabhängigkeit kostet niemanden etwas außer mich selber, und bis jetzt ist es noch nie so schlimm gekommen, daß ich ans Aufhören gedacht hätte. Der Dollpunkt liegt woanders.

Was ich betreibe, ließe sich als eine Art Suchdienst der besonderen Art bezeichnen. Man könnte sagen, ich lebe davon, daß ich erfolversprechenden Geschäften den Weg ebne, indem ich hinderliche Personen aus dem Weg räume. Vermutlich gibt es Leute, die Ehrenrühriges daran fänden, aber es ist nun mal mein Broterwerb. Ich habe es aufgegeben, mich deswegen rechtfertigen zu wollen. Auf meinem Terrain habe ich mich mittlerweile lange genug behauptet; ich brauche mir von keinem mehr hereinreden zu lassen.

Aufträge kommen jetzt, nach mehreren Jahren im Metier, von alleine genug herein; ich brauche mich nicht darum zu bemühen. Mein Handwerk läuft ohne Klappern, verbindliches Geschwätz wäre dabei nur störend. Im Gegenteil: Die Leute, die mich bestellen, legen auf Diskretion und Verschwiegenheit den allergrößten Wert. Inzwischen muß ich nicht mehr jeden Job annehmen – ein nicht zu unterschätzendes Privileg in einer Branche, in der die Leute manchmal sehr wenig Humor haben, dafür ein umso besseres Gedächtnis. Am Anfang konnte von Wahl nicht im Traum die Rede sein. Ich war nicht zimperlich und nahm alles, wie es eben kam. Und manchmal kam es derb.

Vor ein paar Jahren hatte ich eine Art Berufsunfall, seitdem taugt mein rechtes Bein nicht mehr recht. Ich bekomme eine kleine Staatsrente, nicht zum Totlachen; aber die Regelmäßigkeit, mit der sie auf meinem Konto eingeht, beruhigt die Nerven. Langsam und todsicher werde ich zu alt für diesen Job. Das ist es, was ich mit 'Dollpunkt' meine. Es ist an der Zeit, daß ich mich nach etwas anderem umsehe, und es beginnt, dringend zu werden.

„Gut.“ Die Stimme kam aus den Lüften. „Sprich weiter“ Und sie fuhr mit ihrem traurigen Sing-sang fort, '... no necesito silencio/Ya no tengo en que pensar/Tenía pero hace tiempo/Ahora ya no tengo más ...'.

Ich nahm eine Karte und drehte sie um. Das Licht ließ nach, und ich war mir nicht sicher, ob ich das Richtige sagte.

„Ein Baum ... ein Baum mit Früchten daran – der Apfelbaum“

Früher war ich Musiker (wie so viele) oder redete mir das zumindest eine Zeitlang ein. Ich hatte keine anderen Ambitionen außer: zu spielen. An später dachte ich nicht, machte keine festen Pläne, nichts. Du machst keine Pläne mit Anfang Zwanzig, nicht, wenn du halbwegs normal bist; du legst einfach los. Zumindest bei uns war es damals so. Wir wollten alles haben, und sofort – oder soviel wir eben umsonst haben konnten. Nicht Extravagantes, nichts Ausgefallenes. Ein Job fand sich immer, man konnte alles organisieren und brauchte für nichts die Verantwortung zu übernehmen. Wir waren jung; wir dachten, wir hätten alle Zeit der Welt (und vielleicht war es so). Die einzige Vergangenheit, die uns belastete, war die glücklich überstandene Kindheit – die wir verließen wie ein Haus, in dem man gewohnt hat, ohne sich darin je heimisch gefühlt zu haben. Für verpaßte Gelegenheiten und falsche Entscheidungen hatten wir noch keine Zeit gehabt, und Reue war uns fremd. Wir waren leere Blätter, allesamt.

Wir machten unsere Tapes selbst und spielten live, wann immer sich die Gelegenheit dazu bot. Auf größeren Parties, in anderen Städten, auch im Osten, als das plötzlich ging, unsere Stücke erschienen auf

mehreren Compilations und Split-CDs. Auch wenn es immer ein Zuschußgeschäft war, wollten wir es im Grunde wohl gar nicht anders haben. Eine ganze Weile lang war alles ziemlich cool. Später verliefen sich die Mitglieder der Band, fingen andere Sachen an, wir verloren uns aus den Augen ... aber ich rede zuviel von mir.

Es müssen einige Jahre gewesen sein, daß ich sie kannte, denn ich erinnere mich, daß wir uns an verschiedenen Orten trafen, je nach dem, wo wir gerade lebten – ich vor allem, denn sie zog nur ein einziges Mal um, weg aus der Stadt, in der wir uns zum ersten Mal begegnet waren. Wie wir uns kennenlernten, weiß ich nicht mehr genau; wahrscheinlich über einen gemeinsamen Bekannten.

Am Anfang hing immer eine ganze Horde von uns aufeinander, und die Mädchen kamen und gingen wie die Wochentage, Leute, die auch dort wohnten oder nur zu Besuch waren, drifteten herein und schliefen irgendwo, verschwanden am nächsten Morgen, tauchten vielleicht wieder auf oder blieben auch weg, was weiß ich. Niemanden kümmerte das. Es war chaotisch, und wir genossen es. Alles andere wäre für uns undenkbar gewesen. Letztendlich sollte es auch nur in eine der allgegenwärtigen Formen von Einsamkeit münden, aber das war nicht absehbar und selbst wenn, wir hätten uns auch dann nicht darum geschert.

Nach einer nächtlichen Tour mit dem Auto brachten wir sie nach Hause, ich weiß nicht mehr wo, draußen am Stadtrand in einem Neubaugebiet, und sie kam noch einmal ans Auto zurück, um sich zu verabschieden. Sie öffnete von außen die Beifahrertür, gerade als ich drinnen das Fenster herunterkurbelte. In diesem Moment lächelten wir uns an, und ich sah ihr zum ersten Mal richtig ins Gesicht. Bis dahin war sie nur 'eins von den Mädchen' gewesen, aber dieser eine Blick, den sie mir zurückgab wie eine Frage, auf die sie nicht antworten wollte, machte alles anders. Er genügte, um sie meinem Gedächtnis für immer einzuprägen, das eine Gesicht, das die Gezeiten der dazwischenliegenden Jahre bis heute nicht fortgespült haben.

Wir waren mit Freunden in eine Diskothek in der Innenstadt gefahren, und nachdem wir genug hatten – sie vom Tanzen und ich vom Trinken – setzten wir uns auf eine Stahlterrasse, sie eine oder zwei Stufen unterhalb von mir; wir unterhielten uns, so gut es bei der Musik ging. Und jedesmal, wenn sie etwas sagte, drehte sie sich zu mir herum, und jedesmal, wenn ich etwas sagte, beugte ich mich zu ihr hinunter, und ein Mal geschah beides zugleich, und ich küßte sie. Es war so einfach, wunderschön, und damit fing alles an, was seitdem nicht mehr aufgehört hat.

Ich weiß noch, wie sie mir zuerst zu still erschien, regelrecht verklemmt in ihrer ruhigen, wohlgezogenen Art, mit der sie überall auffiel. Ich fand sie langweilig. Als ich sie näher kennenlernte, erwies sie sich aber als in jeder Hinsicht ausgesprochen leidenschaftlich. Sie besaß auch ein gutes Maß selbstironischen Humors; ich mochte diese Kombination. Sie konnte stundenlang erzählen, amüsant sein, Zuhörer in ihren Bann ziehen – wenn sie nur aus ihrem Schneckenhaus herauskam. Einmal gingen wir unter Mittag durch eine stille Seitenstraße, und aus einem Mansardenfenster kam Musik, und sie sagte 'Da – hörst du? 'Baby Jane' ...', einfach so, im Vorbeigehen. Vielleicht war es auch 'Some Guys Have All the Luck', ich weiß es nicht mehr. Aber ihr entgingen solche Kleinigkeiten nie, und ich hätte von alleine nicht einmal bemerkt, daß da überhaupt Musik gewesen war.

Eine Weile war ich wie besessen von ihr, ihren Kirschenaugen, ihrem schönen Hals – abgedroschen, ich weiß, aber so war es. Warum sollte ich das jetzt noch abstreiten? Unsere Geschichte war nichts Ungewöhnliches, und genau darin lag ihr zwingender Reiz: Auch wir erfanden nur dasselbe alte Rad neu, und hatten unseren Anteil an dem Ewiggleichen, Bewährten; dem Einzigen, das wenigstens vorübergehend von dem eisigen, untröstlichen Schmerz erlöst.

Dann zog sie weg, und ich hörte nichts mehr von ihr. Ich verliebte mich anderweitig, erlebte meine Desaster wie alle anderen, und als wir uns wiedersahen, schien sie einen Freund zu haben. Alle diese losen Enden kriege ich schon nicht mehr zusammen. Ich ahnte, daß sie mich nach wie vor liebte, sehr liebte, aber ich wollte nicht zugeben, daß das etwas bedeuten könnte. Und sie sollte das gefälligst einsehen. Zuerst schmeichelte es mir noch; welchem jungen Kerl gefiele das wohl nicht, eine Frau, die ihm zu Füßen liegt. Aber schon bald war es nur noch lästig. Zu eng, zu intensiv, und ihr Geheule konnte ich schon gar nicht ertragen. Ich wollte Spaß, und ich wollte meine Sachen zuwebringen, was immer meine Sachen waren. Dazu konnte ich keine Frau gebrauchen, die mir wie ein Klotz am Bein hing, mochte sie es noch so 'gut meinen'. Gut gemeint ist meistens schlimmer als schlecht, ich habe es nie gelten lassen. Und ihre guten Absichten waren mir einfach vollkommen egal.

Aber es blieb dabei: Nach wie vor wurde mir schwarz vor Augen, wenn ich sie küßte, und ich vergaß, wer ich war, was ich tat. Ich war gar nichts mehr, nur ein Tier, das immer mehr wollte, und immer weiter, geil und ohne Skrupel. Immer habe ich sie besitzen wollen. Am nächsten Tag war es dann regelmäßig ohne Bedeutung, und ich sagte ihr, sie verlange zuviel von mir.

Dabei war ich es, der sie immer wiedersehen wollte. Sie hatte sich das längst aus dem Kopf geschlagen. Ich war es, der sie vor allem vermißte; ich entbehrte sie so sehr, und ich konnte die maßlose Sehnsucht nach ihr niemals ertragen, aber ebensowenig wollte ich darüber nachdenken, was sie letzten Endes bedeutete. Ich glaubte, noch sei alles offen, läge unentschieden in meiner Hand. Mein Bedürfnis, mich ihr vollends auszuliefern, fürchtete ich; ich wollte mich nicht an sie binden und sah nicht, daß wir schon längst aneinander gebunden waren, unauflöslich.

Und ich wehrte mich gegen sie, indem ich den Spieß umdrehte und ihr vorhielt, sie sei besitzergreifend, wir fügten einander doch nur Wunden zu, es wäre nicht gut für uns, so engen Kontakt zu haben. Meine Sehnsucht zeigte sich auf andere Weise als ihre. War sie deshalb geringer? Und doch versuchte ich mir genau das einzureden – uns hätte nichts als die schiere Gier zusammengehalten, diese ganzen Jahre lang. Und das wäre das einzige, was ich mir vorzuwerfen hätte: mich immer wieder davon hinreißen zu lassen.

Ich wußte damals so genau wie jetzt, daß bloße Begierde allein zwei Menschen nicht über Jahre hinweg so beieinanderhalten kann (auch wenn zugegebenermaßen die große räumliche und zeitliche Distanz eine Rolle dabei gespielt haben muß). Oder die landläufige Vorstellung von Begierde ist einseitig. Es muß auch noch etwas anderes gewesen sein; für uns galt es nie, aus den Augen, aus dem Sinn. Von wegen: Genau das Gegenteil war der Fall. Leidenschaft war das bessere Wort; ein Gedanke, der dich inspiriert, beflügelt, in himmlische Höhen emporhebt, wo du unweigerlich der Sonne zu nahe kommst, um dich gleich darauf in den bodenlosen Abgrund hinabzustürzen und dich die Verdammnis kosten zu lassen.

Und trotzdem konnte ich nie einsehen, daß es etwas Schlechtes sein soll, etwas, das zwei Menschen auf diese Weise beseelt.

Es stimmt, daß es nicht immer gut war. Sie schrieb mir einen bitterbösen Brief, rief mich kurz danach an, als sie denken mußte, ich würde ihre Anschuldigungen ernst nehmen. Ich war nicht darauf eingegangen. Sie wollte Schönwetter machen, bevor es zu spät wäre. Sie beteuerte, wie leid es ihr täte, aber ich ließ sie auflaufen, erklärte ihr, ich wüßte nicht, was sie überhaupt von mir wolle, und fertigte sie kurz ab. Noch etwas später bekam ich einen weiteren Brief von ihr, in dem sie mich ausdrücklich um Verzeihung bat, und obwohl mir das natürlich Genugtuung verschaffte, erschien es mir zugleich charakterlos. Wenn man den Mund so voll nahm wie sie – einem Anderen die eigene Verletztheit vor die Füße wirft, dann soll man sich´s gefälligst vorher überlegen. Dann braucht man hinterher nicht winselnd zu Kreuze gekrochen zu kommen, was alle Beteiligten erniedrigt und peinlich für sie ist. Sollte sie nur ihre Suppe auslöffeln, es geschah ihr recht. Mir war alles so gleichgültig, ich gab nichts darauf – dachte ich.

Obwohl ich zugeben muß, daß ich weitaus öfter an sie denken mußte, als mir selber recht war. Das paßte mir überhaupt nicht. Aber ihre Gesellschaft fehlte mir. So banal es sich anhört, mir fehlte es, daß jemand in der Wohnung war, wenn ich nach Hause kam. Oder daß bald jemand käme, später, morgen. Tagsüber sahen wir uns nicht, gingen jeder seiner Wege, und wenn ich dann um zwölf oder eins nach Hause kam, schlief sie, aber entweder tat sie nur so oder sie hatte einen extrem leichten Schlaf. Sie wachte immer auf, redete noch mit mir oder griff nach meiner Hand, nach meinem Hemdzipfel. Ich zog eine komplette Schau für sie ab, mit komischen Einlagen, und sie erzählte mir ihren Tag; oft unterhielten wir uns noch bis zum Morgengrauen. Manchmal kraulte sie mir vor dem Einschlafen den Rücken ... manchmal goß sie mir beim Frühstück Milch in eine Schüssel mit Cornflakes, wenn sie die Flasche gerade in der Hand hatte ... der ganze banale Kram eben; wahrscheinlich hat sie´s überhaupt nur ein einziges Mal gemacht. Aber seine Wirkung auf mich hat es nicht verfehlt. Ich sagte es ihr nie, aber ich genoß die kurze Zeit, die wir in einer Wohnung lebten. Sie wußte es sowieso.

Sie fehlte mir, ich hätte ihr gerne von mir erzählt, ihre Meinung zu diesem und jenem gehört, gewußt, was sie macht. Mit ihr auf einem Bett gesessen und bloß geredet, nicht einmal mit ihr geschlafen, obwohl das gut war, aber es war nicht das einzige. Ich wollte einfach nur bei ihr sein ... manchmal. Ich war einsam; ich brauchte einige wichtige Menschen um mich herum, und einen ganz besonders wichtigen. Ich kannte sonst keine Frau, mit der ich mich so gut verstand. Wir paßten zusammen.

Ich habe lange gebraucht, um mir einzugestehen, daß sie noch in ihrem lodernden Zorn nichts weiter versuchte, als mir etwas mitzuteilen, und daß ihre Fähigkeit, nach einem Ausbruch einzulenken und sich nichts zu vergeben, indem sie für diesen einen Augenblick auf ihren Stolz verzichtete, ihre Stärke war. Zu lange – bis es zu spät war.

„Wozu soll das gut sein“, fragte ich. „Was soll das bringen ... alle diese Bilder ... sinnlos.“

Die Stimme antwortete mit einem gackernden Gelächter. „Sinnlos wie dein Leben?“ Ein Finger kam aus dem Dunkel und tippte auf die verschiedenfarbigen Kartenrücken.

„Grün“, zirpte die Stimme. „Grün ist die Farbe des Mutes. Gelb die der Freude. Weiß die der Unschuld. Schwarz die der Geduld. Rot die des Begehrens. Und Gold die des Stolzes. Du wirst sie alle brauchen. Alle mitsammen. Also ... deck eine auf.“

Ich gehorchte. Es war ein Blumenstrauß.

Der Brief kam Anfang Januar ungeöffnet zurück und trug von allen unbefriedigenden Antworten die endgültigste. In dem blauen Stempelgeviert hatte der Briefträger lapidar 'Empfänger verstorben' angekreuzt. In Gedanken ergänzte Nick 'Nachsendeadresse unbekannt.'

Er legte den Brief, in dem im Grunde von nichts weiter als Kinobesuchen und Spaziergängen im Schnee die Rede war, in die Schachtel zu Idahos Briefen. Er konnte sich nie daran gewöhnen; er hatte oft genug Abschied nehmen müssen, aber die Unwiderruflichkeit war und blieb etwas, das er nicht ertragen konnte.

Es war schon zu lange her. Er konnte sich bei weitem nicht mehr an alle Torheiten erinnern, die Idaho und er in jungen Jahren gemeinsam begangen hatten. Es lag sicher irgendwo auf der großen Festplatte, ließ sich aber nicht mehr aufrufen. Nein, dachte Nick halsstarrig, das war noch zu einer anderen Zeit; es liegt in irgendwelchen hinteren Kellern, nicht gesichtet und nicht katalogisiert. Man kann es nicht mehr aufspüren. Es war auch nicht mehr wichtig, die genaue Quelle exakt nachzuweisen. Er trug es bei sich und es konnte nie mehr verloren gehen.

Ein oder zwei Tage lang dachte er daran, Blumen zu schicken; es wäre das zweite Mal gewesen, daß sie welche von ihm bekommen hätte. Aber insgesamt wurde ihm das Ganze zuviel, und schließlich ging sie ihn ja auch nicht mehr recht an, berührte ihn nicht mehr. Er hätte ohnehin nicht gewußt, wohin die Blumen schicken. Denn sie lag doch schon Jahre zurück, ihre Liaison.

„Ich bin so müde“, brachte ich mühsam hervor. „Ich will aufhören ... lassen Sie mich gehen. Ich will nicht mehr.“

„Wir hören auf, wenn du fertig bist.“ sagte die Stimme, plötzlich neben meinem Ohr. „Erst mußt du noch das Haus aufdecken.“

„Das Haus ... welches Haus?“ Der Tisch war voller Karten, die alle mit dem Bild nach unten lagen. Ich wußte nicht, wo anfangen. „Was für ein Haus ...?“

„Das blaue Haus“, erwiderte die Stimme und hallte lange nach. „Du hast noch nichts über das Haus gesagt – nimm eine Karte.“

Ich nahm zögernd eine Karte. So wenige hatte ich erst aufgedeckt – der ganze Tisch war noch voller unbekannter Bilder. Ohne große Hoffnung drehte ich die aufgenommene Karte um.

„Was ist es?“ hauchte die Stimme, wie aus Wind. 'Los ejes de mi carreta/Nunca los voy a engrasar.'

„Es ist ... es ist die Kirche“

Es schrie zum Himmel, es war vollkommen verkehrt. Der Tod kommt immer zur Unzeit. Idaho war noch nicht alt genug zum Sterben, es war viel zu früh für sie. Ihre Zeit hätte erst in Jahren um sein dürfen. Im Krankenhaus, wo alles weiß ist oder fahl. Im Krankenhaus stirbst du oder sie schließen eine Maschine an dich an und dann mußt du leben, so lange sie es wollen.

In der Nacht träumte ich von ihr, verbrannt, in ihrem Bett hinter der Scheibe, das einzige lebendige Geschöpf zwischen Schläuchen und Kabeln und Apparaten, die pausenlos einen kalten Atem aus ihr sogen und in sie bliesen. Am nächsten Tag bekam ich einen Anruf aus dem Krankenhaus; sie sei aufgewacht. Sie frage nach mir. Aber als ich eine Stunde später auf der Station ankam, lag an ihrer Stelle eine Fremde mit sittsam gefalteten Händen. Seltsam, dachte ich; ich hatte einmal gehofft, mein Leben gemeinsam mit ihr verbringen zu dürfen, und jetzt ist noch nicht einmal genug Zeit, Lebewohl zu sagen, vielleicht: Auf Wiedersehen. Oder wenigstens eine gute Reise zu wünschen.

Als ich sie zum zweiten Mal traf, hatte ich sie lieben wollen, um sie am Leben zu erhalten. Ich wollte sie endlich kennen, ihre Geheimnisse, ihre Wunden.

Und ich habe versagt.

Der Tag, an dem Paloma kam, war rundherum glorios. Paloma liebte den Sommer; dies war immer ihre Jahreszeit gewesen. Den Wechsel der Monate empfand sie sehr deutlich und genoß den Rückzug, die Ruhe und den erneuten Aufbruch gleichermaßen, aber der Sommer mit seinem verschwenderischen Überschwang war ihr am liebsten, oder eher, am nächsten: Sie war im Sommer geboren.

In einer Sommernacht mit einem zum Greifen nahen, unglaublich tiefen Himmel, der wie ein Gewölbe mit aufgemalten Sternen übersät war, waren Ally und sie nach einem Konzert in einem alten Lagerhaus noch Hand in Hand durch die Straßen geschlendert, ein nichtssagendes, ausdrucksloses Gewerbegebiet, menschenleer um diese nächtliche Zeit. Auf dem Rasen vor einem Bürocontainer hatten sie sich zwischen Cotoneaster und Kamtschatkarosen hingelegt; und Ally hatte sich über sie gebeugt und sie lächelnd angeschaut, stundenlang wie ihr schien. Der Himmel war so nahe gekommen, als habe er auf Allys Schultern geruht; und die Sterne, die eben noch weit oben ihren Bahnen gefolgt waren, zogen mit einem Mal durch Allys schattige Augen. Oder seine Augen waren einen Moment lang Sterne am Himmel geworden; nachdem er sie ein paarmal geküßt hatte, hatte Paloma das nicht mehr sicher gewußt.

Allys Haus konnte sich in der Tat sehen lassen. Die Fassade war mit phantastischen, stilisierten Stuckranken verziert, aus denen Laub und gefüllte Rosenblüten sprossen. Ein detailverliebter Maler hatte die dornigen Ranken und das Laub mit sattem Grün und die Blüten mit leuchtendem Rot angemalt. Mitten in der Einfahrt stand ein übermannshoher Weidenstrauch und streckte ihr zur Begrüßung die silbrigweißen Blätter entgegen: Willkommen, willkommen. Dumm nur, daß Ally selber nicht Zuhause war; hatte er ihre Karte nicht mehr rechtzeitig bekommen? Paloma setzte sich auf die oberste Stufe der Verandatreppe, ihre Tasche hinter sich, die Ellbogen auf die Knie und den Kopf in die Hände gestützt. Sie erinnerte von weitem an ein Schulmädchen, das seinen Hausschlüssel vergessen hat und vor verschlossener Tür auf die Rückkehr der älteren Geschwister wartet.

Die Sonne war schon hinter den Häusern auf der anderen Straßenseite verschwunden, aber ihre Wärme hielt sich noch lange zwischen den Mauern und über den aufgeheizten Straßen aus weißem Staub. Die Leute kamen in vollen, verschwitzten Bussen aus der Stadt zurück, von der Arbeit oder von Besorgungen, stiegen an der Ecke Kanalstraße aus, und verliefen sich nach einem undurchschaubaren Plan in den stilleren Querstraßen und Fußwegen. Das Viertel begann sich am Ende eines langen Tages wiederum mit Leben zu füllen, entspannter und gelassener als am Morgen, wenn es noch kühl war und alle in Eile, niedergedrückt von der Angst vor zu gewärtigender Qual, dahinrasteten. Stühle wurden auf Verandas gerückt; Fenster aufgestoßen, so daß die kühle Abendluft hineinwehen konnte; schrilles Kinderkreischen scholl durch die kleinen, verwilderten Höfe. Türenschnalzen durchbrach das sachte Gemurmel von Feierabendstimmen; einen Häuserblock weiter begann jemand zu grillen.

Hin und wieder kam einer der Heimkehrer mit gemächlichem, müdem Schritt an Allys Haus vorbei – kahle Männer mit Zigarrenstumpfen, kalt und feucht zwischen kalten und feuchten Lippen, die Paloma mit einem ruckhaften Kopfnicken zur Kenntnis nahmen; dralle Frauen mit kleinmädchenhaften Goldkämmchenfrisuren in engen, grellbunten Leggings, mit Einkaufstüten und Kindern beladen, die ihr fröh-

lich einen guten Abend wünschten; Männer mit ausgetretenen Gesichtern und ausgebeulten Aktentaschen, in denen leere Thermosflaschen und leere Butterbrotdosen aneinanderklapperten. Paloma erwiderte jeden Gruß freundlich. Allys Katze kam und maunzte jammervoll vor der verschlossenen Tür ihres Hauses, aber als Paloma sie zu sich locken wollte, ließ sie sich ihr Kraulen und Streicheln nur eine kleine Weile widerwillig gefallen und lief dann fort in die kühle, modrige Finsternis unter dem Haus.

Ein kräftiger, junger Mann kam auf das Haus zu, aber es war nicht Ally, sondern ein fremder, sommersprossiger Bursche mit einem weichen, vollen Kindergesicht. Als er schon fast an Paloma vorübergegangen war, besann er sich anders und blieb unvermittelt stehen.

„Na? Ist doch was Feines, endlich Feierabend, ne?“ rief er zu ihr hinauf, die Hände in den Hosentaschen.

Paloma lächelte (nicht ihn an, sondern allgemein in die Welt), nickend. Ich freue mich. Ich warte.

„Darf ich raufkommen?“

„Klar“ Der Teufel wirft immer alles auf einen großen Haufen, dachte Paloma mit inwendigem Grinsen, auch die Männer ... und wenn einer müßig ist, dann gibt er ihm was zu tun.

Sie unterhielten sich eine Weile, woher, wohin, mein Name ist Paloma und ich heiße Frank. Schließlich sagte der Sommersprossige:

„Ich muß jetzt allmählich mal wieder los ... hättest du nicht Lust, nachher zum Abendessen zu mir zu kommen? Ich meine, wenn dein Freund nun nicht mehr kommt ... wir könnten zusammen fernsehen“ Er stockte. „Ich wohne drüben, auf der anderen Seite vom Kanal, in dem großen Haus. Das rosa angestrichene.“ Er zeigte mit ausgestrecktem Arm auf einen unbestimmten Punkt am Ende der Straßenflucht. „Du kannst es von hier aus sehen, über der Pizzeria, 3. Stock, nach hinten raus.“

Von hier aus ... kann ich auch den Mond sehen, dachte Paloma. Der Mann erhob sich und klopfte sich umständlich die Hosen ab. Es staubte. Am Fuß der Treppe drehte er sich noch einmal um und sagte mit schiefem Grinsen:

„Es gibt Bohnen mit Reis – ich mach immer genug für zwei“

Dann ging er weg, ohne sich noch einmal nach ihr umzusehen, wie ein Verlierer, und Paloma fiel auf, daß er beim Gehen etwas von einem großen Affen hatte, leicht vornübergebeugt und mit nach hinten gekehrten Handflächen. Sie dachte an pelzige Brustbehaarung und schüttelte sich innerlich.

Als die Straße grau und ungastlich kühl wurde und Paloma in der einkehrenden Sanftmut des Zwielichts ihren Zorn knistern und knacken hören konnte – hab ihm doch geschrieben, daß der Zug mittags kommt! – während es sie äußerlich zu frösteln begann, kam jemand mit eiligen, siebenmeiligen Schritten vom Kanal her den Fußweg herauf, jemand in einem leichten, wehenden Mantel wie aus einem Italowestern, und großen, leicht nach außen gekehrten Füßen.

Paloma bemerkte ihn aus dem Augenwinkel und zwang sich nicht ohne Mühe, den Kopf nur wenig zu drehen, wie gleichgültig; halb im Spiel, um ihn zu foppen, halb im Ernst, um sich Enttäuschung zu ersparen. Aber es war unnötig.

Da, sieh doch. Die Straßen sind voll von ihnen, sieh doch nur! Füße wie Schneeschuhe, mit denen sie noch auf dem unwegsamsten Grund Halt finden, Beinebeinebeine bis Gott-weiß-wohin, fast scheint es:

den Himmel. Daß dich schwindelt es zu sehen auf jeden Fall; und hirschlederne Hosen, deren Böden so weichgeschuert sind, daß du besser schnell die Hände hinter dem Rücken versteckst, sonst streckst du sie noch betört aus, um das zu befühlen, was sich da so herrlich andeutet, rund und fest und dennoch weich, und nicht mehr als eine Handvoll je. Und wer weiß, wie straff ihre Schenkel sind, wie hart, mit denen sie so achtlos einherschreiten, gemächlich ihrem Ziel entgegen. Keiner weiß das. Sie haben so grobe Hände, die sehr fest greifen können, oder sehr behutsam. Sie öffnen ihre Krägen, darunter ein Hals, die beginnende Brust, die gerade zu ahnenden Schultern, kleine Härchen, wohin sollst du da den Blick wenden? Um nicht völlig den Verstand zu verlieren?? Man schlägt ihn nieder, nicht aus Scham (wie sie so gerne denken), sondern weil man so geblendet ist von ihrem Feuerwerk.

Sie haben rauhes Haar und unrasierte Gesichter, sie grinsen frech und sehen dich neugierig an: Schau doch weg! Aber ich habe dich auch gesehen. Gefalle ich dir? Sag doch, wie gefalle ich dir? Wirst du noch an mich denken, wenn du schon um die Ecke gebogen bist? Wenn du heute abend im Bett liegst, kurz bevor du einschliffst? Wirst du wünschen, auf mich zugekommen zu sein und gesagt zu haben: Komm mit und bleibe bei mir, eine Nacht vielleicht oder ein Jahr, aber laß mich dich aus der Nähe betrachten, mit Begierde in den Augen.

Milch und Hände und Zucker und Blicke reicht ihr euch hin und her über den Tisch, und wenn eines sich rührt auf dem Kanapé, erbebt das andere voller Mitgefühl ... die Küche voller Leute ... ihr bleibt die ganze Nacht wie von einem Bann gerührt sitzen, es ist, als wolle keines sich vom andern trennen. Die Jacke ist so grün, daß man 'lind' dabei denkt, und die Wangen glänzen rot wie getriebenes Kupfer. Freundlich sind die Augen wie von einem guten Bruder. Und so weich beim Abschied, als wäre da wirklich etwas gewesen (wo doch wirklich etwas war). So daß du denkst, vielleicht hätte ich ihn küssen sollen, ach nur zur guten Nacht, ach freundlich

Ohne Zweifel: Sie wurden gemacht, um uns zu betören und zu verwirren, damit uns die Jahre nicht lang und wir nicht vor der Zeit alt und müde werden, und vor allem: nicht ohne Grund. Ihre Abwesenheit ist genauso gut wie ihre Anwesenheit.

Ally kam gelaufen, in riesigen Sätzen auf sie zu, nur um kurz vor der Treppe atemlos innezuhalten und zu sagen:

Laß mich oh laß mich dir sagen -

Wieder ein Jahr und wieder eine Stadt, eine Wohnung, eine Küche, ein Tisch; wieder du und wieder ich. Komm und setz dich. Hier ist immer dein Platz gewesen, immer. Ruh dich aus und dann erzähle mir.

Nach den Briefen, den geschriebenen und den unabgeschickten, die wir getauscht haben voller Umarmungen und unausgesprochener Bezeugungen; nach den Monaten und Jahren, als wir nichts von uns hören ließen, als wir nichts voneinander wußten; nach den Entfernungen die wir zwischen uns gelegt haben und die wir überwandten, ist alles beim alten geblieben.

Wer hat gelogen, wer hat geleugnet, und wer fragt jetzt noch danach? Die Sonne steht schon so tief.

Nach den Frauen, die ich inzwischen geliebt habe (und manche nicht weniger als dich); nach den Orten, die uns beherbergt haben, einzeln, gemeinsam; nach den Geschichten, die du über andere erzählt hast – ich erzähle doch immer nur dieselbe Geschichte, diese eine elende Geschichte.

Hätte ich nur geahnt, wieviel Zeit wir haben, Liebster, ich hätte dich nicht so zur Eile getrieben, so ungestüm dich gehetzt Jahr um Jahr. Ich konnte das nicht wissen, nein? meine Jahre ohne Ruhe. Was ich nicht schmiede, das glückt nicht, dachte ich; alles war so voller Bedeutung, und nichts ergab sich von selbst. Mein Hunger war zu groß.

Nach der Musik, die ich anderen vorgespielt habe; nach den Anrufen, die gedacht und gemacht wurden und nie jemanden erreichten; nach den Männern, die du inzwischen geliebt hast (und manche nicht weniger als mich), ist es mir so egal, wie oft du noch in der Menge verschwindest, ohne dich noch einmal nach mir umzudrehen, als träfen wir uns eh an der nächsten Ecke gleich wieder, wenn du weißt, unsere nächste Ecke ist noch Tagereisen und Jahreszeiten entfernt – ich selber lasse dich stehen ohne Erklärung, ohne ein Wort der Befriedung, des Trostes.

Und du, hättest du es dir träumen lassen, wie schnell es plötzlich geht? Mehr graue Haare hab ich, als du zählen kannst! Da sie keine Rolle mehr spielt, wird die Zeit kostbar.

Nach den langen Umwegen, die wir gemacht haben, jeder sich selbst und einer dem andern; jetzt hast du das Warten endlich aufgegeben, und sofort kehre ich wieder, weil du es bist, an die ich mich nach Jahren aus Wirbel und Rausch als einzige erinnere; weil ich es bin, der dich daran erinnert, wie du warst.

Hände verschränkt, Gesicht an Gesicht. Ach laß nicht mehr los jetzt; so lange Zeit gab es nur Warten.

Wir passen gut zusammen, also bitte: Komm mir nicht abhanden. Noch nicht, nie.

Woran wir uns erinnern, was wir noch erleben. Ich bin ruhig. Als ich mich schon zum Gehen gewandt hatte, faßtest du doch meinen Ärmel und sagtest: Bleib.

Vor aller Augen sprang er mit großen Sätzen geradewegs auf sie zu, quer durch den ganzen endlosen weiten Raum, um vor ihr auf die Knie zu fallen, oh! Madame – wie schön, Sie zu sehen.

„Warten Sie auf jemanden, Madame?“

Sie hätte ihn schimpfen können, oder mißachten, aber stattdessen, weil es viel zu kostbar war, stand sie ohne ein Wort auf, um ihn willkommen zu heißen. Als ihre Umarmung ihm zu zögerlich war, schlug er mit festem Griff die Schöße seines Mantels wie zwei Fittiche um sie und zog sie eng an sich heran, hinein in seine Atmosphäre.

„Ich bedarf Ihrer Geduld, Madame.“ sagte er zu ihr, eine Hand in das feuchte Haar in ihrem Nacken gegraben. Paloma kam es so vor, als habe seit Jahren niemand mehr ein liebes Wort zu ihr gesagt.

„Auch so.“ antwortete sie, aber leise, für sich.

*

Oh, und Paloma würde ihm von einem anderen erzählen, von dem sie sich lieben ließ, dem sie erlaubte, sie zu lieben; einem besseren, der es ehrlich mit ihr meinte und sich mehr um sie kümmerte als er: von einem Getreuen, und er würde die Luft anhalten und dann entrüstet herausplatzen:

„Also – wenn du meine Freundin wärest! Dann würd ich dir jetzt ´n Tritt in ´n Arsch geben und –“

Und Paloma würde überaus kühl die Augenbraue hochziehen und ungerührt erwidern:

„Ich bin aber nicht deine Freundin – also halt die Klappe und sei still“

Sie würden eine Weile miteinander streiten, aber mehr, weil sie Gefallen an der dreisten Bredsamkeit des anderen fanden und es liebten, ihre Zungen aneinander zu wetzen, als weil sie einander etwas ernstlich übelgenommen hätten.

Sie kannten sich zu lange; zum Grollen war keine Zeit, und auch kein Anlaß. Ihre Liebe für einander glich der für einen großen Baum: Man steht und schaut und bewundert dieses Geschöpf, findet Gefallen daran, eine eigene, ehrfürchtige Art der Freude. Auf die Idee, an dem Baum etwas ändern zu wollen, verfällt man nicht. Er ist, wie er ist (und so, wie er ist, ist er gut).

Wenn sie sich dann unter Zuhilfenahme ihrer Füße und diverser Kissen auf Allys schönem geräumigem Bett ausgetobt hatten, wurde aus dem angezettelten übermütigen Streit ein freundliches Necken, eine sanftes Aufziehen, und des weiteren nahm alles den bekannten, ausgesprochen guten Verlauf.

Als Paloma aus dem Bad wiederkam, empfing Ally sie freundlich und großzügig. Er sagte nichts, er stellte keine Fragen, er öffnete nur seine Arme weit wie ein Gartentor, über das ganze Gesicht strahlend; ein schöneres Bett konnte es gar nicht geben. Als sei Paloma heimgekehrt; Allys Haut mit ihrem geheimnisvollen Geruch und ihrer wundersamen Beschaffenheit schien ihrem verschwitzten, erschöpften Körper zutiefst verwandt. Es ist Unsinn, dachte sie, diese Schwachsinnsmär von uns als Land, uns als einer Erde; dies muß vielmehr die Erde sein, ist ganz aus Erde gemacht, jedes ein Teil des andern und beides zusammen endlich das Ganze.

Im Schlaf würden sie auf den Grund der tiefen See hinabsinken, und sich beim Aufwachen an die warmen Gestade eines freundlichen Leibes gespült finden. Und während Ally unten das Frühstück machte, hörte er sie über sich laut und vergnügt pfeifen, mit vielen ausgelassenen Trillern dazwischen. Mädchen, die pfeifen, und Hennen, die krähen, soll man beizeiten die Hälse umdrehen. Scheißspruch. Wer so laut pfeift, kann nur glücklich sein. Und ist die Frau glücklich, freut sich der Mann.

Er drehte das Radio an, und es kam ‘Summertime’ in der Version von den Funboy Three. Von der Musik ergriffen, stand er mit der Hand am Lautstärkeknopf eine kleine Weile erstarrt da. Die Geigen so herzerreißend süß, so hinreißend der Beat – ‘swings so cool and sways so gently ...’ : Ipanelómama.

Weil es gehen muß

Nach einem langen, harten Tag voller unausgesprochener Entbehrungen hatten Yvonne und ich uns etwas Gutes tun wollen und waren noch ins Café Anvers gegangen, schräg gegenüber von Paul's Record Store. Ich mochte dieses Café trotz seiner etwas einseitigen Speisekarte (von Dame Blanche bis zu Pitmoppen: ausschließlich niederländische Süßspeisen) wegen seiner exquisit monochromen Innenausstattung: das gesamte Interieur eine Komposition in Zimt. Die Paneele der hölzernen Täfelung, die Terrakottafliesen, die Sitzpolster und die Stühle selbst, sogar die schweren Spiegel, die den kleinen Raum auf verwirrende Weise vergrößerten: Altgold mit einer Ahnung von Rehbraun und glasierten Maronen darunter. Yvonne und ich hatten in unserem privaten Jargon einen eigenen Namen für das Anvers; wir nannten es den 'Zimtladen'.

Nachdem wir an diesem Tag in keiner Hinsicht wesentlich vorangekommen waren und unsere Zeit mit unnützem Kram vertan hatten, waren wir wortkarg und hingen jeder unseren eigenen tristen Gedanken nach. Was diese in Yvannes Fall sein mochten, konnte ich nur raten; meine Trübsal war dieselbe wie immer.

Als wir unseren Tee schon ausgetrunken hatten und Yvonne nur noch gelangweilt die restlichen kükengelben Zuckerdragees und kandierten Veilchenblüten eins nach dem andern aufpickte und aß, kam eine der Serviererinnen auf die gute Idee, das Radio anzudrehen. Es kamen Oldies, zuerst und passenderweise 'Golden Brown', das ich sofort erkannte, dann 'Cinnamon Girl' und dann ein Stück, zu dem ich ein Video assoziierte, in dem ein Engel auf einem Skateboard durch eine flanierende Menschenmenge rollt.

„Was ist das für ein Stück?“

„Weiß nicht“, sagte Yvonne. Sie lauschte mit auf die Seite geneigtem Kopf, als habe jemand sie gerufen, dessen Stimme sie nicht auf Anhieb zuordnen konnte. „Joan Osborne vielleicht? 'One Of Us'?“

„Worum geht's da überhaupt?“ Nicht, daß es mich so brennend interessiert hätte; mich interessierte es vor allem, mit Yvonne zu sprechen.

„Och ... was wäre, wenn Gott einen Namen hätte? Würdest du ihn damit anreden?“

„Pfff – was denn für einen Gott?! ... Als ich in Köln auf der Durchreise mal eine Stunde rumbringen mußte, aß ich erst Kartoffelpuffer, die sie da wirklich zu machen verstehen, und dann ging ich in die Kirche. Sind ja sozusagen ein und dasselbe dort, der Bahnhof und die Kirche. – Jedenfalls hörte ich drinnen etwas, das ich zuerst für so etwas wie ein ... sakrales Rauschen hielt, eine Art sphärisches Geräusch im Programm von Gottes Radiostation. Ich war ganz ergriffen und dachte, toll, so klingt also der sogenannte heilige Geist. So hört er sich an. Aber als ich lange genug durch die Kirche gegangen war, sah ich, daß es nur eine kittelbeschürzte Putzfrau war, die die roten Kokosläufer staubsaugte.“

„Quatsch Kirche.“ Yvonne nahm das letzte Veilchen von meinem Teller. „Ich hab mal bei einer Frau geputzt, die einen Kanarienvogel hatte. Sie war nicht besonders gut auf den Piepmatz zu sprechen, weil er angeblich nie sang. Aber rate, was ich am zweiten Tag herausfand? Er sang wie der Spatz von Paris, wenn man nur den Staubsauger anwarf. Aber das tat Madame natürlich nie, und deshalb bekam sie

nie auch nur das aller kleinste Liedchen zu hören. Nach ein paar Wochen hat mich die alte Zippe dann sowieso rausgeworfen ... aber das mit dem Staubsauger hab ich für mich behalten.“

„Eine furchtbare Rache. Erinnert mich gleich an den Babysitter, der den nervlich zerrütteten Eltern nie verriet, daß ihr Schreihals bei Staubsaugerlärm augenblicklich in hypnotischen Tiefschlaf verfiel.“

Eine kleine Pause, dann, unvermittelt, von Yvonne:

„Einmal habe ich Gott gesehen. Ein Mal.“ Sie warf mir einen halben Blick zu, der mir bedeuten sollte, ihre Worte nur ja nicht in Zweifel ziehen zu wollen.

„Das gibt es nicht.“

Und als sie nicht darauf einging, sagte ich:

„Erstens weil es ihn nicht gibt. Gott ist ein Hirngespinnst von Menschen, die mit ihrem Latein am Ende sind. Und zweitens, wenn es ihn denn gäbe, soll er dann ratzfat so aussehen wie eine Einbauküche oder ein Handy oder eine Chipkarte? Die kann man sehen. Sonst nichts.“

„Meine Güte, noch prosaischer geht's wohl nicht?“ Sie fegte mit der flachen Hand ein paar Krümel vom Tischtuch neben ihrem Teller, eine Geste, die ihre Unduldsamkeit besser verriet als jedes Mienenspiel. „Habe ich vielleicht behauptet, ich hätte mit ihm an einem Tisch gesessen und ihn angesehen, wie ich dich gerade ansehe? Ich habe nur gesagt, ich hätte ihn gesehen.“

„Und wie soll das gegangen sein? Stand er in der U-Bahn neben dir?“

„Ach, Mensch ... nein. Es war am frühen Morgen, nach einer Party in einer besetzten Wohnung. Wir hatten durchgemacht. Die Musik war gut gewesen und ich hatte fast die ganze Nacht getanzt. Außerdem war ich bis über beide Ohren verliebt. Ich war total am Ende ... und sehr glücklich.“ Sie sah mich an. Etwas Kaltes huschte mir über den Rücken. „Als wir nach Hause wollten, fuhren die Bahnen noch nicht wieder. Es war ein weiter Weg, und wir hatten nicht genug Fahrräder für alle. Mein Schwarm war vorausgeradelt und hatte mich mir selbst überlassen. Sein Freund war nicht so lose; er bot mir immerhin seinen Gepäckträger an. Und so fuhren wir dann, oder besser gesagt ... wir versuchten es.“ Sie lachte. Ihre Augen sprühten kleine Funken.

„Was für ein Schnösel ...“

Yvonne schüttelte den Kopf. „Ach was! Sowas macht doch jeder mal mit. Wir waren blöd damals, haben uns um nichts gekümmert. Zu der Zeit hab ich mir sowas noch gefallen lassen Ging auch eine Weile gut, so zu zweit auf dem Fahrrad, bis sich plötzlich etwas an meinem Hinterteil sehr unangenehm anzufühlen anfing, extrem brenzlig. Wir sahen nach, und tatsächlich war die Halterung des Gepäckträgers locker, und mein Gewicht drückte das Schutzblech auf den Reifen. Also lief das beim Fahren sehr schnell heiß, und ich mußte alle hundert Meter absitzen.“

„Dann hat dein Ersatzkavalier dich stehengelassen und –“

„Hat er nicht! Ich hab's ihm natürlich angeboten, weil's mir unangenehm war (statt es wie selbstverständlich anzunehmen, und hinterher zuzusehen, wie er meinem Süßen den Kopf dafür wäscht – aber auf sowas verstand ich mich da noch nicht). Aber es war wohl auch besser so, daß er mich nicht mir selbst überlassen hat – der Weg war wirklich ziemlich weit, und ich kannte mich nicht aus und hätte alleine nie nach Hause gefunden. Schon gar nicht nach einer durchgemachten Nacht, mit Füßen, die fast nicht mehr

vorhanden waren. Wir sind also zusammen den ganzen Weg gelaufen ... mußten nur hin und wieder anhalten, weil er in die Büsche mußte (Warum könnt ihr nicht stubenrein werden, so wie wir? Warum pinkelt ihr in Hauseingänge, Gebüsch oder mitten auf den Weg? Männer pinkeln ohne Not, wohin es ihnen gefällt. Wie Hunde. Uns nennen sie den Tieren näher, weil wir uns hinlänglich von ihnen unterscheiden – gottlob! Bluten, gebären, säugen. Wir können nie vergessen, daß wir Kreaturen sind wie alle andern ... wenn der Mensch in erster Linie ein Mann sein soll, ist es dann nicht besser, ein Tier zu sein?). Als wir in der Wohnung ankamen, lag mein Schatz schon längst in tiefstem Schlummer. Ich kroch ins Bett, mit staubigen Füßen und Wadenkrämpfen vor Kälte und Erschöpfung, und schlief mehr recht als schlecht ein paar Stunden. – Ist in deinem Kännchen noch Tee?“

Ich nickte wortlos und schenkte ihr den Rest ein.

„Als ich aufwachte, war ich natürlich kein bißchen ausgeschlafen, aber hellwach, weißt du, so überwach – zwar todmüde, aber außerstande, noch weiterzuschlafen. Wir liebten uns dann, glaube ich; und das Glücksgefühl, das ich auf dem Nachhauseweg aller Müdigkeit zum Trotz empfunden hatte, war wieder da, stark und durchdringend, wie ich es noch nie vorher erlebt hatte. Es war überwältigend ... es kam mir so vor, als schöbe jemand die Wolken beiseite, weißt du, wie ein Scheunentor, und richte seinen Blick gezielt auf uns. Ich weiß noch genau, ich saß auf dem Bett – einer Matratze unter einem Fenster – und hatte das Gefühl, am Himmel über der Stadt stünde das Antlitz Gottes, und er schaue zum Fenster zu uns herein, wohlwollend, als ob er uns sagen wollte, daß alles so richtig sei, wie es in dem Augenblick war. Daß alles gut ist, immer.“

„Das Antlitz Gottes? Yvonne?“

„Schön ... nicht wie der wattebärtige Alte bei Jean Eiffel. Aber ich hatte in mir eine ungeheure Energie, größer als jede, die ich jemals zuvor oder seither in mir gefühlt habe, so daß ich dachte: Diese Kraft kommt unmöglich aus mir selber. Sie muß aus einer weitaus stärkeren Quelle kommen, und ich empfangen sie nur von dort.“

„Hat dich das denn nicht erschreckt?“

„Nein ... ich nahm die Kraft wahr, und gleichzeitig mit ihr eine Heiterkeit, eine große Freude. Eine immense Freude, ja. Als ob ich vor Kraft glühe. Alles war leicht, unglaublich leicht. Ich habe erst später darüber nachgedacht, woher diese Empfindungen kamen, oder wie man sie normalerweise nennt.“ Sie stützte das Kinn in die Hand und sah mich nachdenklich an, die volle Unterlippe zwischen die Zahnreihen gezogen.

Ihrer Schilderung hatte ich nichts hinzuzufügen, und hütete mich, sie in Frage zu stellen. Ich war es gewohnt, von Yvonne die seltsamsten Dinge zu hören zu bekommen, aber das minderte nicht die Anziehung, die sie auf mich ausübte, im Gegenteil. Sie erzeugte in mir den Eindruck, intimere Kenntnis von Dingen zu haben, die mir allenfalls flüchtig geläufig waren, und dies erweckte in mir eine nie versiegende Neugier.

Wir bezahlten bei einem jungen Mädchen; und ich dachte im Stillen: Wie wunderbar, auch die Bedienung ist daraufhin ausgesucht worden, daß sie einen goldenen Teint hat. Sogar der im Feuer der Leidenschaft auf den Halsansatz des Mädchens aufgedrückte Kuß sah aus, als habe jemand an dieser Stelle

nur etwas Zimt verschüttet. Ich sagte es Yvonne, sobald wir draußen waren, und sie lachte mich aus ihrem gelöwten Augen an.

„Oh Nick! Das ist doch ein Muttermal, das hat sie alle Tage! Sieh mich nicht so an; ich lache dich doch nicht aus! Ich lache dich nur an“ Und kaum hatte sie so gesprochen, drückte sie mir mit ihren weichen Beerenlippen einen herrlichen Kuß auf den Mund, einen Kuß mit dem Aroma kandierter Veilchen.

*

Die Erinnerung als das Band, als Beweis. Ally hatte das Gesetz auf zweierlei Weise gebrochen: Indem er sich absetzte, um sein eigenes Leben zu führen, sich selbst nach seinem eigenen Bild und unbelastet von den Vorgaben seiner Herkunft und Vergangenheit zu schaffen, brach er das Gesetz der Erinnerung. Und indem er es trotz allem dabei beließ und nie als verlorener Bruder heimkehrte, verstieß er gegen das Gesetz der Wiedergutmachung. Er schlug Wunden, und schickte sich nie an, sie zu heilen.

Und indem er alle Brücken hinter sich abbrach und alle Bande kappte, entzog er sich der Erinnerung. Er erklärte sich selbst für verschollen, und widerlegte damit die zerbrechliche Hoffnung, man sei gegen alle Wechselfälle gefeit, so lange man sich nur erinnere. Ally wollte das nicht, für ihn sollte das keine Gültigkeit haben. Er ging fort und tat, als habe nichts von all dem je eine Bedeutung besessen. Ally war auf Durchreise, er hatte ewige Ferien. Als habe es ihn gleichsam nie gegeben, oder als habe er nur existiert, um irgendwann Geschichte zu werden.

Er war unwiederbringlich wie ein Toter, aber ein Toter ohne Beerdigung und ohne Grab; wie ertrunken, wie verschollen. Und sich an ihn zu erinnern war, als blicke man durch trübes Wasser und sehe ihn tief unten auf dem Grund eines Sees liegen, wächsern, von gebrochenen Lichtreflexen überspielt. Ein Toter, dessen Wiederkehr aus dem zeitweiligen, nicht durch einen amtlichen Totenschein verbürgten Jenseits die Überlebenden jederzeit befürchten mußten. Ihn peu à peu zu verabschieden, sich wirklich von ihm zu lösen und ihn endgültig abzulegen wie ein altes Bild, das man nur gelegentlich hervorholt und betrachtet, war ihnen nicht vergönnt.

Kein Bild noch irgendein Gleichnis. So hol dich der Henker, Ally. Du bist tatsächlich jemand, der eine Adresse wissen kann, und gewissenhaft alle Post weiterleiten, ohne selber je eine Zeile zu erübrigen. Auch nicht, um dich zu bedanken. Du brauchst dich für nichts zu bedanken. Ich werde mich bei dir bedanken, und du wirst sehen, wie.

Du bist ein einziges Rätsel. Der personifizierte Schmerz bist du. Was du tust, ist ein Rätsel. Keine Aufgabe, die ihren Schüler noch erwartete; ein Rätsel. Ein Labyrinth ohne Mittelpunkt. Eine Sphinx ohne Zunge. Ein verschlossenes Buch mit leeren Seiten. Ein scheinbar gerader Weg, von dem man dennoch unweigerlich abkommt. Deine Art zu reden war voller Klängen und Widerhaken, eine fortwährende Kränkung. Ich ziehe mich zurück, entziehe mich und habe ein schlechtes Gewissen; die Scham, dich schlecht behandelt zu haben. Du tatest weh, so lange du da warst, und weher in deiner Abwesenheit. Jetzt bist du

tot, aber ich kann immer noch nicht loslassen, mehr noch: nicht gehen kann ich. Con mortuis in lingua mortua ... ich vermisse dich. Ich vermisse dich. Ich vermisse dich so sehr.

Es ist so schwer, dir etwas zu sagen. So schwer ist es, etwas zu dir zu sagen. Das Leichte wiegt zu leicht, das schwere ist erdrückend verbindlich. Ich möchte gerne 'mit dir sprechen'; daß wir das so gut konnten, habe ich immer sehr gemocht. Das Schwierige ist, etwas zu sagen, das dich nicht bekümmert; und ich fürchte, alles, was ich sagen möchte, würde das tun. Noch weniger aber möchte ich nichts sagen, denn wenn auch jeder die Last seiner Gefühle alleine ertragen muß, ist es leichter, wenn man damit nicht alleine ist (strichst du mir nicht übers Haar, als ich auf dem Bett saß, den Kopf in deinem Schoß?). Du fragtest am Telefon, wie es mir 'sonst so' ginge – das macht es weniger schlimm. Man empfindet nicht noch diese Art der Enttäuschung und des Alleingelassenseins.

Es wird gehen. Man braucht nicht Warum zu fragen, denn die Gründe liegen auf der Hand, und man braucht nicht einmal Wann zu fragen, denn noch immer ist 'Irgendwann' die Antwort gewesen.

Es wird gehen, es wird gehen. Weil es gehen muß.

Ich hatte an dem Abend noch nichts vor

Nach dem Dauerregen hing nun eine dicke Wolkendecke über der Stadt und der Förde, so niedrig, als ruhe sie unmittelbar auf den Dächern der Häuser. Unwillkürlich duckte man sich und zog den Kopf tiefer zwischen die Schultern.

Es war exakt die Art von Wetter, bei der die Notaufnahmen sich vor Herzanfällen und mit dem Messer ausgetragenen Familienzweist kaum retten können. Alle fahren wie die Idioten: als wären ihnen die Schlägerkommandos der Inkassofirmen unmittelbar auf den Fersen; und wer nur ein falsches Wort sagt, wird ohne Rücksicht unverzüglich niedergemacht.

Die warme Luft war mühsam zu atmen; stickig und feucht, als könne sie sich nicht zu einem ordentlichen Regen entscheiden. Wie zäher Schleim verklebte sie einem die Bronchien. Alle Gerüche hingen dauerhaft, wie festgepappt, an dem Ort in der Luft, wo sie ausgedünstet worden waren, unausweichlich und impertinent: Abgase, wo ein Auto angefahren war, Parfüm, wo eine Frau gegangen war, Frittendunst, wo eine Pommesbude war. Ich wünschte die ganze Waschküche von Herzen zum Teufel, und meinen Geruchssinn gleich mit.

Jeder Schritt kostete Mühe.

Von meinem Schreibtisch im Büro aus konnte ich, wenn ich den Kopf nur etwas drehte, auf die Straßenkreuzung vor dem Haus hinuntersehen. Im Laufe der Zeit war ich einem verhaltensbiologischen Phänomen auf die Spur gekommen, dem Duvivier'schen Reflex, der sich ausnahmslos (nun: fast ausnahmslos) bei jungen Burschen zeigte, die in Begleitung ihrer Angebeteten an der Ampel warteten: So lange die Ampel für Fußgänger Rot zeigte, küßte der Bursche das Mädchen mit einer Wahrscheinlichkeit von vier in fünf Fällen mit selbstvergessener Hingabe. So jedenfalls erwies es die von mir geführte Strichliste.

Man mußte sich wundern, wieso dieses Verhalten nicht zu einer statistisch signifikanten Häufung von Blechschäden führte. Entweder war der durchschnittliche Automobilist absolut auf den Abstand zu seinem Vordermann fixiert, oder er war diskret und allen voyeuristischen Anfechtungen in vorbildlicher Weise gewachsen, wie man es von einem reifen, zivilisierten Menschen übrigens doch auch erwarten darf. Nur an meinen finstersten Tagen meinte ich, daß wahrscheinlich auch dann kein vermehrtes Vorkommen von Auffahrunfällen zu verzeichnen gewesen wäre, wenn einer der Rotphasenromeos seine Begleiterin auf offener Straße zusammengeschlagen hätte. Daß der durchschnittliche Passant mithin ein reifer, zivilisierter Schaunichthin sei.

Der erfreuliche Reflex trat bei reiferen Paaren jenseits der Mitte Zwanzig nicht mehr in Erscheinung. Die neigten dazu, ihre Wartezeit zu vertun und jeder für sich auf den vorbeirauschenden Verkehr zu stieren, indifferente Schaunichthins auch sie. Oder noch schlimmer: Wardawasse.

Ich war nicht indifferent. Ich pflegte mit offenem Mund auf die jungen Paare hinunterzustarren, egal, was ich eigentlich gerade im Begriff gewesen war zu tun.

Mit der Post war eine Karte von Paloma gekommen, ein retuschiertes Foto vom Mardi-Gras-Brunnen vor der malerischen Kulisse des Pontchartrain-Sees: ein unbeschreiblich häßliches Machwerk,

eine Art überdimensionierter Wäschespinn mit feuerverzinkten Schützenscheiben, das die weite Reise in keinsten Weise rechtfertigen konnte. Paloma ließ mich damit wissen, daß a) sie sich sehr gut amüsiere, b) Luigi den Two-Step meisterhaft beherrsche und c) sie noch eine Woche länger bleiben wolle, um auf dem Rückweg ihre alte Freundin Annie Morris in Sundown, Texas zu besuchen. Ich steckte den Mardi-Gras-Brunnen in die Schublade zu den verjährtten Weihnachtskarten, vergilbten Stromrechnungen und abgelaufenen Kinoprogrammen. Nächstes Mal würde ich Paloma raten, nach Basel zu fahren; das war nicht annähernd so weit, und außerdem hatten sie dort einen für meine Begriffe vernünftigen Fastnachtsbrunnen. 'I heard you shot your old lady down ... '.

Nach einem Tag voller Arbeit fühlte ich mich jetzt um etwas Wesentliches betrogen, obwohl ich mich bemühte, dieses Gefühl nicht aufsteigen zu lassen. Es nützte genau so viel wie immer, nämlich gar nichts.

Es war ganz deutlich mal wieder an der Zeit, Bertram zu besuchen. Er war nicht nur ein alter Freund, sondern aus beruflichen Gründen auch seit Jahren ein aufmerksamer Beobachter der Szene – er war lange Kulturredakteur bei der ersten Tageszeitung der Stadt gewesen und schrieb seit seiner Entlassung für alle anderen. Als akribischer Sammler, der er überdies war, hatte er Rezensionen, Flugblätter und Souvenirs von allen möglichen Veranstaltungen sorgfältig aufgehoben, wann immer sie ihm in die Finger gekommen waren, also: laufend. Wenn ich irgendwo Material über die verschwundenen Schützlinge der Stiftung finden konnte, dann bei ihm. Außerdem war es kein guter Abend, um mit sich selbst allein zu bleiben. Und vor solchen soll man sich hüten.

Ich mußte quer durch die ganze Stadt auf die andere Seite der Förde. Dorthin kam man am besten mit dem Bus. Als ich jedoch an der Ecke vor der Post in den 123er eingestiegen war und mich mit dem Rücken in Fahrtrichtung auf den letzten freien Platz gesetzt hatte, befahl mich auf der Stelle der gewohnte Abscheu.

Mehrere Dutzend griesgrämiger Gesichter stierten mir mürrisch entgegen, ohne mich deswegen zu sehen, stumpf und grau, eine ausgesuchte Versammlung von Verdruß und allgemeiner Übellaunigkeit. Nicht einmal ein paar kichernde Schulmädchen oder zankende Trunkenbolde lockerten das traurige Einerlei aus herabhängenden Mundwinkeln, Tränensäcken und steil eingegrabenen Falten zwischen den Augenbrauen auf – der permanente, mühsam unterdrückte Weinkampf des Kollektivs. Das einzige Lächeln, das ich auf der langen Fahrt zum Busbahnhof erwidern konnte, gehörte zu einem himbeerroten Luftballon, dessen Schnur ein verängstigtes Kind in der geballten Faust hielt. Neben dem Kind saß ein pitbulliger Mann, der es mit Staccatosalven drohend klingender Ermahnungen überschüttete; eine völlig unnötige Maßnahme, denn das Kind saß stocksteif, rührte sich nicht und sagte kein einziges Wort.

Ich kam erst in der Dämmerung bei Bertrams Haus an, das an einem steilabfallenden, baumbestanden Hang hoch über der Förde lag. Um diese schwer zugängliche Gegend, die früher einmal das gewesen sein mußte, was man eine 'bessere' nennt, hatten die städtischen Bautrupps einen Bogen gemacht. Bertram war gerade dabei, beim letzten Tageslicht ein Beet vor seinem Haus umzugraben. Er blickte auf, als ich durch das Tor kam, und winkte mir fröhlich zu.

„Geh ruhig schon rein, Nick“, begrüßte er mich. „Es ist richtiges Wachswetter, und ich will schnell noch die Rapunzeln säen. Nächste Woche fahren wir für ein paar Tage weg, und danach habe ich zuviel um die Ohren – das wird dann nichts mehr... bin sowieso schon spät dran. Frag Glo doch, ob sie uns schon einen Tee macht, ich komme gleich nach.“

Ich nickte, und ging auf dem Weg aus unkrautumwucherten, bemoosten Sandsteinplatten auf das Haus zu. Eine Weile wunderte ich mich über die vielen Holzschuhe, die zu beiden Seiten des Weges achtlos abgestellt worden zu sein schienen: bis einer der vermeintlichen Klumpen aufwachte und den Schnabel aus dem Gefieder zog. Es waren Bertrams Mandarinenten, die hier einträchtig ihr frühabendliches Nickerchen hielten.

Bertrams Haus war eine von den Zuckerbäckervillen, die in diesem parkähnlichen Stadtteil noch zahlreich zu finden waren, voller Erker und Türmchen, die mit weißlackierten Laubsägearabesken förmlich überkrustet waren, von Waldreben und Efeu überwuchert und so verschachtelt, daß man sich unweigerlich fragte, ob drinnen überhaupt genügend Raum für auch nur ein einziges rechtwinkliges Zimmer war. In der Tat sah das Haus, in dem Bertram und seine vier Mitbewohnerinnen lebten, von außen größer aus, als es war, aber es reichte aus für die fünf Menschen aus, die es gewohnt waren, sich wochenlang auf weniger Fläche miteinander zu vertragen: einem Tourbus.

Wenn ich an dieser Stelle von vier Mitbewohnerinnen spreche, fällt mir auf, daß ich darüber vielleicht noch ein oder zwei Worte verlieren sollte.

Falls sich noch irgendjemand an Gloria & Them Girls erinnert und sich fragen sollte, was eigentlich auf ihre alten Tage aus diesen kessen Mädchen geworden ist ... falls jemand jahrelang vergeblich versucht hat, noch ein zerschrammtes Exemplar ihres Debütalbums ‘... Going All the Way’ auf einer Plattenbörse oder per Suchanzeige zu ergattern, mit ihren genialen Interpretationen solcher Standards wie En Vogues ‘Never Gonna Get My Love’, ‘It’s Raining Men’ von den Weathergirls oder ‘What the World Needs Now Is Love’ von Dionne Warwick ... und falls sich irgendjemand gewundert hat, was aus Bertram/König geworden ist, die dieser Girlgroup ihre nicht abreißenwollende Kette von Top-Ten-Hits auf die gertenschlanken Leiber geschrieben und produziert haben, darunter solche unvermutet elegischen Kleinodien wie ‘When You Get Out of the Hospital’, ‘Love in the Afternoon’ oder auch ‘Always at Your Beck and Call’, um nur diese drei zu nennen?

Muß ich noch mehr sagen?

In der Küche also saß besagte Gloria am Tisch und las Zeitung. Ich klopfte an die offenstehende Tür, um sie nicht zu erschrecken, indem ich gleich damit hereinflief. Sie ließ blitzartig ihren Cadillac von einer Lesebrille im sogenannten ‘Bauchladen’ verschwinden, der Schublade des Küchentischs, und sah zu mir herüber.

„Hallo Gloria!“ sagte ich, erfüllt von einer guten, geselligen Gesprächigkeit, seit ich sie eben erblickt hatte. Sie lächelte über das ganze Gesicht und erhob sich, um mich zu begrüßen. Ihre Haut hatte die Farbe und den Schimmer von Pfefferkuchenteig, der zwei Wochen in einem kühlen Keller gelegen hat.

„Nick, mein Herzblatt ... ich seh wohl nicht recht! Was treibt dich denn hierher? Wir dachten schon, du wärst ausgewandert – oder hättest den Weg zu uns hier raus nicht mehr gewußt ...“

Ich ging zu ihr und umarmte sie. Gloria war weich wie ein dickes Plumeau und roch passend: nach Lavendel. Sie zog mich neben sich auf die Bank und betrachtete mich eingehend.

„Siehst blaß aus. Irgendwas nicht in Ordnung?“

Ich antwortete nichts, aber damit kam man bei Gloria nicht sehr weit.

„Da stimmt doch was nicht mit dir. Kümmert sich denn Paloma nicht genug um dich, Nick? Ich dachte, ihr hättet euch endlich wieder einigermaßen zusammengerauft.“

Ach Gloria ... sie hatte keine Ahnung. Sie stammte aus jener versunkenen Zeit, als Frauen noch zu dem Zweck geboren wurden, sich um Männer zu kümmern. Darüber konnte jemand wie Paloma nur lachen. Wahrscheinlich hatte sie noch nicht einmal davon gehört. Und ich war mir meinerseits gar nicht so sicher, ob das ein Nachteil war. Als Hausmütterchen wäre Paloma mir keine halbe Stunde wert gewesen.

„Ist in den Staaten, macht ihre Tour durch den Süden wie jedes Jahr.“ sagte ich kurz. „Und wenn ich ehrlich bin, paßt mir das im Moment eigentlich auch ganz gut; ich hab´n Job am Haken, der mich ziemlich auf Trab hält. Zwei Jobs, genaugenommen. Da hab ich für sowas eh keine Zeit.“ ‘Yes I did I shot her/Cause I caught her messin round messin round messin round town’.

„Einen Job, so so.“ Gloria verzog ihr Pfefferkuchengesicht halb belustigt, halb vorwurfsvoll. „Aber was soll das denn heißen, Nick, ‘keine Zeit für sowas’? Keine Zeit für Essen und Trinken, keine Zeit zum Schlafen?“ Sie lachte ungläubig in sich hinein, und ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß in ihrem Körper Platz für eine Menge von diesem Lachen war, das ihr reichliches Fleisch erzittern ließ wie einen Wackelpudding. Dann stand sie auf, um uns grünen Tee aufzubrühen. Während sie mit dem Wasserkessel und einem Sieb hantierte, sagte sie beiläufig zu mir:

„Ich bin jetzt bald doppelt so alt wie du, und ich freue mich über jeden Morgen, an dem Bertram“ – (niemand nannte ihn je bei seinem Vornamen, wenn das nicht gar ‘Bertram’ war) – „mir einen guten Tag wünscht; ob du´s glaubst oder nicht, ich hab noch jedes Mal das leere Bett gehaßt, wenn er über Nacht wegwar ist. Naja, vielleicht noch nicht gleich in der ersten Nacht, vielleicht noch nicht mal in der zweiten. Aber dann, aber wie“

Sie klapperte geschäftig mit diversen Teebüchsen. Ich bewunderte das antike Teesieb, eine silberne Geschichte wie ein Salatblättchen mit einem Stiel aus gedrechseltem Elfenbein.

„Hm. Kein grüner mehr da. Was haben wir denn hier noch ... ach, ich nehm mal wieder den hier, hatten wir länger nicht. – Weißt du, Nick, als ich jung war, dachte ich auch immer, daß das irgendwann mal aufhört. Und denk dir an, grau bin ich geworden und klapprig und alles andere ist geblieben, wie es war. Der Körper ist alt geworden, nicht das Herz ... mir gefällt es einfach besser, wenn Bertram in meiner Nähe ist – und du junges Kerl willst mir alter Frau weismachen, Paloma könnte von dir aus zum Mond fliegen, es wäre dir nur recht, weil du keine Zeit für ‘sowas’ hättest? Pah.“

Sie drehte sich zu mir um und gestikuliert mit dem Löffel, mit dem sie den Tee in die Kanne füllen wollte. „Wegen einem Job? Nach allem, was zwischen euch war?? Mh-mh.“ Sie schüttelte den Kopf. Ihre Ohringe sekundierten mit melodischem Klingeln. „Leid tun müßtest du einem, wenn´s wirklich so wäre! Neineinein ... das kannst du ... wie heißt sie gleich –“ Sie begann, Teegeschirr auf ein Tablett zu

stellen. Das Geschirr war ein Sammelsurium nicht zueinander passender Tassen und Untertassen, angeschlagen und zusammengeklebt und charmant.

„Was?!“ Ich war nicht ganz bei der Sache, oder tat wenigstens so. Just in diesem Moment hörte ich die Vordertür klappen. Bertram kam herein, ich war erlöst.

„Na, deiner Vorzimmermiese da ... die würde dir das vielleicht noch abnehmen.“ In Glorias Augen war Yvonne nicht viel mehr als ein billiges Flittchen, weil sie ihre Liebhaber auf Distanz zu halten verstand, was mir gar nicht so unklug erschien. Aber in dieser Beziehung war Gloria altmodisch; sie selber konnte mit Anfang Sechzig auf sieben Ehen zurückblicken, Bertram nicht mitgezählt. Ich wußte nicht, was besser sein mochte; Yvones Liebhaber oder Glorias Ehemann zu sein. Ich liebte sie alle beide, und das war vielleicht am besten. Im Moment wenigstens.

„Was ist mit Yvonne? Hat sie wieder einen ausgenommen?“ fragte Bertram teilnahmsvoll, während er sich die Hände im Spülbecken wusch.

„Nichts! Die nimmt keinen aus, die nicht!“ antwortete Gloria wie aus der Pistole geschossen und kippte das heiße Wasser, mit dem sie die Teekanne vorgewärmt hatte, haarscharf an Bertrams Fingern vorbei in den Ausguß. „Und außerdem, Dr. Bertram, wie oft muß ich dir das eigentlich noch sagen, daß du deine dreckigen Gartenpfoten nicht in meiner Spüle waschen sollst?! Jetzt sieh dir doch bloß mal diese Schweinerei an!! Hinterm Haus gibt's für sowas eine Pumpe“

„Oooch ... nun sei doch nicht so ... ich hab den ganzen Nachmittag draußen geschuftet, damit du im Frühjahr deine Rapunzeln hast ... und du regst dich wegen der paar Spritzer auf.“ Er wischte sich die Hände an einem Geschirrhandtuch ab, das zum Trocknen am Herd hing. Sogar ich wußte, daß dies in Glorias Küche einem Sakrileg gleichkam. Aber das sollten sie ohne mich ausmachen. Ich fixierte derweil taktvoll das Kreuzworträtsel auf dem Tisch, das Gloria zur Hälfte gelöst hatte: Motto „Kunst und Phantastik im 20. Jh.“ Zwölf senkrecht: Neuenglischer Horrorautor mit neun Buchstaben. Ich kannte nur Poe. Nicht neuenglisch und zu früh. King? Auch zu kurz. Hm. Drei waagrecht: Russischer Maler, Porträtist u.a. von Edith Sitwell, endet auf 'tchev', aber wer soll sich schon mit den verschiedenen Schreibweisen auskennen? Mir kam das alles sehr kyrillisch vor.

Derweil ging es immer noch um dasselbe leidige Thema, womit sie in Wirklichkeit natürlich etwas ganz anders ausfochten. „Na, meinst du vielleicht, ich hätte das nur zum reinen Spaßvergnügen abgewischt? Und dann hier gesessen und Däumchen gedreht und nur darauf gewartet, bis du reinkommst und alles wieder schmutzig machst?“ Gloria stellte mit grimmiger Miene und einem Knall die dampfende Kanne auf ein Teebrett.

„So bin ich eben!“ erwiderte Bertram fröhlich. „Unordnung ist mein halbes Leben.“ Ohne mich zu rühren, sah ich aus den Augenwinkeln, wie er Gloria von hinten umarmte und sie ungestüm in den Nacken küßte. Es schmatzte laut, und ein kleines Handgemenge entstand. Ich hatte immerhin den Verfasser von 'Malpertuis' herausbekommen, fünf waagrecht: Ray.

„Laß das, Bertram, du bist unmöglich, du Kindskopf!“ schalt Gloria ihn errötet und strich sich die Haare zurück, die etwas die Fassung verloren hatten, was ihnen aber überaus gut stand. „Wir sind nicht allein. Es ist Besuch da, falls du das noch nicht bemerkt hast.“

„Nick gehört zur Familie.“ gab Bertram zur Antwort, der es liebte, das letzte Wort zu behalten, und zwinkerte mir zu. „And her name is Glo-ri-a!“ sang er sie an. Gloria warf ihm dafür einen Blick zu, der, wäre er von einem jungen Mädchen gekommen, ‘verknallt’ geheißen hätte. Allmählich machte mich das Geturtel eiferstüchtig; etwa Hawthorne?? Aber war denn der ‘Scharlachrote Buchstabe’ eine Horrorgeschichte im klassischen Sinn? Doch wohl nicht?! Oder etwa das ‘Haus mit den sieben Giebeln’?? Dann doch schon eher ‘Goldlöckchen und die drei Bären’! Aber Gloria bemerkte es endlich und sagte:

„Geht jetzt rüber, ich bring euch den Tee, sobald er fertig ist ... na los jetzt, geht schon, raus mit euch!“ Sie scheuchte uns hinaus wie zwei kleine Kinder, und wir ließen es uns nicht zweimal sagen und verschwanden aus der Küche.

Wir verzogen uns auf Bertrams Lieblingsplatz im Haus, einem kleinen Eckzimmer, in dem an den Wänden hinter Glas die komplette Schädelammlung seines Ur-Urgroßvaters hing. Ich wuchtete einen Stapel antiker Anatomiebücher von einem der knirschenden, mit brüchigem Leder bezogenen Ohrensessel, aus denen an mehreren Stellen die Füllung – muffiges Seegras oder etwas derartiges – herausbröselte, und setzte mich hin. Während ich mir zum hundertsten Mal die auf zuckerwatteartige Polster genähten Gebeine an den Wänden mit leiser Verwunderung ansah – waren Strichcodes darauf zu sehen? – ging Bertram noch einmal zurück in die Küche. Ich hörte Glorias ausgelassenes Kichern, und dazu Bertrams tiefe Stimme in scherzendem Tonfall. Schließlich kehrte er mit einer gläsernen Karaffe zurück. In einer schlammig wirkenden, grünbraunen Flüssigkeit schwammen Wasserpflanzen. Es dampfte. Es sah aus, als habe Gloria den Inhalt eines kleineren, extrem verschmutzten Aquariums aufgebrüht. Ich rechnete halb damit, einen gegarten Goldfisch an der Oberfläche treiben zu sehen.

„Was ist denn das?“ fragte ich mißtrauisch. „Ihr seid sicher, daß ihr nicht zufällig einen Zeugen beseitigen wollt?“ Ein guter Freund von Gloria, Einwanderer aus Guinea und Inhaber eines Großhandels für überseeische Lebensmittel, versorgte sie regelmäßig mit den wunderlichsten Kräutern. Bei meinem letzten Besuch hatte sie einen Tee aus stark riechendem Zitronengras gebraut, das in getrocknetem Zustand so aussah, als habe sie es kurzerhand aus einem der morschen Ledersessel gezupft. Immerhin hatte dieses Getränk nicht den penetranten Geschmack aromatisierter Mischungen gehabt; jenem Zeug, das gewissenlose Teehändler für die weißen Teufel aus leeren Kisten herausfegen und das fast ausschließlich aus Sägemehl und Mäusedreck besteht. – Aber dies hier roch anders, appetitlich, und der Duft beschwor eine vage Erinnerung herauf.

„Pfefferminze. Hatten wir letztes Jahr in rauhen Mengen, wie Unkraut.“ sagte Bertram ungerührt und schenkte mir ein. Einen Augenblick lang sah ich fünfzig kleine, braungebrannte Rotznasen an einem langen Brettertisch sitzen, jeder mit einem drögen Butterkeks und einem Becher Pfefferminztee vor sich: Pfadfindersommerlager in Hermannsburg, Lüneburger Heide anno ’73. Ich lernte radfahren. Ich zwinkerte, und es verschwand sofort.

Bertram ließ sich gegenüber von mir nieder. Etwas Seegras rieselte beinahe lautlos zu Boden. Wie immer mußte ich mir zuallererst seinen aktuellen Gartenbericht anhören (was mir nicht weiter schwerfiel):

Aus dem gleichnamigen Them-Klassiker, natürlich.

über das Zeug, das über den ganzen Boden kroch und mit seinen Tentakeln nach den Salatköpfen gierte; über das Zeug, das Stangen erklimmte und oben dann festgebunden werden wollte; über das kleine Gesocks, das man nur in homöopathischen Dosen sammelte, falls es nicht überhaupt sowieso irgendein Unkraut war. Von alledem verstand ich nicht die Bohne, aber vor meinem geistigen Auge sah ich bereits armlange, mit scharf angebratenem Mett gefüllte Zucchini, Paellapfannen voller Schmorgurken, Platten mit halbierten Tomaten, angemacht mit frischem Basilikum, Olivenöl und italienischem Büffelweichkäse, sowie Kessel voller Chili, genug für eine mexikanische Großfamilie und beinahe so scharf wie Gloria Estefan. Bertram war ein guter Koch; weil er sich um die Zutaten schon kümmerte, bevor sie in seinen Töpfen landeten, war er auch ein hingebungsvoller Gärtner. Ich war sicher, daß Gloria es gut bei ihm hatte.

Nachdem diesen und anderen alltäglichen Dingen Genüge getan war, stopfte mein Freund sich eine Pfeife; und als es anfangs bläulich nach 'Rum & Raisins' zu riechen, fragte er:

„Gibt's irgendwas Besonderes, Nick? Weswegen du den ganzen Weg hier raus kommst, meine ich?“

„Ja ... ich würde mich gern mal etwas in deiner Sammlung umsehen, wenn das geht.“

Bertram stopfte die Pfeife nach, zog ein paarmal daran, um den Brand in Gang zu bringen, und meinte schließlich achselzuckend:

„Klar, kein Problem. Allerdings hab ich die Kisten erst vor kurzem auf den Boden raufgeschafft. Wenn dir das nichts ausmacht“

Ich kannte das heillose Durcheinander auf dem Boden des Hauses; ich schüttelte den Kopf, was konnte ich tun.

Wir tranken in Ruhe unseren Tee aus, Bertram raucht gemächlich zuende, dann stiegen wir nach oben in den dritten Stock. Mit einer Art Bootshaken öffnete er eine Klappe in der Decke. Darin war eine Schiebeleiter montiert, mit der man auf den Boden hinaufkraxeln konnte. Bertram zeigte mir, wo die Pappkartons – drei oder vier große Umzugskisten – unter einem ausrangierte, aufgeschnittenen Bettbezug vor sich hinstaubten. Die aktuelleren Sachen bewahrte er in seinem Zimmer auf, aber ich hatte ihm gesagt, daß mein Interesse dieses Mal in erster Linie den letzten drei Jahren gälte.

Die Tapes und Versandkataloge im ersten Karton ließ ich links liegen und nahm mir stattdessen gleich zwei dicke Mappen mit eingehafteten Artikeln, Interviews und Besprechungen aus der zweiten Kiste heraus. Von dem Staub, den wir dabei schon aufwirbelten, bekamen wir einen mittleren Nieskrampf. Deshalb gingen wir mit unserer Ausbeute wieder hinunter, zurück ans Licht und in die Wärme.

Inzwischen waren zwei der drei Them Girls, Meshale und Trish, von Besorgungen in der Stadt mit prallgefüllten Einkaufstüten zurückgekehrt. Bertram und Gloria setzten sich mit ihnen in die Küche, und ich verzog mich mit den beiden erbeuteten Wälzern und einem frischen Becher Tee wieder ins Eckzimmer. Während ich die vier nebeneinander schwatzen hörte – Meshales Lachen wie ein Glockenspiel – blätterte ich die Alben aufmerksam durch. Es dauerte zwar eine ganze Weile, aber ich gewann einen guten Überblick.

Bertram enttäuschte mich nicht. Er gehörte ganz offensichtlich nicht zu der Sorte von Leuten, die glauben, es reiche aus, Zeug in einen Ordner zu stecken, um dann einen Ordner zu haben. (In meinem Falle wurde oft genug ein Unordner daraus, aber ich hatte zum Glück Yvonne.)

Ich fand zuallererst die Besprechung eines Open-Airs, bei dem unter anderem die Band von Jochen Hendrickx gespielt hatte. Offenbar hatte der Rezensent nicht viel für Ska übrig gehabt oder war einfach älter, als in seinem Metier gut war; er hatte die Gruppe verrissen und stattdessen den unsäglichen Hauptact des Abends, eine sich aggressiv gerierende Arme-Leute-Version von Led Zep (und vierzig Jahre hinter der Zeit!) über den grünen Klee gelobt. Mir fiel siedendheiß ein, daß ich immer noch keine Band für Palomas Party aufgetrieben hatte ... aber zum Teufel damit! Ich hatte Wichtigeres zu tun.

Als nächstes stieß ich auf den Bericht über eine Lesung, die Lorenzo Mandl und Willi Wittelsberg gegeben hatten, dieser mit melancholisch gefärbten Kindheitserinnerungen, 'so dicht und so vage wie ein abgewetzter französischer Gobelin', so jedenfalls die Worte der Verfasserin des Artikels; jener mit bissigen, stilistisch ausgefeilten Skizzen.

Dann ein Flugblatt, das auf eine Benefizveranstaltung hinwies, die zugunsten eines Hilfsfonds für Psychosomatisch Erkrankte organisiert worden war: eine Versteigerung früher Werke von Stephanius Schnitter, darunter vor allem Stücke aus dem bei Sammlern überaus begehrten Zyklus 'Zitronen I-XL'.

Des weiteren wurde ein Hörfunksketch gelobt, die 'Müllabfuhrverschwörung', in dem die Anrufprogramme der privaten Radiosender in grotesker Weise persifliert wurden. Ein Foto zeigte die beiden Autoren, Albert Koschka und Titus Döllmer, und eine der Sprecherinnen der Uraufführung, die einem nur aufgrund ihres extravaganten Kopfputzes in Erinnerung bleiben konnte, da ihr Name in der Bildunterschrift nicht genannt wurde. Das Komikerduo war mir von einem anderen Sketch her ein Begriff, der 'Letzten Anprobe', aber mit dem zeitlichen Abstand von drei Jahren war es schwer zu sagen, ob dies eine ältere oder neuere Nummer war.

Es folgten eine Plattenkritik und das Interview mit dem Drummer und dem Bassisten der Azoren, einer Band, die ich selber als sehr vielversprechend in Erinnerung hatte und die vor zwei Jahren urplötzlich von der Bildfläche verschwunden war; und zuguterletzt noch Fotos von der cyberkinetischen Installation einer russische Bildhauerin und Medienkünstlerin namens Jewgenija Elgen.

Bis auf das Interview mit Christopher Bassum und Heiko Mild, den beiden Musikern, waren alle Artikel überschwengliche Lobeshymnen. Von Pjassawa war außer bei der Elgen, einer Landsmännin, nirgends ausdrücklich die Rede – natürlich nicht. Und auch in diesem Zusammenhang nur deshalb, weil die Installation in den Räumen des Russischen Kunstvereins stattgefunden hatte, dessen Vorsitzender Pjassawa war – natürlich. (Gab es überhaupt im ganzen künstlerischen Schnürboden dieser Stadt einen einzigen Vorstand, der ohne ihn ausgekommen wäre? Das mußte man allmählich ernsthaft fragen. Der rührige Doktor schien auf höchst fragwürdige Weise allgegenwärtig.)

Stattdessen tauchte ein Name laufend auf, der mir vorher noch nicht aufgefallen war und mit dem ich deswegen zuerst nichts Rechtes anfangen konnte: 'Yorikke GmbH', angeblich eine Stiftung zur Förderung des artistischen Nachwuchses. Er fiel auch in einer dürftigen Notiz über eine Schweizerin, die mit den Azoren durch die kleineren In-Clubs der Stadt getingelt war. Ihr Name wurde auch unterschlagen; sie

wurde etwas schwachmatisch als 'zierliche, elfenhafte Erscheinung mit brandroter Mähne' beschrieben (mußten sie denn aber auch immer hormongesteuerte Idioten als Rezensenten schicken, womöglich milchbärtige Volontäre, die zu blöde waren, nach einem Namen zu fragen, und sich stattdessen mit blumigen Oden behelfen mußten, wenn sie eine halbe Stunde vor Redaktionsschluß noch über ihren Artikeln schwitzten?). Es wurde dem Leser mit keinem Wort verraten, ob die elfenhafte Erscheinung als Sängerin oder als Instrumentalistin auftrat, vielleicht gar als Banjospielerin. Eine nächtliche Fabrikhalle mit rußblinden Fenstern wurde von zuckenden Lichtblitzen erhellt, absolut lautlosem Wetterleuchten, das mir unheimliche Gedanken eingab – ich war sicher, daß die Rothaarige niemand anders als 'Madeira' sein konnte, das hieß Idaho, das heißt: Margone.

Ich ging zu den Anderen zurück, die noch bei Nüssen, Mandarinen und Sherry in der Küche saßen. Als Bertram mich fragte, ob ich etwas herausgefunden hätte, erzählte ich ein bißchen von dem Fall, der mich gerade umtrieb, und erwähnte auch Pjassawas Stiftung mit dem seltsamen Namen. Dann fragte ich ins Blaue hinein:

„Sagt einem von euch der Name was – 'Yorikke'?“

„Yorikke ...“, meinte Meshale nach einer Weile nachdenklich, als habe sie daran im wahrsten Sinne des Wortes eine Weile kauen müssen, „kommt das nicht aus einem Roman von Traven? So hieß doch da ein Schiff ...“

„So wie die Pequod in 'Moby Dick'?“ fragte Gloria.

„Mmh“

„Was für ein Schiff?“ fragte ich dazwischen. Ich kannte nur Hustons Verfilmung vom 'Schatz der Sierra Madre' – aber darin kamen keine Schiffe vor.

„Der Vergleich mit der Pequod ist gar nicht verkehrt. Die Yorikke ist die Titelfigur von einem Roman, wenn du so willst; symbolisch gesehen: ein Seelenverkäufer. – Der Roman heißt 'Das Totenschiff'. Sehr zu empfehlen.“

„Seelenverkäufer? Du meinst den Teufel, dem die Leute im Märchen leichtsinnigerweise ihren Schatten für einen prallgefüllten Sack schnöder Golddukaten verkaufen, um dann hinterher zu merken, daß sie ihm aus Versehen ihre Seele verscherbelt haben? So wie der Kohlenpeter bei Willem Hauff?“

„Ihre Träume, wie dem 'Master Misery'“ sagte Trish geistesabwesend.

Jetzt wißt ihr, warum ich so gerne bei ihnen zu Besuch war. Es gab keine Langeweile bei ihnen, nur Zeit, die sich ganz von selber füllte.

„Nee.“ Meshale schüttelte den Kopf. „Traven war ... man weiß nicht genau, wer oder was er wirklich war, er hat sich alle Mühe gegeben, seine Identität zu verwischen. Er hat aus seiner Biographie für alle Zeiten ein Rätsel gemacht. Aber ein Märchenonkel war er mit Sicherheit nicht. Bei ihm war die Yorikke ein Schiff, ein schwimmendes Wrack eigentlich mehr, dessen Reeder nur darauf warten, daß es mit Mann und Maus an Bord absäuft, damit sie die Versicherungsprämie kassieren können. Die hätte nämlich alles geschlagen, was der Kahn noch je hätte einfahren können, abgesehen davon, daß man dafür nichts weiter zu investieren braucht. Inzwischen nutzen sie das Schiff noch zum Waffenschmuggeln; und Desperados – Deserteure, flüchtige Mörder und andere Existenzen, die nicht gefunden werden wollen und

sich deshalb selber keine Fragen rausnehmen können – die gab's in der Zeit, zu der das Buch spielt (nach dem Ersten Weltkrieg) mehr als genug. Die konnte man in jedem Hafen dutzendweise anheuern. – Das meine ich mit Seelenverkäufer. Wie kommst du aber jetzt darauf?“

Existenzen, die nicht gefunden werden wollten und sich deshalb selber keine Fragen erlauben konnten ... auf welchem Kahn hatte Idaho zuletzt angeheuert?

In Bertrams Gesicht ging das Licht an.

„Pjassawa, hast du gesagt? Ja, den kenn ich, natürlich ... der ist Arzt; aber wenn ich daran denke, bin ich erst recht froh, daß ich den weißen Frack längst an den Nagel gehängt habe. Der gehört zur schlimmsten Sorte, die man sich vorstellen kann, danach kommen nur noch die Mengeles. Lobotom und Schönheitschirurg, man weiß nicht, was mehr, aber alles ü-belst! Das ist schon ein offenes Geheimnis. Aber ich glaube, der Bursche ist noch in andere Sachen verwickelt, irgendwas mit Organverpflanzungen. Finster jedenfalls. Manche von seinen Kunden müssen vor Geld nur so stinken; sie meinen, es wäre alles dafür zu haben; und Pjassawa wiederum ist einer von denen, die für Geld auch tatsächlich alles tun würden. Die alles machen, wenn der Preis stimmt, das ist nicht übertrieben. Es ist bekannt, daß Kunden mit – na, sagen wir mal: ausgefallenen Wünschen, die ihnen sonst keiner erfüllen will, schließlich bei ihm landen, und daß er sich alle erdenkliche Mühe gibt, sie zufriedenzustellen. Und er verfügt auch über die Mittel dazu, das muß man leider sagen.“

„Und außerdem hat er scheint's noch Geld, um einen Haufen von Namenlosen zu sponsern?“

„Naja, sagen wir mal so: Er hat eine Frau, die gerne ein bißchen mehr sein möchte als nur 'die Frau von Dr. Pjassawa', weißt du? Sie will beim Frühstück die Zeitung aufschlagen und als erstes ihren Namen darin lesen. Und Pjassawa wiederum hat etwas Imagepflege bitter nötig, die Leute sind ja nicht völlig blind. Du kannst sie nicht alle ewig für dumm verkaufen. Mit guten Taten kannst du sie aber noch etwas länger an der Nase herumführen; sie lassen sich ja auch ganz gerne etwas vormachen. Du mußt es nur geschickt anstellen, ihnen genug Honig ums Maul schmieren, sie an deiner Glückssträhne etwas beteiligen. Ich weiß auch nicht, wieso Pjassawa ausgerechnet auf die schönen Künste verfallen ist, aber vermutlich springt dabei noch mehr als genug für ihn heraus – und sei es nur einfach, daß niemand einen solchen Wohltäter der Menschheit böser Taten bezichtigen würde.“

„Oder er ist einfach pervers.“

Bertram grinste. „Die Möglichkeit besteht auch immer noch, stimmt.“

Ich erzählte, daß der komplette Stiftungsvorstand bis auf seinen illustren Vorsitzenden aus lauter Strohmännern bestand, die Scheinfirmen leiteten und tote Briefkästen leerten. Bertram konnte mir darüber nicht mehr sagen, und wir wechselten das Thema, um die Frauen nicht weiter zu entnerven. Wir kamen auf eine bevorstehende Wiederveröffentlichung von Them Girls zu sprechen, und verloren uns in Branchentratsch und Anekdoten aus längst vergangenen Jahren, bis es Zeit zum Aufbruch war. Gloria bot mir wie immer an, über Nacht zu bleiben, aber ich wollte nach Hause.

Als er mich zur Tür brachte und mich verabschiedete, sagte Bertram zu mir:

„Paloma läßt dich diesmal ziemlich hängen, was Nick?“

„Sie läßt sich viel Zeit, wenn du das meinst.“

„Findest du das eigentlich in Ordnung?“

Ich sagte nichts, hielt ihm nur die Hand hin. Bertram war ein guter Freund, und das Beste an ihm war, daß er sich selten einmischte und mir nie riet. Er schüttelte den Kopf, als er merkte, daß mir nach mehr Reden nicht zumute war. Stattdessen griff er in seine Jackentasche und zog etwas hervor, das er mir hinhielt. Es war eine gefaltete Karte aus blaßgelbem Karton.

„Hier, das wollte ich dir noch geben. Du kannst mehr damit anfangen als ich. Aber, Nick –“, er umarmte mich kurz, „sei vorsichtig. Das ist ein Höllenfeuer, an dem du dir da gerade die Hände wärmst.“

Im Bus, auf dem Rückweg, klappte ich die Karte auf. Es war eine Einladung: Dr. Pjassawa und Gemahlin geben sich die Ehre, den sehr geehrten Herrn Dr. Bertram zu einer kleinen Soirée anlässlich der Ausstellungseröffnung einer jungen Künstlerin zu bitten. R.s.v.p. Das Datum war übermorgen. Geschlossene Gesellschaft, Garderobe leger. Kein Problem: Ich hatte an dem Abend noch nichts vor.

Zum Fenster hinaus

Fünf Tage vor Palomas Ankunft wachte Ally, der einen festen Schlaf hatte (wirklich 'fest': er knirschte im Schlaf oft mit den Zähnen), wie meistens erst nach dem zweiten Weckerklingeln auf. Margone schlug jeden Morgen als erste ihre Hälfte der gemeinsamen Decke zurück und setzte sich mit einem schweren Atemzug – einem abgrundtiefen Seufzer – auf. Dann, nach ein oder zwei Augenblicken des Sichbesinnens, verließ sie das Bett rasch, beinahe fluchtartig, als sei sie nach der nächtlichen Bewußtlosigkeit mit einem Mal wieder gewahr geworden, daß sie dort nicht mehr hingehöre, nicht berechtigt sei zum längeren Verweilen.

Ally fühlte die Matratze wippen, wenn sie aufstand. Er hörte, wie sie im Zimmer herumkramte, ihre Kleider zusammensuchte. Dann verschwand sie im Bad, und er hörte sie das Radio anschalten. Zuerst suchte sie eine Frequenz (sie wollte immer stampfenden Hiphop hören, der auf den schwarzen Sendern fast pausenlos lief, es sei denn, sie spielten zwischendurch zur Abwechslung den noch gräßlicheren Swingbeat), dann drehte sie die Lautstärke auf, um unter laufender Dusche noch etwas davon zu haben. Heute morgen war es sogar auszuhalten; sie ließ es bei Tracy Chapman bewenden, 'If not now/Then when/If not today/Then/Why make your promises?'.¹

Wenn Paloma erst zurück wäre, würde das Aufstehen wieder mehr Spaß machen. Sie schlief in der Regel noch länger als er selber, und gab ihm so nicht das verhaßte Gefühl, ein Faulenzer zu sein. Er konnte sie wachküssen, sie kitzeln und alles anstellen, um sie zu wecken; ihr Kaffee mit einem Keks ans Bett bringen, noch einmal zu ihr ins Warme kriechen und sie in die Arme nehmen. Meistens wollte sie eigentlich nichts als das, nur: in die Arme genommen werden, was Ally immer willfährig gewährte. Sie war süß, wenn sie noch so verschlafen war; wie ein Kind, dachte er immer, noch halb in der anderen Welt befangen und ungläubig, nach der langen Nacht doch wieder in vertrauter Umgebung aufgewacht zu sein. Der Gedanke, sie beschützen zu können, machte ihn halb verrückt, und wenn sie löffelartig aneinandergeschmiegt lagen und Palomas lang und ruhig gewordener Atem anzeigte, daß sie wieder eingeschlafen war, konnte Ally dieser Illusion ungestört nachhängen.

Sie kam zu ihm ins Bad, während er sich rasierte, und nahm eine Dusche, oder setzte sich auf den Rand der Badewanne und erzählte ihm ihre Träume der vergangenen Nacht (er bewunderte sie um die Fähigkeit, sich daran erinnern zu können; ihm selber schien sein Schlaf leergefegt und traumlos zu sein). Mißgelaunt besah sie sich im Spiegel, maulte über ihre Haare und verspritzte etwas Wasser. Wenn Ally durch den durchsichtigen Duschvorhang mit der Hand nach ihren nackten Beinen schnappte und dazu mit gespielter Angriffslust wie ein kleiner, aufgebracht Hund kläffte, wick sie mit einem schrillen Quietscher aus und rief:

„Geh weg, du scheußlicher Kötter!“ oder:

„Komm doch, komm doch her, wenn du dich traust!“ Und wenn genug Zeit war, traute Ally sich immer.

¹ Tracy Chapman: If Not Now (?)

Margone hatte er nur ein einziges Mal bei Tageslicht nackt gesehen, am allerersten Morgen. Mehr aus überlegter Grausamkeit als aus verliebtem Spieltrieb heraus hatte er den Vorhang vor der Dusche langsam beiseitegezogen, durch dessen milchige Transparenz ihr nackter Körper eigentlich ganz hübsch geschimmert hatte. Aber als er sie dann vor sich sah, hatte ihre ungeschützte, fröstelnde Blöße, die von keinem Begehren in seinem Blick mehr fremdartig und wundervoll gemacht worden war, ihn regelrecht abgestoßen. Das Weiche ihres Leibes, das er erst wenige Stunden zuvor genossen hatte, schien ihm plötzlich fett, das Weiße bleich. In Kleidern hatte sie ganz leidlich ausgesehen, auf jeden Fall besser; da hatte Ally lüsterne Rätsel raten können – und dabei hatte Paloma genau so ein Bäuchlein, um das er zärtlich die Hände spannen konnte, genau die gleiche Andeutung von X-Beinen, die ihrem Gang den sanften Hüftschwung verlieh.

Aber Paloma war eine andere Frau. Paloma hatte er eines langvergangenen Sommers, als sie am Ufer eines Badesees in der Sonne lagen, geneckt, als eine Libelle sich wie zögernd ihrem weißem Körper näherte: Sie habe Palomas marmorblassen Leib wohl für eine Seerose gehalten

Im kalten, lieblosen Licht des Badezimmers, dessen auf die hölzerne Wand des Nachbarhauses starrende Fenster immer mit Jalousien verschlossen waren und wo die Neonlampe zu jeder Zeit des Tages angeknipst werden mußte, war Margone ihm jetzt widerwärtig erschienen, mit Seifenschaum auf den vereisten Schultern und Brüsten. Innerlich hatte er das Gesicht angeekelt verzogen, und Margone hatte es bemerkt. Er hatte sie auf die Wange geküßt und ihr einen Klaps auf den Po gegeben; sie hatte mit einem bemühten Scherz geantwortet, der ihre Befangenheit, das schmerzliche Bewußtsein ihrer Auslieferung und Mißachtung erst recht preisgegeben hatte.

„Und vergiß nicht, dich hinter den Ohren zu waschen!“

Danach war Ally grußlos gegangen.

Er hatte dabei gedacht, wie abstoßend sie aussähe. Und Margone war sein Mienenspiel nicht gnädigerweise entgangen. Sie hatte es gelesen wie Balkenlettern auf der Titelseite einer Boulevardzeitung: Auf der nächsten Seite war ein schönes Bikinimädchen.

Später hatte sie sich mehr in acht genommen und sich wohlweislich gehütet, sich nackt vor ihm zu zeigen. Sie wurde scheu wie ein unberührtes Mädchen, nur hatte sie den inneren Drang nicht mehr, dem auf Dauer keineswegs zu widerstehen war, und stattdessen Bitterkeit; sie wußte, warum. Sie war eine Unberührbare.

Ganz zu Anfang, und auch später noch, wenn sie sich längere Zeit nicht gesehen hatten, schrie sie laut, wenn sie sich liebten. Zuerst hatte ihn das verstört: Er hatte dergleichen noch nie erlebt, nie zuvor solche Inbrunst erfahren (denn das war es), solche Leidenschaft; und der Gedanke, daß sein Tun, das ungeplant war und nur seinem Instinkt folgte, die Ursache derart heftiger Empfindungen sein könne, faszinierte und bestürzte ihn zugleich. Er wußte nicht genau, ob sie weinte oder sich gegen ihn wehrte oder beides, entsetzt oder hingerissen war. Ob er ihr möglicherweise weh tat. Fast immer wollte er ihr in diesen Momenten den Mund zuhalten – was machst du um Himmelswillen für einen Lärm, Mädchen! schreist noch das ganze Haus zusammen ... sie werden denken, ich täte dir gottweißwas an. Aber das schien barbarisch, und außerdem begann ihre ungestüme Reaktion ihn bald mitzureißen. Waren denn die anderen fri-

gide gewesen, allesamt? Sein Maß geriet aus dem Lot. So faßte er sie im Genick und hob ihren Kopf an seine Halsbeuge: eine Geste, die sie sonst beruhigte. Er fühlte, wie sie die Lippen bewegte, ihn unwillkürlich fast biß. Einmal fragte er sie hinterher, was mit ihr los gewesen sei, und sie erwiderte:

„Die einzige Gelegenheit, den Schmerz herauszulassen“

Warum ihr das so ein Bedürfnis sein sollte, und welche Art von Schmerz es wäre, den sie fühlte, hatte Ally nicht mehr gefragt.

‘If not now/Then when?’ wiederholte Margone in Gedanken und machte das Radio abrupt aus. Sie zog den Plastikvorhang vor der Wanne zu, damit er besser trockne, obwohl sie nicht wußte, warum ihr das jetzt noch wichtig sein sollte, und öffnete das Fenster etwas. Sie löschte das bläuliche Licht und löste den Haken, mit dem die Badezimmertür von innen zu verriegeln war. ‘If not today/Then/Why make your promises?’ Fast fertig angezogen trat sie auf den Flur und ging lautlos bis auf den Treppenabsatz hinaus. Auf dem Pfeiler der Treppe lag zusammengerollt Allys Katze. Sie blinzelte schläfrig in die Morgensonne und schenkte Margone keinerlei Beachtung.

Margone horchte: Das Haus war totenstill. Ally war offenbar schon weggegangen. Er verabschiedete sich nicht. ‘A love declared for days to come/Is as good as none.’

*

Eine Woche, nachdem Paloma ihn angerufen hatte, war in der Post eine von ihren schwer leserlichen, heißersehten Karten. Ally ließ sich im Wohnzimmer auf die Couch fallen und schaltete aus Gewohnheit den Fernseher an, um die Zehnurnachrichten wenigstens mit einem Ohr zu hören. Die Postwurfsendungen – konnten denn die Leute, die sie verteilten, eigentlich selber nicht lesen, zum Beispiel den Bitte-nicht-Aufkleber am Briefkasten?! – warf er achtlos neben sich auf den Boden, nur die Kontoauszüge und Rechnungen legte er neben die Weinflasche vom vergangenen Abend auf den niedrigen Couchtisch. Mit einem tiefen, theatralischen Seufzer schwang er die Beine noch hinauf, und las dann, behaglich zurückgelehnt und den nachlassenden Druck in den Waden erleichtert registrierend, Palomas Karte.

Offenbar gab es noch Verzögerungen, Ärger mit dem Vermieter, und sie würde erst etwas später kommen. Mist. Trotzdem konnte er’s jetzt schon nicht mehr länger hinauszögern, und auch keine Überraschung mehr inszenieren, dafür hatte die Sache für ihn schon viel zu lange festgestanden. Es war nun wohl oder übel (eher übel, dachte er im Stillen) an der Zeit, ein paar Dinge klipp- und klarzustellen. Auch Mist.

Kaum war er zu diesem gemütsverfinsternden Schluß gekommen, als er auch schon die allabendlichen Schritte auf der Treppe vernahm und Margone sich kurz darauf verstohlen um die Ecke drückte.

„Hallo“, hörte er sie sagen.

„Hallo ...“, sagte Ally, ohne dabei den Mund richtig aufzumachen oder den Kopf in ihre Richtung zu wenden, um sie anzusehen. Er hob den Kopf nur kurz und starrte mit leerem Gesicht in den Raum, dessen Atmosphäre vom bläulichen Flackern des Fernsehers erfüllt war.

Nach dieser Verzögerung richtete er sich ächzend auf, schob Palomas Karte beiläufig unter die Kontoauszüge und ließ sich wieder zurückfallen. Eine Weile starrte er ausdruckslos in das bläuliche Rau-

schen, unschlüssig, ob jetzt der rechte Moment gekommen sei. Doch dann klopfte er mit der flachen rechten Hand auf den leeren Platz neben sich, immer noch ohne Margone anzusehen, die unverwandt und abwartend in der Tür stand. Es war die Art Geste, mit der man einen Hund zu sich ruft.

Sie kam zu ihm und ließ sich mit einer geschmeidigen Bewegung neben ihm nieder. Gazelle, dachte er voll Widerwillen.

„Hattest du einen guten Tag?“ Sie meinte es exakt so, wie sie es sagte, und er wußte genau, daß sie an seiner Antwort ehrlich interessiert war.

„Mmh ... so lala.“

„Möchtest du was zu trinken haben, Sprudel oder Saft oder sonst irgendwas?“

„Nein danke, nicht jetzt.“ Allmächtiger. Manche Männer lassen sich vom andern Ende der Welt solche Frauen kommen, die sanft und unterwürfig sind und keine Widerworte geben können, weil sie die falsche Sprache beherrschen, aber das hier – ist etwas anderes. Ich werde ihn nicht los, diesen dienstbaren Geist

Geistesabwesend kroch seine Hand in ihren schmalen Nacken und begann mit einer mechanischen Kraulbewegung. Sie beugte sich zu ihm hinüber und küßte ihn langsam und sehr sachte, sehr behutsam auf die Seite seines Halses. Er ahnte ihre Berührung mehr, als daß er sie gefühlt hätte, doch sie fachte die in ihm schwelende Wut an wie eine eisige Bö. Rasend. In dem Kuß waren die ganze ungestillte Sehnsucht und Erwartung eines leeren Vormittags und eines nichtendenwollenden Nachmittags; er registrierte es mit galligem Abscheu. Es störte ihn in seinen Kreisen, es paßte ihm nicht in den Kram.

Ihre Liebe war zu bestimmt, zu unaufdringlich, legte ihn gleichsam an die Kette, sanft und unübersehbar zugleich. Und sie war das Schlimmste von allem, jederzeit abrufbereit, verfügbar ohne sein mühsames Zutun. Margone liebte ihn so nachdrücklich; er wußte davon, wie er von seiner rechten Hand wußte. Sie brauchte es gar nicht zu sagen; er merkte es an jedem Satz, den sie sprach, an jedem Handgriff, den sie für ihn tat, und noch an der Art, wie sie ihn tat. Und genau darin lag das Problem: Sie ging ihm mit jedem Wort, mit jeder Bewegung, mit ihrer bloßen Anwesenheit unsäglich auf die Nerven.

Aber es war, bei Lichte besehen, Margones Problem.

*

Ein paar Tage später sagte Ally, nachdem er das Licht ausgedreht hatte und sie sich im Dunkeln beide zum Einschlafen auf ihrer Seite des Bettes zurechtgelegt hatten:

„Ich wollte dir noch was sagen.“

Er merkte, wie sie ruckartig den Kopf hob, spürbar alarmiert durch seinen ernsten Ton. „Was?“

„Diese Frau, von der ich dir erzählt habe“

„Paloma?“ Ihre Stimme war leise genug, aber sehr deutlich. Sie war hellwach.

„Ja genau. Sie ... die hat mir jetzt geschrieben.“

Nach einer Weile fragte Margone gedämpft, ohne Ton in der Stimme: „Ja und?“

„Naja, ich hab mich sehr gefreut, mal wieder von ihr zu hören.“

Margone gab keinen Laut von sich.

„Hey ... sag doch was!“

„Was soll ich denn dazu sagen.“ Eine Pause breitete sich vibrierend in dem stockdunklen Zimmer aus. „Warum erzählst du mir das denn jetzt?“ Sie klang ängstlich, denn im Grunde wußte sie es schon längst. Ich kann es an ihrer Stimme hören, daß sie es schon weiß. Daß sie es begriffen hat. Das Schlimmste habe ich geschafft. Sie weiß noch nicht, was es ist, aber sie weiß, daß sie sich davor fürchten muß.

Er zuckte die Achseln, um sich zu überzeugen, daß es nur eine Kleinigkeit sei, dabei war es kaltblütiger Mord. „Naja ... ich wollte dir nur sagen – sie zieht bald hier ein.“ Es war keineswegs eine Frage von mangelndem Platz, aber das verstand sich von selbst.

„Wann.“ Es war kaum zu hören. Als hätte sie ihr Gesicht tief ins Kissen gedrückt.

Er seufzte sein herzerreißendes Seufzen, so, als sei diese Frage eine Zumutung. „Ach Gott“ Ob sie mir das abnimmt – egal, spielt jetzt auch keine Rolle mehr. Will keine Rücksicht nehmen, nützt so-wieso nichts.

Also antwortete er trotzig: „Anfang April Und deshalb würde ich dich bitten, daß du – also daß du dir was anderes suchst, bis dahin.“ Zieh doch bloß endlich Leine, verschwinde. Hau ab! Ich weiß, ich hab mal gesagt, du kannst hierbleiben, so lange du willst, aber ich habe mich eben geirrt. Jetzt habe ich meine Pläne geändert, ist alles anders gekommen, und das ist nicht meine Schuld.

„Liebst du sie denn?“ Schon wieder dieses Scheißwort. Es war doch zum Kotzen mit den Weibern. Mußte sie denn jetzt noch die Beichtschwester spielen, wenn sie bloß das Bett räumen sollte?! Hatte sie denn nichts anderes im Sinn, als einem maßlos auf die Nerven zu gehen?

„Ich habe sie nach wie vor sehr gern, wenn du das meinst.“ Im Gegensatz zu dir, die ich längst über habe. Satt. „Ich habe auch keine Ahnung, wie sie sich das jetzt so vorstellt, was sie darüber denkt – natürlich nicht ... aber ich möcht´s auf jeden Fall noch mal versuchen mit ihr.“ Allys Stimme versickerte in der Finsternis, ein brackiges Rinnsal im Morast.

„Weiß sie denn –“, ein schweres Räuspern, „hast du – hast du ihr was von mir gesagt?“

Bin ich denn verrückt? „Nein.“ Es war immer dieselbe alte Leier. Ich kann´s nicht mehr hören. Sie hat nur die eine Platte auf Lager „Nein – das wäre nicht gut. Nicht richtig. Das kann ich nicht machen, weißt du ... geht einfach nicht.“

Ally versuchte nicht, Margone zu überzeugen, das war sinnlos. Er versuchte vor allem, sich selbst zu überzeugen; die rotznasigen Straßengebengel des schlechten Gewissens von seiner Gartenmauer zu vertreiben, mit guten Worten und, wenn nötig, auch mit Steinwürfen. Er hatte diesen Garten für Paloma gepflanzt und schön gemacht, und jetzt wollte er nichts mehr, als mit ihr darin alleine zu sein.

Und nachdem er sich und ihr alles solchermaßen erklärt hatte, drehte Ally sich erleichtert und fast beruhigt auf seine Einschlafseite (es war schon länger nicht mehr wichtig, den Anderen vor dem Einschlafen noch einmal richtig anzusehen; im Grunde war man eher froh, sich nicht noch einmal sehen zu müssen, endlich Ruhe voreinander zu haben).

Etwas mißmutig versuchte er, sich gut zuzureden. Er hatte doch alles richtig gemacht. Reinen Wein eingeschickt. Mehr konnte man nicht von ihm erwarten, oder? Es war ja nicht seine Schuld, daß sie so

dermaßen empfindlich und sentimental war. Nein, er durfte mit sich zufrieden sein. Ihr würdet schließlich noch ein paar Tage Zeit bleiben, sich etwas anderes zu suchen. Ein Dach über dem Kopf zu finden sollte für sie kein übermäßiges Problem sein, so übel sah sie nun auch wieder nicht aus Obwohl er eigentlich nie richtig scharf auf sie gewesen war – sie hatte ihn nie um den Verstand gebracht, dazu erinnerte sie ihn zu sehr an seine ungeliebte Schwester. Er konnte die eine wie die andere nicht ausstehen, und zumindest im Fall seiner Schwester beruhte das auf Gegenseitigkeit, was die Sache erheblich erleichterte: Man mußte sich keinen Zwang antun. – Margone war ein Niednagel. Sie war ein Notbehelf gewesen, Essig, weil kein Wein zu haben gewesen war. Und jetzt kam der süße Most.

Er verscheuchte die häßlichen Gesichter und zog sein Kopfkissen an die Brust, umarmte es fest und schmiegte sein Gesicht in den frischgewaschenen, angenehm riechenden Stoff, der sich auf seiner Haut kühl anfühlte. Er schloß die Augen und hielt Paloma in den Armen, Paloma-mit-dem-kühlen-Gesicht, Paloma-mit-den-Erdbeerwangen, Paloma-mit-dem-schimmernden-Haar. Paloma, die genau die richtige Größe zum Umarmen hatte, Bauch an weichen Bauch und Brust an warme Brüste, ihr schönes Hinterteil dabei mit beiden Händen zu halten, oder besser eine Hand frei für ihren vollen Busen. In die Augen konnte er ihr dabei sehen, um die sich ein paar Falten versammelt hatten seit dem allerersten Mal, die aber immer noch Palomas Taubenaugen waren. Sein Herzensmädchen, so ..., so ..., ach ... Paloma.

Paloma.

Währenddessen, auf der anderen Seite des Bettes und gleichsam in einer anderen Welt, bemühte sich Margone, möglichst lautlos zu schluchzen.

*

Mit Träumen ist es seltsam: Man vergißt sie sofort, sobald man das Bewußtsein, die Sprache und das Erinnerungsvermögen wiedererlangt hat, welche dem Wachzustand allein vorbehalten sind. Vom Traum bleibt nichts als ein flüchtiger Nachgeschmack zurück – nein, noch weniger: eine Erinnerung wie an einen Geruch. Man weiß nicht, was es eigentlich war, bis einem ein äußerer Umstand die nächtliche Wahrnehmung wieder vor Augen ruft.

Es sei denn, man hat das Glück, vor ihrem Ende aufzuwachen, das heißt: genügend wach zu werden, so daß man sie gerade eben noch beim Schwanz packen und festhalten kann (wenn sie den dann nicht, darin den Eidechsen gleich, abwerfen und doch noch entwischen). Und wenn man sich so erinnern kann, dann sind die Bilder manchmal so räumlich und so greifbar in ihren Farben wie ein altes flämisches Gemälde, in das man hineingehen zu können glaubt. Dann wieder träumt man nur dunkle Schemen und undeutliche Gesichter, die niemandem gehören, den man im wachen Leben kennt – und dennoch vermittelt das Gesehene einen überwältigenden, noch lange nachhallenden Eindruck, den man nicht einmal mit Worten zu schildern wüßte. Den ganzen Tag über folgt es einem wie ein Schatten.

Am Morgen war Margone wie in Trance umhergegangen und bei allen Dingen nur halb bei der Sache gewesen. Sie war in einem Traum befangen, auf den sie sich beim besten Willen nicht besinnen konnte (kein Wunder, mit dem Willen war da nichts zu wollen). Sie hatte im Spülbecken in der Küche ein

Hemd ausgewaschen und auf der Hinterveranda zum Trocknen aufgehängt, sie hatte die Fußböden im Erdgeschoß und die Treppe feucht gewischt. Sie hatte im Supermarkt eingekauft. Sie hatte aufgeräumt, so gut sie es in der fremden Wohnung verstand. Alles dies hatte sie getan, und zwar mit Freude; denn sie kannte keinen anderen Weg, ihrer Liebe Ausdruck zu verleihen als den, sich mit Liebenswürdigkeit anzudienen. Sie hatte aber auch ihren vertrockneten Rosenstrauß in den Müll geworfen, weil sie nicht mehr an den Tag denken wollte, an dem sie in strömendem Regen in den dürftig ausgestatteten Blumenladen gelaufen war (was schenkten die Menschen einander hier??) und Ally den Strauß überreicht hatte, und an Allys verzogenes Gesicht, als er sein Geburtstagsgeschenk widerstrebend entgegengenommen hatte. In einer Ecke, in der sie kaum beachtet worden waren und keinem Freude gemacht hatten, waren die Blumen nach zwei Tagen verdorrt.

Irgendwann, ohne äußeren Anlaß oder ersichtlichen Grund, hatte Ally aufgehört, mit ihr zu sprechen; eine für Margone nicht nachvollziehbare Verwandlung, die sich ihr niemals erklären sollte. Sie erkannte sie zwar im Lauf der Zeit, nach einigem Kopfzerbrechen und Rätselraten, und fand sich damit ab, und mehr war weder möglich noch nötig. Aber den entscheidenden Schritt konnte sie zu ihrem Schaden nicht vollziehen – zu erkennen, daß es beileibe nicht ihre Wahrnehmung war, die verzerrt war, und daß es in diesem Spiel nur eine einzige Regel gab, der alles andere unterworfen war: Margone machte es alles falsch.

Das Kleid hatte ganz hinten im Laden gehangen, es hatte die Farbe eines flammenden Vogels gehabt und geknistert wie Feuerzungen. Und es war von über siebzehnhundert auf achtundneunzig Mark herabgesetzt gewesen, aus keinem ersichtlichen Grund. Margone maß das Kleid von oben bis unten und dachte an die ein oder zwei Gelegenheiten in ihrem Leben, zu denen es die passende Garderobe wäre. Dann nahm sie den Bügel vom Haken und verschwand in der Kabine.

Von Anfang an hatte Ally ihr zu verstehen gegeben, wie ungern er im Grunde genommen seine freie Zeit mit ihr verbrachte, d.h. wenn der Zeitvertreib in nichts 'Sinnvollerem' bestand, als mit ihr spazierenzugehen oder gemeinsam einen Ausflug zu machen, eine Sehenswürdigkeit anzuschauen. Er hatte nichts dagegen, sie mitzunehmen, wenn er unterwegs war, aber dann war er beschäftigt und es blieb keine Zeit für die Gemeinsamkeit, nach der Margone sich sehnte. Womit sie ihn zu freuen gehofft hatte – sich Zeit für ihn und sich, für sie beide, zu nehmen – belästigte sie ihn in Wirklichkeit; und was ihr tagelang im Voraus Freude bereitete, ihr das Gefühl von Teilhabe, Erlebnis und Befriedigung gab, erschien ihm als die sinnloseste Zeitverschwendung. Es schmeichelte ihr, wenn er einen halben Tag für sie allein erübrigte – ihr freundschaftlich gemeintes Angebot dagegen wertete er als Versuch, ihn einzuengen; es beschwerte ihn wie eiserne Ketten. Dabei war es ihr Glaube, es würde ihn freuen, wenn die (vermeintlich?) geliebte Frau ihm ihre Zeit und Aufmerksamkeit schenke.

Das Kleid – besser: die Robe – hatte einen runden Ausschnitt mit einer locker fallenden Passe, die wie eine Stola um die Schultern lag und die angeschnittenen Ärmel ersetzte. Auf dem Vorderteil waren Ton-in-Ton-Stickereien angebracht, und der gefältelt angesetzte Rock schwang sich in einer langen Wellenlinie um das Becken seiner Trägerin, deren Hüften er dadurch betonte. Er reichte bis zur Wade. (Du bist wie der Sonnenuntergang über der Küste von Maryland.)

Ein Irrglaube, wie sie einsehen mußte. Kein Vorschlag war ihm gut genug, nichts fand Gnade vor seinen Augen, und er entmutigte sie durch Ablehnung, die er mit gnadenlos deutlichen Worten oder Mienen äußerte, bis Margones Begeisterung zu gedämpft war und sie das bißchen, was noch davon übrig geblieben war, von sich aus unterdrückte, um sich nicht immer wieder aufs Neue seiner Zurückweisung auszusetzen. Nichts war bedeutsam oder amüsanter genug, als daß sie es ihm mitteilen konnte, alles wurde von einem monströsen Warum verdrängt, das sich mit riesenhaften, messerscharfen Rotorklingen unaufhörlich in ihrem Kopf drehte.

(Apropos: Die winzigen weißen Pünktchen wie Hagelzucker – es waren Eisberge. Das Flugzeug in der Warteschleife liegt immer schräg: Mal neigt es dich nach innen und zeigt dir das Wasser, das Land, mal schwingt es dich weit nach außen fort, wie ein Kettenkarussell hoch übers Kirchendach, und alles ist Himmel, feuerrot und lodernnd. Klatschmohn in Noldes Garten.)

Wenn sie Ally gezielt ansprach, um zusammen mit ihm mehr Klarheit über die Verwirrung zu gewinnen, in der sie sich befand, leugnete er zuerst alles, was sie aufführte, stellte dann ihre Wahrnehmung in Frage und erklärte ihr schließlich, all dies sei nicht von größerer Bedeutung, passe ihm im Grunde recht gut und scheine ihm im übrigen recht erträglich. Wenn Margone beharrte und weiterfragte, ob sie, ohne es zu wissen oder zu merken, einen Fehler gemacht habe, nannte er sie erst hysterisch, dann depressiv und meinte, sie nehme alles viel zu wichtig. Es fiel Margone aber schwer, das nicht wichtig zu nehmen, was sie von ihrem ersten wachen Moment am Morgen bis nachts in den Schlaf hinein begleitete und beschäftigte. Nach einer Weile, als sie Ally nicht mehr als Freund, sondern als eine Art Gegner zu sehen begann, bemühte sie sich, sich nichts anmerken zu lassen. Sie war wie gelähmt und konnte nur sarkastisch antworten; zu Wärme war sie nicht mehr imstande.

(Zuerst hatte sie noch gedacht, wie soll Fliegen schöner sein können? Aber in dem Moment, als das Flugzeug beschleunigte und sie es förmlich vor sich sah, einen großen, mit vorgestrecktem Hals rennenden Albatros, als sie sich von einer Kraft in ihren Sitz gepreßt fühlte, da hielt sie es für immerhin denkbar. Im nächsten Moment richtete der Vogel sich auf und riß alles in seinem Inneren mit sich fort in die Höhe, entwand Margone ihrer irdischen Schwere, der Erdanziehung, und sie jauchzte innerlich vor Entzücken und maßlosem Hingerissensein, vor schierer Lebenslust. Wie konnten sie alle nur so eisig und routiniert vor sich hinschweigen? Sich in den Mittelgang verziehen, Zeitschriften durchblättern, Kopfhörer aufsetzen? Wollten sie denn nicht fliegen? Wollten sie denn nicht die Autobahn sehen, auf der sie vor einer guten Stunde zum Flughafen gefahren waren, nicht das Haus ihrer Eltern, das gesichtslose Kindheitskaff, den Badensee? Wie eine Luftaufnahme, die Felder, die Weiden und Äcker, den Fluß, so klein, so winzig und unwiederbringlich fern ... fort?)

Diese Gespräche – es waren drei oder vier Anläufe, zu denen Margone sich hinreißen ließ, weil sie fand, ein klärendes Gespräch sei das Selbstverständliche, das Nächstliegende, das Normale – hatten nur die eine Folge, daß Margone mit der Zeit ganz verstummte, weil sie nichts mehr zuwege brachte, was weder Selbstbezeichnung noch Vorwurf an Ally war. Und sie festigten Allys Überdruß, der hartnäckig behauptete, nicht zu wissen, wovon sie rede.

Du bist wunderwunderschön. Die Schönste unter den Schönen bist du. Aber ich bin nicht die, die dich tragen soll. Ich bin nicht deiner würdig. An mir siehst du aus wie eine Plane aus knallrotem Plastik, eine Propellerschleife aus Knautschlack. Du gehörst zu einer ganz anderen Frau, als ich es bin ... einer mit vollere Leib, einer Rubensschönheit mit dralleren Formen. Einer mit wogendem Dekolleté, Marke Primadonna. Dieser Ausschnitt ist lächerlich, wenn er nicht angemessen ausgefüllt wird. Füllige, runde Arme sollen unter dem Kragen hervorsehen, von denen Männer mit einer Vorliebe fürs Mollige sich umfassen lassen möchten; volle, wohlgeformte Hände im Schoß dieses Kleides ruhen, mit goldenen Armbändern und Ringen beschwert. Runde, feste Schultern gehören da hinein, ein nicht zu langer Hals und ein volles, apartes Gesicht. Ein Callas-Gesicht aus getuschten Wimpern, gebogener Adlernase, einem Magnanimund für alle fünf Sinne. Mit aufgestecktem Rabenfedernhaar wie einem Schlangennest und rubinbesetzten Girandolen, die bis auf die Schultern baumeln.

Er schlief nicht mehr im selben Bett wie sie, er faßte sie gar nicht mehr an; er sagte Hallo, wenn sie kam, und Tschau, wenn sie ging, und dazwischen nichts von Belang. Margone gewöhnte sich ab, ihm in die Augen zu sehen, ohne zu wissen, warum; ihr schien einfach, daß sie es nicht könnte. Sie wollte unsichtbar sein, nichtexistent. Ihr Selbstvertrauen, dem jegliche Zufuhr entzogen war, schwand zusehends dahin; sie fand, daß sie nichts konnte, was Ally bewundert oder sogar gemocht hätte, sie konnte ihn nicht mehr hinreißen. Sie war eine Plage für ihn. Wenn sie weinen mußte, tat sie es heimlich; sie dachte, Männer könnten heulende Frauen auf den Tod nicht ausstehen, traurige Frauen. Sie dachte, Ally hasse sie, und begann schließlich, sich selbst zu hassen.

Tja. Du hast es, oder du hast's nicht. Du willst alles. Aber du kannst es nicht bekommen.

Als sie ihm eines Tages mitteilte, sie werde am Nachmittag abreisen, war Ally gerade im Begriff, zur Tür hinauszugehen. Sie sagte es ihm, weil sie bei seiner Rückkehr nicht mehr da sein wollte, um keinen Preis. Er nickte kurz mit dem Kopf, ohne eine Miene zu verziehen, und sagte:

„Okay.“ und, als erschiene ihm dies angesichts der Umstände doch als zu knapp, „Tschau.“ – als habe sie ihm lediglich gesagt, sie wolle zum Einkaufen in den Supermarkt um ein paar Ecken gehen. Er ging zur Tür hinaus und war verschwunden.

Weil sie vor Verwirrung und Auflösung die Überlandbusverbindung nicht herausfinden konnte, fuhr Margone schließlich mit dem Taxi in die Stadt zurück. Das kostete sie ein Vielfaches des Fahrpreises, den der Bus gekostet hätte, und war sehr bequem. Vor Allys Heimkehr das Haus zu verlassen, hätte Margone sich notfalls ihre gesamte Barschaft kosten lassen. Auf gar keinen Fall wollte sie ihm noch einmal unter die Augen kommen, und in der Tat stellte sich heraus, daß ein banaler Abschied ihr endgültiges Lebewohl gewesen war. Sie sahen sich danach nie wieder.

Jetzt lagen die Einkäufe auf dem Küchentisch. Durch die weit geöffnete Hintertür fiel Licht über den weißgekachelten Küchenfußboden und machte ihn blendend hell. Ab und zu steckte eine der Nachbarskatzen ihren Kopf neugierig durch ein Loch im Fliegendraht, aber Margone verscheuchte sie jedesmal: Sch! Sch! Hier gibt es nichts für dich! Doch weil die Sonne bald schon sengendheiß in den kleinen, windgeschützten Hof herunterbrannte, dessen hellgestrichene Holzwände das Licht reflektierten und nur noch verstärkten, füllte sie nach einer Weile doch den Trinknapf von Allys eigener Katze mit frischem

Leitungswasser und stellte ihn hinaus auf die Veranda. Im Nu waren drei schwarzweiß gefleckte Katzen zur Stelle, die sich einträchtig um den Napf scharten und begierig, aber völlig geräuschlos daraus zu trinken begannen. Sie sehen aus wie aus Kuhfell gemacht, oder zumindest: damit bezogen, dachte Margone, die ihnen von ihrem Platz am Küchentisch aus beim Trinken zusah; ob sie alle aus demselben Wurf sind?

Und da kam der Traum wieder. Ein Fisch, der sich in den Tiefen seines schlammigen, trüben Tümpels vor ihren Blicken verborgen gehalten hatte, aus Launigkeit, weil die Zeit noch nicht reif gewesen war, stieg er jetzt plötzlich zur Oberfläche des Wassers auf. Margone, die den ganzen Tag bis eben geduldig gewartet hatte, verhielt sich nun still und regungslos und bemühte sich, nichts anderes in ihre Gedanken eindringen zu lassen. Sie behielt den Fisch im Auge, aber ohne zu starren, denn das hätte ihn vertrieben. Ihrem allzu festen Zugriff wäre das rutschige Ding sofort, mit einem Schlag seines kräftigen Schwanzes, entschlüpft.

wir sind an einem dunklen ort hintereinander hergegangen, aber ich bin stehengeblieben. der andere vor mir dreht sich halb zu mir um, ohne ein wort zu sagen, und es ist Nick. sein blick ist fragend und vorwurfsvoll, weswegen? seltsam, ihn habe ich schon so lange nicht mehr gesehen, wir waren nicht lange richtig miteinander befreundet, warum also gerade er? aber ich weiß genau, er wird ohne mich weitergehen, und schon packt mich die kalte angst. geh nicht fort bitte, bleib hier. bleib doch bitte hier; bleib bei mir. geh nicht weg ... bitte geh du doch nun nicht auch noch weg. ich will doch gar nichts von dir, ich will dich doch gar nicht festnageln. alles, was ich möchte, ist doch nur, daß ich nicht immer diese würgende angst haben muß, daß du aus meinem leben verschwindest.

und natürlich geht Nick weg.

Draußen hat etwas die drei Katzen aufgeschreckt. Als habe jemand einen unsichtbaren Stein nach ihnen geworfen, stoben sie auseinander wie Frösche, die ins Wasser springen, daß es nur so spritzt. Sie verkrochen sich in dem üppigen Blattwerk, das entlang der Hauswände wucherte, eine jede in einem anderen Winkel des Hofes, als wollten sie ihren Peiniger absichtlich täuschen und in die Irre führen.

Als es nichts mehr zu tun und nichts mehr zu sehen gab, ging Margone langsam die Treppe hinauf, trotz der frühen Tageszeit müde von nichts Bestimmtem. Die Wedel der Weiden im Hof wurden von einem warmen, feuchten Wind gezaust.

Seltsam, spann sie den Faden in Gedanken weiter, daß es so wenig bedeutet. Die Worte gingen ihr durch den Kopf wie jemand, der in einer leeren Wohnung ein letztes Mal langsam alle Zimmer abschreitet. Es ist eine besonders verbreitete Form der Geisteskrankheit. Was es von anderen Krankheiten unterscheidet, ist, daß man meint, es müsse den anderen auch berühren, verändern, verwandeln. Auf eine Art. Ich verstehe überhaupt nichts davon. Mir kommt es vor wie Lieblosigkeit und Dummheit, und dabei ist es vermutlich nichts als Menschlichkeit. Wie töricht ich war ... ich träumte die ganze Zeit, ich sei am Leben.

Sie öffnete das Fenster. Die Vorhänge bewegten sich im aufkommenden Abendwind. Margone sog die weiche Luft ein. Eine Weile lange musterte sie gedankenverloren ihre Handflächen. Dann rieb sie ihre Vorderbeine aneinander, wurde mimimi eine blauschwarz schillernde Fliege und flog, endgültig von allen guten Geistern verlassen, zum Fenster hinaus.

Es ließ sich meistens vermeiden

Es war die Sorte Gegend, in der ich privat so gut wie nie zu tun habe; meine Freunde sind alle kleine Betrüger. Es war die Sorte Haus, die man von der Straße her vor lauter Bäumen und Gesträuch nicht sehen kann und dessen Bewohner ihre Namen auch nicht jedem Vorbeilaufenden gleich auf einem Schild am Eingang verraten. Wer sie kennt, weiß, wo sie wohnen, und wer sie nicht kennt, von dem lassen sie sich auch nicht gerne aufstöbern.

Ich stand vor einer Einfahrt, die mit einem zweiflügeligen, oben in einem Spitzbogen zulaufenden Tor aus Bronzeguß verschlossen war, das sehr kunstvoll den Eindruck erweckte, es sei aus echten Ästen und Zweigen geflochten. Es war ein hübsches Tor. Es gefiel mir ausnehmend gut. Ich klingelte, und als ich mein Sprüchlein mit der Einladung richtig aufgesagt hatte, hatte es auch tatsächlich ein Einsehen und machte brav Sesam-öffne-dich.

Der Türsteher des Hauses war gerieben genug; er spürte genau, daß etwas nicht so war, wie es hätte sein sollen.

„Dr. Bertram?“ fragte er im Ton des allerwachsten Mißtrauens, meine Karte ausgiebig beführend. Er hatte Augen wie Hannibal Lecter. Ich nickte indigniert und pflückte ihm die Einladung meinerseits mit spitzen Fingern aus den Händen.

„Allerdings. Wenn Sie nichts dagegen haben. – Die Garderobe?“

Da sein Chef nicht in Sicht war, ließ er mich wohl oder übel ein. An der Garderobe gab ich bei einer älteren Schwester des Palladiumgirls meinen Mantel ab und ging dann ein paar Stufen ins eigentliche Foyer des Hauses hinunter.

Dieses Foyer war ein atriumartiges Geviert, das auf allen Seiten von mehrstöckigen, rundumlaufenden Galerien umgeben war. In der Mitte plätscherte ein illuminiertes Springbrunnen indifferent vor sich hin. Wände und Pfeiler, Geländer und Türen waren reinweiß, allein bei dem Fußboden war der Innenarchitekt einem Exzess von Verspieltheit erlegen, einem wahren Farbenrausch: Die weißen Marmorplatten waren graueädert. Über der ganzen kalten Pracht ragte ein pyramidenförmiges Dach aus Stahl und Glas in den Himmel. Alles in allem erinnerte dieser überdimensionierte Windfang an die Eingangshalle eines Versicherungsgebäudes. Mit einer menschlichen Behausung hatte er jedenfalls keinerlei Ähnlichkeit mehr.

Vom Tablett eines befrackten Mietkellners nahm ich einen naturtrüben Apfelsaft in einem großen Glas, das mir eine Weile Deckung gewähren würde. Das Büfett konnte ich auf den ersten Blick nicht ausmachen; wahrscheinlich aber befand es sich hinter einer raumteilenden Konstruktion aus Chromstangen und Plexiglasröhren in jenem Raum, aus dem den Gästen gepflegte Ambientklänge entgegenplätscherten. Es war solche Musik, wie man sie auch in teureren Boutiquen zu hören bekommt, und ich fragte mich, was hier wohl zum Verkauf feilgeboten würde.

Ich suchte und fand eine Säule, an der ich unbehelligt lehnen konnte, und fing an, die anwesenden Leute in Ruhe zu betrachten. Zuerst fielen mir wie immer die Frauen auf, eine ausgesuchte Kollektion von Pjassawas besten Stücken; an ihren Kleidern und ihrem Make-up konnte man ablesen, welcher Teil ihres

Körpers zuletzt beschnitten worden war. Eine Handvoll blutjunger Partygirls, die nur aus Augen und Gekicher zu bestehen schienen und zu allem Ja sagten. Drei oder vier Transvestiten; genau ließ sich das nicht sagen, zumal die meisten Frauen extrem schlank und knochig waren, so, als wären sie lieber Männer gewesen, die sich wie Frauen kleiden.

Einige ältere Frauen machten von den Vorrechten ihres Alters Gebrauch, aber teurer, klunkerhafter Schmuck und reichlich aufgelegte Schminke konnten über ihre verlebten Gesichter nicht mit derselben Nonchalance hinwegtäuschen, die bei ihren männlichen Altersgenossen zu beobachten war, die sich mit solcher Maskerade keine Mühe mehr gaben und Tränensäcke und Zornesadern unbekümmert zur Schau trugen. Ich hatte kein Mitleid mit ihnen; sie waren nur alt, nicht arm. Eines von beidem ließ sich immer noch aushalten. Und alles in allem hatten sie bekommen, was sie verdienten.

Zwei Frauen stachen mir ins Auge. Die eine mußte die Gastgeberin sein, ihrer Geschäftigkeit und der Tatsache nach zu urteilen, daß sie laufend Leute miteinander bekanntmachte und keinen Augenblick jene Verlorenheit ausstrahlte, wie sie die meisten Menschen auf Stehparties dieser Größe zeigen, wenn sie sich einen Moment lang unbeobachtet fühlen. Ich wußte von ihr, daß sie Irina hieß und Mitte Fünfzig war. Sie bewegte sich mit einer Grazie, die sie jenseits der Partymädchen und der Transvestiten rückte; nie hatte ihr Mann sich an ihr versuchen dürfen, sie hatte sich ganz und gar selbst gemacht. Ich meinte mich zu erinnern, Bertram hätte mir erzählt, sie sei Primaballerina beim Bolschoi gewesen, aber ich konnte mich auch irren. Gleichwohl hätte sie gut für die Rolle gepaßt; zack, kerzengerade, biegsam, ein ausgehungertes Gesicht mit tief hineingebrannten Augen.

Die andere trug einen Hut, der viel zu groß aussah und zerkratscht, verbeult. Trotzdem schien er nicht zu rutschen, oder jedenfalls sah ich nie, wie sie ihn zurückschob. Sie fotografierte. Sie hatte schwarze Haare, die sich auf ihren Schultern hochbogen und bei jeder Bewegung wippten wie ein nachhallendes Echo. Auf der rechten Seite ihres Gesichts sah eine schlohweiße Strähne unter dem Hut hervor, vielleicht zwei Finger breit. Einmal drehte sie sich unvermittelt um und sah mich quer durch den dichtbevölkerten Raum an, wobei sie lächelte und gleichzeitig die Lippen schürzte, die Nase kraus zog, als wolle sie zu mir sagen: Noch nie eine Frau gesehen?! – Allerdings starrte ich sie an, als hätte ich nicht.

Ich schlenderte eine Weile mit gespitzten Ohren durch die Zimmer, aber alles, was ich hörte, war das übliche hohle Partygeschwätz über kommunale Korruptionsskandale und – neiderfüllt – über Leute, die es verstanden hatten, besonders groß abzuräumen. Einbruch- und diebstahlsichere Luxuslimousinen, lukrative Anlageobjekte, lauter Dinge, die meinen kleinen Finger nicht interessierten. Leeres Gelächter über Witze, die keinen hätten täuschen dürfen. Ich fand endlich das Büfett, eine handfeste Insel der Nahrunghaftigkeit in einem Meer aus lauter Halbheiten und großmäuligen Versprechungen, und aß etwas. Ich sah den alten Platter samt Tochter, die sich hier sichtlich zuhause fühlten, was mich mittlerweile auch schon nicht mehr verwunderte.

Ich kam bald zu dem Schluß, hier nicht mehr viel herausholen zu können. Zum Gehen konnte ich mich aber dennoch nicht gleich entschließen. So sah ich mir eher halbherzig die Bilder an den Wänden an. Immerhin war es der erklärte Anlaß der Soirée, einem handverlesenen Publikum die Arbeiten einer jungen Künstlerin vorzustellen, die am nächsten Wochenende ihre erste eigene Ausstellung eröffnen würde, unter

der Protektion des kunstbegeisterten Pjassawa und seiner Stiftung, versteht sich. Das Ganze roch außerordentlich streng nach Yorikke, und meine restliche Hoffnung bestand darin, die Dame zu sprechen und auf diese Weise an sie und ihre Adresse heranzukommen. Im unwahrscheinlichen Idealfall würde meine Charme ein Übriges bewirken.

Was dort hing, waren vergrößerte Abzüge von Fotografien moderner Meister, meistens Porträtaufnahmen: Weber, Ritts, Mapplethorpe, Leibovitz. Mein Herz zog sich zusammen, als ich darunter eine Aufnahme aus einer Monographie über Diane Arbus wiedererkannte, die ich Paloma zu ihrem zwanzigsten Geburtstag geschenkt hatte, irgendwann vor circa tausend Jahren.

Ich schlenderte weiter in den eigentlichen Ausstellungsraum, blieb aber schon nach wenigen Schritten wie angewurzelt vor einem Bild stehen. Es zeigte auch zwei Menschen, schien aber auf hintergründige Weise noch etwas anderes zu bedeuten, als es abbildete: ein Mädchen, sehr jung noch, fünfzehn vielleicht, so schön und so ausdruckslos, wie es nur ein sehr junger Mensch sein kann, ein unbeschriebenes Blatt. Sie saß auf einem Stuhl, ohne sich anzulehnen, die Hände in den Schoß gebettet, als gehörten sie nicht eigentlich zu ihr. Sie hatte Jeans an und trug ein dünnes, ärmelloses Hemd, das vielleicht durchsichtig gewesen wäre, wäre die Fotografie nur etwas weniger grobkörnig gewesen. Hinter ihr, im Halbdunkel – das Licht war auf sie gerichtet, ihr friedvoll-leeres Gesicht und ihren Oberkörper – stand, mehr zu erahnen als deutlich zu erkennen, ein alter Mann, klapperdür und mit einem zahnlückigen Grinsen in seinem Stoppelbartgesicht, mehr Gnom als Mensch, ein häßlicher Kobold beinahe. Er beugte sich leicht vor, oder stand gebückt, aber er hatte die Hände auf die Rückenlehne des Stuhles gestützt, und schien Anspruch auf das Mädchen erheben zu wollen. So, als wolle er dem Betrachter damit sagen: Sie gehört doch zu mir; als fordere er ein Recht ein, worauf auch immer. Mich fröstelte. Ich mochte das Bild nicht.

„Es heißt ‘Der Tod und das Mädchen’.“ sagte eine kratzende Stimme hinter meinem Rücken. „Gefällt es Ihnen?“

Ich sah zuerst das Mädchen mit dem zerkrantschten Hut, aber der gesprochen hatte, war ein großgewachsener Mann. Er hatte ein griechisches Tankerkönigsgesicht, und sein stahlgraues Haar stand zu beiden Seiten seines gelichteten Scheitels in die Höhe. Ich dachte eine Sekunde lang an die Hörnchen, die wir uns als Kinder beim Haarewaschen mit Seifenschaum gemacht hatten. Die beiden kamen auf mich zu. Ich hatte Irina Pjassawa den Tankerkönig bei seinem Vornamen – Ivor – rufen gehört und wußte, wer er war; ein Vorsprung, den er, wenn schon nicht wettmachte, so doch mit Leichtigkeit überspielte.

„Ich fürchte, ich habe heute abend noch nicht für alle meine Gäste genügend Zeit gefunden.“ sagte er zu mir mit einem Blick, der allen Zweifel daran ließ, ob er meine Person seiner Zeit für wert hielt oder nicht. Aber er streckte mir seine Hand entgegen. Sein Griff war energisch und fest. Das gefiel mir; Freund oder Feind, ich konnte Leute nicht ausstehen, die einem zum Händeschütteln ein welches Salatblatt hinhielten.

„Bertram“, antwortete ich lächelnd, „Dr. Hermann Bertram.“

„Freut mich, daß Sie kommen konnten.“ In seinem Gesicht war deutlich zu sehen, daß er keine Ahnung hatte, wer Bertram wäre, oder noch besser: wer ich war. Genau wie Platters hatte er zu sehr auf die Exklusivität seiner geladenen Gesellschaft – oder die Unbestechlichkeit seines Personals – vertraut. Was

alles in allem aufs Gleiche hinauslief. Ich konnte mir ein kleinwinziges Triumphgefühl nicht ganz verkneifen und grinste inwendig von einem Ohr zum anderen.

„Darf ich Sie mit der jungen Dame bekannt machen, deren Werk Sie hier vor sich sehen und das Sie eben schon so aufmerksam betrachtet haben ... Yuki Mizoguchi ... Yuki, Dr. Bertram, ein Zunftgenosse von mir.“ Er grinste falsch. Wir gaben uns die Hände. Yukis Finger waren weich und ohne jegliche Wärme.

Wir standen eine Weile beieinander, wobei Pjassawa mit selbstverliebttem Geschwätz den Großteil der Konversation bestritt, vor allem über die Ausstellung von Yukis Bildern, die er, als Mann mit bedeutenden Beziehungen, so maßgeblich gefördert hatte. Er redete daher, ich nickte sporadisch, machte höfliche Bemerkungen, die sich im Sande verliefen. Yuki spielte mit ihrer Kamera. Sie wirkte abwesend, der anmaßenden Reden ihres Gönners nicht gewahr. Nach ein paar Minuten empfahl sich der Doktor und hinkte davon, neuen Taten entgegen, die seinen Ruhm zweifelsohne vermehren würden. Er schien einen Klumpfuß zu haben, denn er ging sichtlich mit Mühe, in übergroßen, orthopädischen Schuhen.

Kaum war er fort, machte Yuki ein Bild von mir, bevor ich auch nur ein Wort zu ihr hatte sagen können. Sie schien die ganze Zeit nur darauf gewartet zu haben.

„Gefällt Ihnen das Bild?“ fragte sie und zeigte auf das Mädchen und den Greis über unseren Köpfen. Sie hatte einen reizvollen Akzent.

Ich nickte. „Etwas depressiv vielleicht, für meinen Geschmack. Machen Sie nicht noch andere Sachen, in Farbe, Stilleben, Landschaften und sowas?“ Ich kam mir vor wie der ausgemachte Idiot, der ich war.

„Ach nein“, sagte sie. Sie lachte leichthin. Sie verwirrte mich und ich hatte Angst, ihr direkt in die Augen zu sehen. Sie hatte für eine Asiatin ungewöhnlich kräftige, schön geschwungene Augenbrauen, aber ihre Pupillen waren klein und starr wie bei einem Reptil. In ihrer Miene spiegelte sich keinerlei Regung wider.

Wir sprachen danach nicht mehr viel, aber sie gab mir ihre Karte, ein Stück schwarzen Karton mit weißer, kreidiger Schrift.

„Besuchen Sie mich“, sagte sie mit einem dringenden Ton in der Stimme. „Aber kommen Sie bald. Wenn die Ausstellung eröffnet ist, habe ich keine Zeit mehr.“ Ich nickte, ohne mir von ihrer Aufforderung oder sogar einem Besuch allzuviel zu versprechen.

Ich brauchte den ganzen Nachhauseweg, bis mir aufging, was mir an Yuki so aufgefallen war, und an ihrem Modell: Beide hatten auf der Innenseite des linken Unterarms eine Tätowierung gehabt, verwischt und weichgezeichnet das Modell, aber klar und deutlich die Fotografin, parallele, gleich lange Linien verschiedener Stärke, Strich bei Strich.

*

Bereits seit einigen Tagen war mir auf jedem Gang aus dem Haus ein himmelblauer Buckelvolvo mit Weißwandreifen gefolgt. Ich wußte, wem dieser leinwandtaugliche Schlitten gehörte: Petra Platter. Sie

hatte diesbezüglich einen kleinen Tick. Ihr anderer Tick war ich, und so war ich nur mäßig überrascht, den blauen Volvo eines arglosen Morgens vorm Büro geparkt zu sehen.

Ich öffnete die Tür zum Büro, als Yvonne gerade letzte Hand an ihre frischlackierten Fingernägel legte. Sie pfiff leise durch die Zähne vor sich hin. Als ich meinen Mantel an den Kleiderständer hängte, fragte sie beiläufig, ihre Hände mit gespreizten Fingern schwenkend:

„Irgendwas Neues, Nick?“

Das wollt ich dich gerade fragen, dachte ich, sagte aber, um meine Assistentin etwas aufzuziehen:

„Ja, ich soll dir schöne Grüße von Gloria ausrichten.“

„Pfff“ Yvonne konnte Gloria nicht besonders leiden; es war der klassische Fall von Abneigung, die auf Gegenseitigkeit beruht.

Mein Blick verding sich in Yvones blutroten Nägeln. (Wer erledigte nur ihren Abwasch? Wahrscheinlich kannten emanzipierte Mädchen wie Yvonne das Problem überhaupt nicht, weil sie nur auswärts aßen. Und schließlich – wozu gab es so etwas wie Pizzataxis, die einem die Pizza in einem fettigen Karton ins Haus lieferten? Die Notwendigkeit so profaner Tätigkeiten wie dem Abwaschen mußte als eine der überkommenen Irrlehren erscheinen, die uns das Leben unnötig verkomplizieren, darin vergleichbar dem mittelalterlichen Aberglauben, Wäsche werde getrocknet, indem man sie auf einer Leine aufhänge. Wäsche trocknet im Wäschetrockner, das weiß jedes Kind. – Nichtsdestotrotz waren beide Irrtümer der Menschheit hartnäckig auch über die Schwelle zum kürzlich über uns hereingebrochenen neuen Jahrtausend gefolgt.) Aber die Farbe des Lackes gefiel mir nicht. Ich sagte es ihr.

„Warum nimmst du eigentlich nicht mehr diesen Perlmutterlack, der so im Dunkeln leuchtet? Ich dachte immer, Mark findet den auch so toll ...?“

Treffer und versenkt. „Erwähn bloß nie wieder diesen Namen in meiner Gegenwart. War auch nur so ein geiler alter Bock. Ist aus mit dem, vergiß es.“

Sie schien aber nicht sehr traurig zu sein, oder zumindest schwang in ihren Worten ein Ernst mit, als wolle sie mir eigentlich etwas ganz anderes sagen. Es tat mir leid für sie, aber gleichzeitig nahm ich hocheifrig zur Kenntnis, daß meine Tür nach wie vor angelehnt blieb.

„Was erwartest du von einem Mittfünfziger mit Bauch und Glatze? Wo er noch dazu nicht weiß, wohin mit seiner Kohle?! Der wäre doch schön blöd, Zuhause vor'm Videorekorder zu verschrumpeln, wenn er die süßesten Miezen mieten kann.“

„Jetzt mach aber mal ´nen Punkt“, holte Yvonne, die Augenbrauen drohend gerunzelt, zum Gegen-schlag aus; doch ich fiel ihr ins Wort. Setz dich, Yvonne-du-Schöne, dein Platz ist doch hier, wie oft muß ich es noch sagen?

„Warum nimmst du dir eigentlich nicht endlich mal einen knackigen Jungen, der dich anbetet, wie´s dir zusteht, und ... –“

„Weil knackige Jungs in aller Regel nur Geld für einmal Kino pro Woche haben, inklusive Pop-corn, wenn´s hoch kommt. Sie haben keine anständigen Autos – oder sie dealen. Plus, Jungs taugen nichts im Bett. Sind viel zu – ach, vergiß es. Neineinein. Hab ich vielleicht ´nen Mutterkomplex? Wenn mein Boß mich regelmäßig bezahlen würde, könnte ich davon gut leben, wie alle anderen Leute, die einer Ar-

beit nachgehen. Aber er kann ja nicht mal neue gebrauchte Büromöbel in diese Klitsche stellen, und ich rei mir jede Woche ein Paar Strümpfe an dem alten Sperrmüll hier kaputt“ Sie zeigte vorwurfsvoll auf eine offenbar besonders unfalltrchtige Stelle, die sie mit Leukoplast überklebt hatte. Miststck! Hätte es nicht gereicht zu sagen: Nick, ach übrigens, du schuldest mir noch das Gehalt vom vorigen Monat?

„Tja, Yvonne, was soll ich dir dazu sagen ... Arbeit schtzt vor Armut nicht. Das wissen alle anderen Leute, die nur einer Arbeit nachgehen. Du weißt, die Zeiten sind hart. Aber wenn du wie andere anständige Mädchen in Kneipen statt in Nachtclubs gehen würdest und vielleicht auch mal das Zocken sein lieest, könntest du schon bald auf sämtliche alte Knacker der Stadt pfeifen.“

„Jaja Nick, ich weiß ... die Erde ist eine Scheibe. – Ach übrigens, hast du das Auto nicht gesehen? Drinnen wartet jemand auf dich, aber sehnschtigst, fürchte ich.“

„Wer ist es? Kenne ich sie?“ alberte ich halbherzig herum, ohne mir großartige Hoffnungen zu machen. Einen echten Kunden hätte Yvonne mir brhwarm aufgetischt, statt unsere Zeit mit solchem – wenn auch ergtzlichem – Geplänkel zu verplempern.

„Ich glaub schon“, antwortete sie mit einem Spritzer Häme in der Stimme, sauer wie Limettensaft. „Petra Platter, als Dame verkleidet. Laß dich überraschen; ich hätte sie fast nicht erkannt.“

„Na immerhin“, sagte ich, weil ich es nicht lassen konnte, „endlich mal jemand, der nicht immer nur ans Geld denkt.“

„Hau ab, du ... – verschwinde!“ Ich sauste zur Tür meines Zimmers und riß sie unzeremonis auf.

Petra hatte sich in der Tat alle erdenkliche Mühe gegeben. Aber alles, was sie damit erreicht hatte, war ein weiterer Beweis für die alte Binsenweisheit, daß Mühe allein nichts nützt, wenn die Vorsehung gerade woanders hinsieht. Sie hatte ihre üppige Figur in ein Kostüm gezwängt, das vielleicht schick gewesen wäre, wenn es nur nicht gerade wie eine Wurstpelle gegessen hätte. Ich dachte an Yvonne, der alle Kleider standen – aber sie war früher Mannequin gewesen, mit oder ohne Kleider. Ich dachte an Gloria, bei der man nie genau wußte, ob sie mollig, rund oder einfach dick war. Aber bei ihr tat das nichts zur Sache.

Ich ließ mich hinter meinem Schreibtisch nieder. Von hier aus sah ich Petras sommersprossiges Gesicht, ihre dunkelblauen Augen (seit wann das? trug sie neuerdings gefrkte Kontaktlinsen?), ihr wogendes Dekolleté und die vogelfrmige Brosche aus schwarzem Glas am Aufschlag ihrer andeutungsweise taillierten Kostmjacke.

„Sie waren auf Dr. Pjassawas Empfang, Nick ... ?“

„Wenn Sie´s schon wissen, wieso fragen Sie mich dann?“ Ich begann, meinen Klammeraffen nachzuladen. Er war zwar kaputt, und ich benutzte immer den auf Yvannes Schreibtisch, aber meine Hände wollten sich bewegen.

„Die Frage ist, wie sich jemand wie Sie überhaupt Zutritt zu so einer Veranstaltung verschaffen kann? Sicher nicht auf dem regulären Weg, sprich: mit einer Einladung.“ Ihre Stimme war ruhig, aber das Messer war gezückt.

„Berufsgeheimnis, meine Liebe. Sie als Angestellte einer Auskunftstei sollten es eigentlich nicht nötig haben, so plump zu fragen. Stimmt´s oder hab ich recht?“

„Ihre Anspielungen können Sie sich schenken, Nick, die helfen Ihnen hier nicht weiter. Es bleibt dabei, daß Sie sich in Angelegenheiten einmischen, die Sie nichts angehen. Sie haben keinen Auftrag.“ Das Messer lag offen auf dem Tisch zwischen uns. Seine Klinge glänzte außerordentlich häßlich im Licht des späten Vormittags. Blutvergießen war meine Sache nicht, aber soviel wußte ich, daß es im Falle eines Falles dazu nicht meiner Einwilligung bedurfte.

Befriedigt, den Anlaß ihres Besuches so aufgedeckt zu haben, lehnte Petra sich entspannt zurück. Der Stuhl ächzte. Sie gefiel sich zu gut in ihrer Rolle, und schob kokett lächelnd nach:

„Oder?“ In diesem Moment hätte man ihre falschen Wimpern klappern hören können – aber draußen brauste gerade der Viertel-nach-Bus vorbei.

„Was Sie nicht sagen.“ Ich stellte den Klammeraffen zurück an seinen Platz und verschränkte die Hände in bester Vorgesetztenmanier vor mir auf dem Tisch. Dann sah ich Petra wieder an. Ich konnte nicht erkennen, wo ihr Hutschleier aufhörte und ihr Haar anfang, vielleicht ihr Haarteil. Für einen Augenblick brachte mich das etwas aus dem Konzept, ich fing mich aber sofort wieder und sagte:

„Hören Sie, Petra, sagen Sie Ihrem alten Herrn einen schönen Gruß und richten Sie ihm aus, daß er nur seine Zeit verschwendet, wenn er mich beschatten läßt. Ich weiß nicht, ob er sich das leisten kann ... unter Umständen wäre es doch einfacher, wenn er mich anruft und mir sagt, was ihn umtreibt? Und Ihnen würde ich raten, sich von Ihrem Museumsstück zu trennen. Das fällt nämlich auf, wissen Sie, wie ein Veilchen im Gesicht einer hübschen Frau.“ Nicht sehr charmant, ich weiß, aber mehr war im Moment einfach nicht drin.

„Sie sind sehr witzig.“ schnarrte Petra mich an. Ihre behandschuhten Pfötchen ballten sich zu feisten Fäusten: Schluß mit lustig. „Ich will Ihnen mal was sagen: Wenn Sie nicht die Finger von dieser Sache lassen, werden Sie sehr bald Hausbesuch von ein paar gutgebauten Männern bekommen. Und die kommen dann nicht bloß, um Ihrer Katze auf den Schwanz zu treten. Drücke ich mich jetzt deutlich genug aus?“

Ich dachte an Cheops und hörte im selben Moment jemanden aus tiefstem Herzen aufseufzen.

„Wie soll ich denn das verstehen? Soll das vielleicht eine Drohung sein?! Bei mir gibt es nichts zu holen. Wenn ihr Geld braucht, seid ihr bei mir an der falschen Adresse. Fragt meine Sekretärin ... wenn ihr hübsch freundlich seid und sie einen guten Tag hat, läßt sie eventuell mit sich reden.“ Ich zog die Schreibtischschublade auf und fing an, nach einer halben Tafel Schokolade zu kramen, die ich noch irgendwo hatte. Petra zuckte sichtlich zusammen und preßte ihre Handtasche in den Schoß, vermutlich um den Griff ihrer Automatic darin zu fühlen.

„Hören Sie zu, Petra, ich tue, was ich muß, okay? Und dazu brauche ich von niemandem eine Genehmigung. Was ihr auch immer für Gründe habt, euch vor Pjassawa zu stellen ... wenn er euch als Aufpasser geheuert hat – ich hab damit nichts am Hut, kapiert?“

Sie erhob sich so abrupt, daß ihr Stuhl um ein Haar nach hinten gekippt wäre. „Damit machen Sie bei mir keinen Eindruck. Sie werden noch sehen, was für Ärger Sie sich mit Ihrer Unverfrorenheit einhandeln, Nick. Wenn Sie nicht auf mich hören, wird Ihnen das noch leid tun, sehr leid. Und Sie können jetzt nicht einmal mehr behaupten, man hätte Sie nicht gewarnt.“ Sie zog ihre Kostümjacke zurecht. „Guten Tag.“ Sie schnappte ihre Handtasche mit festerem Griff und stöckelte los in Richtung Tür. Während ich

mir noch den Kopf zerbrach, wie sie es wohl schaffte, auf den zerbrechlichen Absätzen ihr Gleichgewicht zu halten, blinkte die Gegensprechanlage auf meinem Schreibtisch.

Ich war mittlerweile fündig geworden, schob mir ein Stück Vollmilch in den Mund und drückte den Knopf an dem kleinen schwarzen Kästchen.

„Boß?“ Ah, diese Stimme. Die konnte kein Pjassawa machen. So etwas brachte allein der große Chefarzt zuwege.

„Yvonne?“

„Ein Gespräch für dich; Freddi.“

Ich sah Petra hinausgehen und sagte zu Yvonne: „Ist gut, ich bin hier fertig. Stell ihn mir durch, bitte.“

Ich nahm den Hörer ab, aber das Knallen der ins Schloß fallenden Tür verschluckte den Anfang des Gesprächs. Petra wird es nie lernen, dachte ich. Sie ist so professionell, als wäre sie gerade seit zwei Wochen im Geschäft. Im nächsten Moment hatte ich Kreugers monoton nölende Stimme am Ohr. Es war, als stünde er genau neben mir. „Mach´s kurz, Freddi. Was gibt´s?“

„Hast du in letzter Zeit mal was von Jochen gehört?“

„Welchem Jochen – dem Keyboarder von Nebra Ska?“

„Genau dem.“

„Wenn ich den nur erst mal zu fassen kriege, diesen Nichtsnutz! Wollte ihn heuern, ihn und seine ganze Bande, zu Palomas Geburtstagsfeier. Aber der Kerl geht ja nie dran, er hat´s wohl nicht mehr nötig. Das ganze Band muß ich ihm mittlerweile schon vollgequatscht haben.“

„Vergiß es. Den kannst du nicht mehr heuern.“

„Drück dich deutlich aus, Fred.“

„Jochen war seit einer Woche vermißt. Jetzt haben sie den Bandbus gefunden, mit dem er nach einem Konzert im Capitol nach Hause gefahren ist. Der Auftritt –“, er räusperte sich und es war, als riebe man zwei Backsteine gegeneinander, „der Auftritt war übrigens ein Bombenerfolg.“

„Nach einer Woche?! Besonders eilig scheint´s ja nicht gewesen zu sein. Scheint ihn keiner sehr schmerzlich vermißt zu haben.“

„Er hatte seinen Freunden gesagt, er würde in Urlaub fahren. Seine Freundin fing erst nach ein paar Tagen an, sich Sorgen zu machen, als sie nichts von ihm hörte. Aber sie wußte nicht, wohin er gefahren sein könnte. Oben auf dem Parkplatz am Brückenkopf, wo der Aussichtspunkt ist, kann ein alter Bus ein paar Tage stehen, bevor ihn sich mal jemand näher ansieht.“

„Na, und?! Was sind die harten Fakten? Mein Gott, mach´s doch nicht so spannend!“

„Von Jochen keine Spur, wie du dir denken kannst. Bloß ein paar Haarbüschel. Stück von einem Zahn. Das Labor hat alles zerlegt, Genomanalyse und der ganze Schnickschnack. Und rate, was sie gefunden haben?“

„Laß mich sehen ... war´s am Ende ein Strichcode?“ Am anderen Ende der Leitung ließ sich ein verächtliches Schnauben vernehmen.

„Manchmal bin ich fast schon stolz auf dich, Duvivier.“

„Schon gut. Hast du dir mal die Verträge von Nebra Ska angesehen? Ich meine natürlich: richtig durchgelesen?“

„Allerdings. Schmeckt sehr nach Yorikke. Es wird also wie üblich keine Leiche geben. Der Fall soll jetzt abhängen und dann irgendwann bei Katte landen.“

„Natürlich. Tun sie doch alle, irgendwann. – Danke für den Tip, Freddi.“

„Der Boß bist du, Duvivier. Bleib dran. Und bleib sauber.“

„Du bist naiv.“

„Das ist manchmal kein Fehler.“

Ich legte auf. Das tonlose Geräusch von Freddis Stimme blieb noch eine Weile in meinem Innenohr hängen und kreiste dort um den Sinn seiner Worte. Hin und wieder hatte ich das unbehagliche Gefühl, mit einer Maschine zu telefonieren, mit einer Computerstimme. Seit seiner Operation ging Freddi nicht mehr unter Menschen, wenn es sich vermeiden ließ.

Es ließ sich meistens vermeiden.

Und genau das war sie

The night is mighty chilly
And conversation seems so silly
The world is very frightening
The rain begins and then comes lightning

Yuki hatte mir gesagt, daß ihre Ausstellung am nächsten Sonntag eröffnet würde. Am Mittwoch davor rief ich sie an. Am Telefon klang sie gereizt, als stünde sie unter großem Druck, aber unter den gegebenen Umständen hielt ich das für normal. Immerhin war es ihre erste große Einzelausstellung, noch dazu in einer international renommierten Galerie. Nur einen Fisch hätte sowas kaltgelassen. Was das Lampenfieber betraf, so täuschte ich mich gründlich, aber das sollte mir erst später aufgehen. Yuki bestand darauf, sich noch vorher mit mir zu treffen. Wir verabredeten uns für Donnerstag, und ein eisiges Gefühl von Vorfreude begann in mir aufzukommen. Ich lernte nichts dazu in der Beziehung; es blieb immer derselbe Film.

Ich holte Yuki von ihrer Wohnung ab. Im Erdgeschoß des Hauses war eine Kneipe, an die ich mich nur ihres seltsamen Namens wegen erinnere (ansonsten war es eher eklig, eine auf Harley-Stop gemachte Pinte, die außer Budweiser und Heineken wenig mehr als Cheeseburger und Fritten mit Chili auf der Speisekarte führte): 'Nadel & Spoden'. Im Treppenhaus roch es abgestanden, nach ungeputzten Pissuirs und schalem Bier. Der Lärm einer Orgie dröhnte mir aus einem der oberen Stockwerke entgegen. Welches Laub und faustgroße Staubgewölle waren noch die harmloseren Wegmarken auf dem Aufstieg. Ich kam an Yukis Wohnungstür im dritten Stock und klingelte. Die Party mußte in derselben Etage sein; die Klingel selber war nicht zu hören. Jemand improvisierte endlose Soli auf allerhand unkonventionellen Klangkörpern. Aber es war nicht das unbeschwerte Gedengel einer harmlosen Steelband. Es hörte sich eher so an, als dresche jemand mit einem Eisenrohr auf einen Heizkörper ein. Oder tobe sich an etwas anderem aus, etwas metallischem, hohlem.

Endlich machte Yuki auf.

„Ich bin noch nicht ganz fertig“, sagte sie. Sie trug schwarze Skihosen und einen enganliegenden Rollkragenpulli von der gleichen Farbe, im Gesicht nicht eine Spur von Make-up. Sie führte mich in ein großes Zimmer, das allem Anschein nach als Küche und Wohnzimmer zugleich diente, und verschwand, wahrscheinlich im Bad.

Im Laufe meiner Tätigkeit als privater Ermittler hatte ich eine Menge Wohnungen aus nächster Nähe zu sehen bekommen. Ich konnte durchaus gewachsenes Chaos von teuerbezahlter Innenarchitektur unterscheiden, aber ich hatte auch die aufgegebenen Löcher der Junkies gesehen, und Zimmer, in denen ein Dutzend Katzen eine Woche lang mit dem Leichnam ihrer erfrorenen Besitzerin eingeschlossen gewesen war. Egal, welchen Maßstab ich bemühte, Yukis Wohnung war eine Müllhalde, ein Alptraum von

menschlicher Verwahrlosung. Abgesehen von einem Trampelpfad, der von der Wohnungstür zum Bad und zu einer weiteren Tür führte, lag der Abfall überall kniehoch und reichte auf der gegenüberliegenden Zimmerseite bis unter die Fensterbretter. Es sah so aus, als habe Yuki seit Monaten einfach alles fallengelassen, was sie nicht mehr brauchte, halbgeessene Fertiggerichte, getragene Wäsche, zerfledderte Zeitschriften. Über allem lag ein nikotingelber Film aus altem Fett. Ich hoffte nur, ich würde nichts anfassen müssen, denn ich hatte keine Handschuhe dabei.

Ich war gerade dabei, mich über ein gigantisches Loch in der Wand zur benachbarten Wohnung zu wundern, als Yuki wiederkam. Sie sah haargenau aus wie vorher. Zumindest konnte ich keinen nennenswerten Unterschied feststellen. Sie mußte meinen fragenden Blick bemerkt haben, denn sie sagte:

„Das waren die Nachbarn. Die haben die Brightsche Krankheit.“ Am Ton ihrer Stimme war nicht zu erkennen, ob sie es als Erklärung meinte. Ich fing an, etwas konfus zu werden, und riß das Ruder herum:

„Arbeiten Sie auch hier?“ Ich vermißte Wäscheleinen voller Abzüge und Kanister mit Fixierer, eben das ganze Zeug, das Fotografen zum Arbeiten brauchen.

„Ich habe mein Labor im Keller. Läßt sich besser verdunkeln.“ sagte Yuki. „Gehen wir?“ Sie sprach mit knappem, nüchternem Ton, der aus der Einladung eine Aufforderung machte, die ich nicht gut ausschlagen konnte.

Beim Hinausgehen sah ich, daß die Wohnungstür mit Stahlplatten verstärkt und mit einem halben Dutzend Riegeln gesichert war. Aber Yuki schloß nicht einmal ab. Um eine Wohnung mit durchbrochener Wand braucht man sich keine Sorgen mehr zu machen, dachte ich mir, besonders nicht um eine, die so eine Müllkippe ist.

Die Leute mit der Brightschen Krankheit – wenn sie es denn waren – trommelten und heulten wie wilde Hunde in einer Vollmondnacht.

Zum Aufwärmen ging wir ins Caiman, danach ins Exit und schließlich noch ins Vive l'Amour. Wir sahen den Leuten zu, unterhielten uns, aber der zündende Funke blieb aus. Wir wurden nicht richtig miteinander warm; zumindest nahm ich nichts derartiges wahr. Vielleicht war ich auch nur abgestumpft; ich war zu lange nicht mehr mit einer Frau ausgewesen, mit einer Asiatin überhaupt noch nie.

Yuki enttäuschte mich; weder war sie aufreizend kühl, noch verwirrte sie mich mit eindeutiger Anmache. Sie war abwesend; drängte sich mir nicht auf, entzog sich mir aber auch nicht. Wenn ich mit ihr sprach, war es, als sei sie in Watte gepackt und nehme jedes Wort nur gedämpft und verzerrt wahr. Die Zeit mit ihr war wie ein blinder Spiegel, ich weiß nicht, wie ich es anders sagen soll. An ihren Akzent, der aus meiner Sprache einen japanischen Dialekt machte, gewöhnte ich mich viel zu schnell, und die Art, wie sie ihre Nase spöttisch rümpfte, erschien mir bald als nichts besonderes mehr; es verkam zu einer schieren Grimasse. Nach einer Weile mußte ich mich ernsthaft fragen, warum sie überhaupt vorgeschlagen hatte, daß wir zusammen ausgingen. Wollte sie jemanden eifersüchtig machen? Was hatte ich erwartet? Ich

versuchte, mich an eine asiatische Sexbombe zu erinnern, aber mir fiel keine ein, nicht eine einzige. Suzie Wong und Yoko Ono schieden aus Altersgründen aus, und Enola Gay konnte man schlecht zählen.

Gegen drei hatten wir schließlich genug und wollten nach Hause. Auf dem Weg vom Vive l'Amour zum Auto blieb Yuki jedoch plötzlich stehen und umarmte mich ohne ein Wort der Vorwarnung. Sie reichte mir nicht ganz bis zur Schulter, sie fühlte sich phantastisch an, und mein Körper jauchzte voller Wiedererkennungsfreude, aber ich traute ihr nicht. Doch ich konnte nicht richtig nachdenken und umarmte sie ebenfalls. Ich fühlte mich gut, solange ich sie hielt, bis ich auf der gegenüberliegenden Straßenseite in einem Fenster einen Lichtpunkt bemerkte, der kurz aufleuchtete und dann wieder verschwand. Ein kugelhäuchiger Mann im weißen Unterhemd stand gemächlich rauchend am Fenster und schien uns zu beobachten. Ich fühlte mich mit einem Schlag unbehaglich; wir standen genau unter einer Straßenlaterne wie auf dem Präsentierteller.

„Komm“, sagte ich zu Yuki und zog sie mit mir weg, in Richtung Auto.

Es war jetzt nicht mehr weit zu gehen, vielleicht noch hundert Meter, aber wir mußten trotzdem unterwegs anhalten, um uns zu küssen. Yuki mußte es. Die Gegend war ausgesprochen zwielichtig und alles andere als einladend, trotzdem hatte ich den vagen Verdacht, Yuki wolle an Ort und Stelle weitermachen, als sie mich in das gähnende Maul einer unbeleuchteten Einfahrt schob. Ich machte mich schon darauf gefaßt, von hinten eins übergezogen zu bekommen, und suchte in Yukis leerem Gesicht nach den Zügen einer Verräterin, fand aber wie üblich nichts. Ich versuchte krampfhaft, mich zu erinnern, ob ich noch irgendwo Gummis hatte und wenn ja, wo. Im Auto? Eins mußte auch noch in der anderen Jacke sein, da war ich mir eigentlich ziemlich sicher, bloß ... zum Teufel damit!

Ich lehnte mich mit dem Rücken an die Mauer. Yuki stand dicht vor mir, zwischen meinen Beinen. Sie faßte mich noch nicht einmal an, aber sie berührte mich, und das reichte völlig aus, um mich um mein bißchen Verstand zu bringen. Ich kam mir vor wie ein Tier – aber was konnte ich denn schon anderes sein, nach Monaten auf Eis, unterbezahlt und vernachlässigt in jeder Beziehung?

Irgendwie schafften wir es dann aber doch, uns noch zu beherrschen und mit dem Wagen unbeschadet zu Yuki zu kommen. Ihr Schlafzimmer war leer bis auf das blütenweißbezogene Bett, und die dunklen Fußbodendielen waren so hingebungsvoll gebohnt, daß sie noch im matten Laternenlicht, das durch die dünnen Vorhänge hereindrang, wie frisch aus der Stachelschale gepellte Kastanien glänzten. Aber all diese Kühle, Weite und Reinheit registrierte ich nur noch am Rande.

Es war gut so; meine Skrupel hatten nicht die Spur einer Chance. Es war schwere See und ich ging mit der ersten Flut über Bord. Paloma war weit, weit weg. Ich liebte sie auf eine Weise, aber das war im Moment bedeutungslos. Es hatte keinerlei Einfluß auf Yuki und mich; Yuki mit ihrem Mund, als müßte sie ertrinken, und ihren weitaufgerissenen Augen. Ich sah flügelschlagende Pelikane. Yuki starrte an mir vorbei auf die sich langsam drehenden Rotorblätter des Deckenventilators. Der Himmel weiß, was sie dort oben zu sehen glaubte; ich sah nichts außer ihr.

Bis ein kleines Mädchen in viktorianischem Rüschenkleid über den Rasen auf mich zugelaufen kam, bis die Schaumkronen sich überstürzten und brachen ... der Schwan seine Schwingen schüttelte und ein tiefer Atem und danach endlich, endlich die Erlösung über mich kamen.

*

Es gab keinen Radau, kein Getöse, nichts. Der Schrei kam unvermittelt, aus der nächtlichen Stille heraus. Er begann als lautes Rufen und steigerte sich erst allmählich zu dem panischen Gebrüll, der endlosen tierischen Wiederholung, von der ich schließlich aufwachte, und nicht ich allein: In der Nachbarschaft gingen auch hier und da die Lichter an. Die Stimme des Rufers überschlug sich, und er schrie weiter, sie wurde heiser, und er hörte nicht auf zu schreien. So schreit nur jemand, dem das Messer durch die Kehle gedrückt wird, dachte ich, und fühlte die Gänsehaut auf meinem Rücken. Aber dann muß er irgendwann aufhören zu schreien. Kein Mörder würde sein Opfer solchen Lärm machen lassen – also ein Durchgedrehter, ein Psychopath? Egal, was es war, es war entsetzlich, und ich konnte mir nur die Ohren zuhalten und denken: Hör auf, hör doch in Gottes Namen endlich auf! Irgendwann waren Polizeisirenen zu hören, und das Schreien brach abrupt ab. Ich fiel wieder in einen unruhigen, von schlechtbeleuchteten Träumen beschwerten Schlaf.

Im Morgengrauen wachte ich mit brummendem Schädel auf, weil es von irgendwoher barbarisch zog. Mein erster, noch nicht ganz wacher Blick irrte über die Wand am Fußende des Bettes, wo jemand die Tapete abzukratzen begonnen hatte. Die abgeschabten Stücke hatte er aus unerfindlichen Gründen nicht vollständig heruntergerissen, so daß sie in traurigen Fetzen von der Wand herabhingen. Auf dem bloßgelegten, aufgequollenen Putz verrieten Rostflecken einen verjäherten Wasserschaden.

Ich sah Yuki im Bademantel am offenen Fenster stehen und rauchen. Ich stand auf und ging zu ihr. Wie eine Hausfassade, von der man einen alten Efeu gerissen hat, strahlte sie eine erbärmliche Blöße aus, eine Art von Unbekleidetsein. Sie hatte etwas an sich, das man schützend verhüllen möchte, und einen Moment lang ergriff mich das Bedürfnis, sie in die Arme zu nehmen, aber dann sah ich ihr Gesicht. Es war bleich und flach, als wäre es aus einem Stück Papier gemacht, bar jeglichen Ausdrucks, kalt und abweisend mit Augen wie eine Natter. Wenn jemand mir gesagt hätte, daß ich ein paar Stunden vorher mit eben dieser Frau geschlafen hatte, hätte ich ihn für verrückt erklärt – mit diesem Zombie?

Aber das Band lief ab, ohne daß ich etwas dafür tun mußte. Oder daran ändern konnte.

Ich fragte sie: „Kannst du nicht schlafen?“

„Ich schlafe nicht mehr.“ Ihre Stimme hatte keinerlei Wärme an sich, nicht die geringste menschliche Schwingung war darin, die dem empfänglichen Ohr manche Stimme so angenehm macht.

„Vor Aufregung?“ Ich dachte an Sonntag.

Yuki lachte zynisch. „So kann man es allerdings auch nennen.“ Sie schnippte ihren Zigarettenstummel aus dem Fenster nach unten.

Dann drehte sie mit quälender Langsamkeit die Innenseiten ihrer Unterarme nach oben. Sie betrachtete sie einen Moment lang eingehend, als nehme sie selbst diesen Teil ihres Körpers zum ersten Mal bewußt wahr. Dann streckte sie mir die Arme mit einer abrupten Bewegung entgegen, als seien sie etwas Fremdes, Befremdliches, das ihr Ekel verursachte.

„Fällt dir nichts auf?“ Keine Blutergüsse, keine Schrammen oder Schnittwunden, keine infizierten Einstiche. Ich zuckte die Achseln.

„Bißchen dünn vielleicht bei deiner Größe ... mal ehrlich, Yuki, was zum Teufel –“

„Sag mal“, fauchte sie mich da an, „wie lange willst du dich eigentlich noch blind stellen? Oder bist du wirklich blöd? Hast du gar keine Augen im Kopf?! Weißt du nicht, was Pjassawas Schläger aus Jan gemacht haben?“

Der Taschenrechner in meinem Kopf machte wittwittwitt. Was Pjassawas Schläger aus Jan gemacht haben. Zwei und zwei sind vier. Als Yuki sich auf mich stürzte, packte ich ihre Handgelenke und hielt sie auf Armeslänge von mir weg, damit sie sich austoben konnte, ohne dabei Schaden an mir anzurichten. Sie wehrte sich mit einer Kraft aus Verzweiflung, die ich ihr nie zugetraut hätte – was mein Fehler war. Man soll seinen Gegner grundsätzlich nicht unterschätzen, auch wenn es nur eine Frau ist, die einem nicht ganz bis an die Schulter reicht. Gerade dann nicht. Was aussieht wie nur eine Frau, kann der gefährlichste Gegner sein, weil er unerwartete Mittel einsetzt. Meinen Schienbeinen wurde diese Lektion nachhaltig eingebleut; höher zielte Yuki zum Glück nicht.

Als sie sich halbwegs wieder eingekriegt hatte, sagte sie nur noch: „Laß mich los.“ Sie nahm die Schachtel aus ihrer Tasche, fingerte sich mit Mühe eine neue Zigarette heraus und ließ mich ebenfalls eine nehmen. Ihre Hände zitterten so stark, daß sie das Feuerzeug nicht stillhalten konnte. Ich gab uns Feuer.

„Was werden sie jetzt mit dir machen?“

„Ist mir egal. Macht keinen Unterschied mehr. Sie dürfen ihr Material nicht beschädigen, oder jedenfalls nicht so, daß es unbrauchbar wird. Mindert den Wert.“ Es war unheimlich, jemanden so über sich selbst sprechen zu hören. Yuki schluckte schwer. „Aber du solltest dir ein paar Gedanken machen ... du stehst ja nicht unter Vertrag.“ Ihr Ton war spöttisch. Wenn sie jetzt noch auf ihre leblose Art zu kichern angefangen hätte, hätte ich ihr mit lockerem Handgelenk eine runtergehauen.

„Was für ein Spiel läuft hier, Yuki? Was macht Pjassawa mit euch – er tätowiert euch und ihr löst euch in Luft auf?!“ Die Fragerei war sinnlos und überflüssig. Ich ahnte die Antwort längst; ich kannte sie ganz genau.

Yuki mit ihren Schlangenaugen sah starr durch mich hindurch, ließ eine Mundvoll Rauch wie Nebelschwaden vor ihrem Gesicht aufsteigen.

„Er hat uns gekauft. Unsere Seelen.“

„Wie meinst du das – er hat eure Seelen gekauft?! Was redest du da für ein Zeug – wach endlich auf, Yuki, komm zu dir!“ Ich wollte sie an den Schultern packen und schütteln wie einen verstockten Zeugen, aber sie duckte sich behende und wich mir aus. „Komm runter, Mensch – das hier hat Leute ihr Leben gekostet! Wenn du irgendwas weißt, das mir weiterhilft, dann spuck's gefälligst aus und hör verdammt nochmal endlich auf, die Geheimnisvolle zu spielen. Wenn du nur jemanden brauchst, der dein verkorkstes Ego füttert, mußt du dir dafür jemand ändern suchen, kapiert?“

„Komm du runter, Duvivier! Es wird noch eine ganze Reihe Leute das Leben kosten. Wie Pjassawa zu seinem Geld kommt, müßtest du doch inzwischen wissen, oder? Wo die Spatzen deinen Namen von allen Dächern pfeifen. Und was glaubst du eigentlich, wo er sein Material herkriegt, um die ganzen stein-

reichen Krüppel zurechtzuflicken, he?“ Sie war die erste Frau, die mit mir ins Bett gegangen war und mich danach immer noch mit Nachnamen anredete. Jetzt, wo ich es bemerkte, gefiel es mir nicht sonderlich. Aber es machte keinen Unterschied mehr.

„Du bist komplett verrückt.“ murmelte ich. Das Zimmer verzerrte sich vor meinen Augen wie ein kubistisches Gemälde. „Du spinnst.“

„Es wird sich bald zeigen“, erwiderte Yuki, wenn möglich in noch kühlerem Ton, „wer hier spinnst.“ Und noch ehe ich ein Wort sagen oder sie daran hindern konnte, hatte sie sich die glühende Kippe im Gesicht ausgedrückt, mitten auf der niedrigen Stirn. Sie verzog keine Miene dabei, jetzt ebenso wenig wie je zuvor. Es roch süßlich nach verbranntem Fleisch. Das kubistische Bild zerfiel in lauter geometrische Flächen und ich griff hinter mich, um mich irgendwo festzuhalten.

Die Brandwunde sah aus wie ein Mal; als sei Yuki von etwas gezeichnet. Und genau das war sie.

Danach wurde es mit einem Mal sehr, sehr dunkel

Die Geschichte mit Pjassawa und seiner Yorikke-Stiftung hatte mich zu lange von der Suche nach Idaho abgehalten; meine Aufmerksamkeit war inzwischen weit von Paloma und ihrer Bitte abgeschweift. Auf gewisse Weise hatte ich sie betrogen, aber dann auch wieder nicht. Ich war nur einem vorgezeichneten Weg gefolgt; alles war richtig gewesen. Ich hatte sehr lange gewartet. Und Paloma war mir selber nie treu gewesen. Aber zwei Tage nach der Eröffnung von Yukis Ausstellung (die Feuilletonisten hatten nicht nur ausnahmslos davon Kenntnis genommen, sondern sich auch alle vor Lob und Preis regelrecht überschlagen) wurde es höchste Zeit, daß ich mich wieder dahinterklemmte. Ich kramte das Mäppchen mit der Adresse des Fotografen aus meiner Schreibtischschublade und machte mich endlich auf den Weg zu ihm.

Ich kam in der Nähe des Tätowiersalons vorbei, dessen uneinsichtiger Besitzer mir seinerzeit nichts über Strichcodes und ihre Träger hatte erzählen wollen. Ich beschloß kurzerhand, ihm einen Überraschungsbesuch abzustatten, auch eingedenk Yukis rätselhafter Bemerkung. Etwas Konkretes erhoffte ich mir nicht davon; rückblickend würde ich sagen, daß ich mir einfach Gewißheit verschaffen mußte.

Aber ich fand ihn nicht mehr, den ehemaligen Friseurladen im Souterrain, mit der überdimensionalen Schere über dem Eingang und dem Schild im Fenster, auf dem in ungeschulter Schrift der Name des Etablissements stand: 'Jans Needle Park'. An der Stelle, wo er hätte sein müssen – ich erkannte die verwachsene Backsteinmauer auf der gegenüberliegenden Straßenseite wieder – befand sich stattdessen 'Glamour Puss', ein Geschäft, das sich als Spezialhandlung für Künstlergarderoben und Bühnenbedarf auswies. Etwas irritiert – ich war mir so sicher, mich weder in der Straße noch der Hausnummer geirrt zu haben – betrat ich den Laden.

Der kleine Raum, in dem ich das Bild der tätowierten Schlange auf dem muskulösen Oberarm entdeckt hatte, war nicht wiederzuerkennen. Die Wände verschwanden hinter Regalen und Ständern voller aufwendiger Fummel, denen zuzutrauen war, daß sie schon die Sternchen der Ufa zu spitzen Begeisterungsschreien hingerissen haben konnten. Von der Decke hingen phantastische Hüte – Kopfputze sollte ich lieber sagen – und Federboas, Capes mit abenteuerlichen Applikationen und ganz und gar unerklärliche Gewänder. Bei den meisten Sachen hätte ich noch Yvonne fragen müssen, wie herum sie zu tragen seien, durch welche Öffnung welche Gliedmaßen zu stecken gewesen wären. Am rückwärtigen Ende des Ladens standen Vitrinen mit auffälligem Modeschmuck für alle erdenklichen Körperteile und unerfindlichen Gelegenheiten, worunter eine bunte Auslese netter kleiner Schrauben und Karabiner in einem verglasten Setzkasten mir seltsam vertraut vorkam. Auf einem Wandbrett aufgereiht standen knallfarbige Styroporköpfe mit Perücken, die zu verschiedenen Haartrachten frisiert waren. Schwer zu sagen, wer sich hier alles eindecken mochte; Showstars, Stripper, Impersonatoren und Models – sie alle wären sicher hier fündig und glücklich geworden.

Ich hatte auf einem der Styroporköpfe gerade eine Perücke entdeckt, die meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, als hinter mir jemand mit einer nicht unangenehmen, aber völlig geschlechtslosen Stimme fragte:

„Kann ich Ihnen vielleicht behilflich sein?“ Es war eine sehr hochgewachsene, knochige Frau in einem hellgrauen Strickkleid. Hochhackige Schuhe und langes, aufgestecktes Haar, das ihr hageres Gesicht unnötig streng, fast verhärtet wirken ließ – sie hatte entfernte Ähnlichkeit mit einem Pferd. Sie hielt die Hände vor dem nichtvorhandenen Bauch ineinander verschränkt und stellte das verbindliche Verkäuferlächeln zur Schau, das ich schon längst für ausgestorben gehalten hatte, zumindest in diesem Teil der Stadt. Ich fühlte mich fehl am Platze; wie in einem Geschäft für Handwerkerbedarf. Mit nichts hatte ich in diesem Laden weniger gerechnet.

Ich machte eine Kopfbewegung in Richtung auf den rotblonden Wikingerschopf hin. Wittwittwitt. Was Pjassawas Schläger aus Jan gemacht haben. Zwei und zwei sind vier.

„Ist das Menschenhaar?“

„Alle unsere Perücken und Haarteile sind aus Echthaar. Handgeknüpft.“ antwortete die Verkäuferin mit verständnisinnigem Lächeln. Ich konnte in ihrem Gesicht förmlich lesen, was sie in diesem Moment zu verstehen glaubte: Der sehnlichste Wunsch dieses Mannes, von Kindesbeinen an und immer gewesen, ist ein blonder Rapunzelzopf. Und ich werde ihm diesen Wunsch erfüllen.

„Darf ich mal sehen? fragte ich harmlos und nahm die Perücke von ihrem Ständer, bevor die Zentaurenfrau auch nur annähernd Gelegenheit hatte, etwas dagegen haben zu wollen.

Auf ihrer pergamentfarbenen Innenseite war die Perücke mit einem Strichcode gekennzeichnet.

„Seit wann haben denn Kleidungsstücke Scannercodes?“ fragte ich, ganz der Unschuldsknabe.

„Doch nicht etwa eine neue EU-Verordnung?“

Das Verkäuferinnenlächeln bekam einen merklichen Stich ins Saure. „Ich bedaure außerordentlich, nein. Eine Vorschrift des Gesundheitsamtes, aus hygienischen Gründen. Es dient ausschließlich der Sicherheit unserer Kunden.“

Ich setzte Jans Mähne zurück auf ihren Styroporkopf und fragte beiläufig:

„Ach, sagen Sie, täusche ich mich denn so sehr – oder war das hier nicht früher ein Tätowiersalon, vor noch gar nicht so langer Zeit?“ Aus der hintersten Ecke lachte mich ein orangeroter Ständer mit einer lackschwarzen Perücke darauf an wie eine Kürbislaterne. ‘Na, Duvivier’, schien er sagen zu wollen, ‘wer spinnt hier?’

Die Verkäuferin machte sich an einem paillettenbestickten Tüllgebilde zu schaffen. Die Dame in Grau war nicht sonderlich entzückt von mir, das war ihrem Blick deutlich anzusehen. Sie wollte mich loswerden, je schneller, desto lieber.

„Allerdings, Sie täuschen sich – hier war nie ein ... Tätowiersalon. Ich fürchte, ich verstehe Sie nicht ganz? Wir bedienen unsere Kundschaft schon seit Jahren in diesem Laden. Eine anspruchsvolle Kundschaft ... manche Leute kommen aus dem Ausland zu uns.“ Sie hatte das Tülltuch fertig sortiert und sah mich jetzt zum ersten Mal richtig an, musterte mich mit fast menschlicher Neugier. „Und es gab nie irgendwelche Schwierigkeiten.“ Weil nie Leute aufgekreuzt sind und blöde Fragen gestellt haben, so wie Sie gerade, hätte sie außerdem gerne noch gesagt. Aber sie war gut erzogen und dachte es nur. Ihrem Blick war es ohnehin zu entnehmen.

Sie hatte die Schotten dichtgemacht, aber es war zu spät; ich hatte es schon gesehen. Auf der rechten Gesichtsseite der Perücke aus lackschwarzem Haar, dessen Enden sich nach oben bogen, so daß es bei jeder Bewegung der Trägerin wippen mußte, war eine schlohweiße Strähne, etwa zwei Finger breit.

Ich versuchte, meine Spur ein wenig zu verwischen, indem ich Interesse an einem Modell bekundete (und ich brauchte es nicht zu heucheln; an Yvonne wäre es ein bildschönes Kleid gewesen). Es war ein schmalgeschnittenes Kleid aus silbriggrauer, ins Grün changierender Seide wie bemooste Buchenrinde, das mit aufgenähten Ranken von dunklem, kleinblättrigem Efeu verziert war, der vom unteren Saum her die Gestalt der Trägerin umwand. Nach einer Weile war es genug des Versteckspiels: Ich sagte ihr, ich würde bei Gelegenheit mal wieder vorbeischaun, schnappte mir vom Ladentresen eine Visitenkarte (etwas altmodisch im Design, mit Hologramm, aber mir gefiel sie trotzdem, denn es war eine Abbildung von Valerie Bouhagiar, der Paloma entfernt ähnlich sah) und empfahl mich.

Von der nächsten Zelle aus probierte ich die Nummer auf der Karte aus und siehe da, mein sechster Sinn hatte mich nicht getrogen: Ich ertappte die Pferdefrau just dabei, wie sie sie soeben jemandem brühhwarm hinterbrachte, die Nachricht vom allzu neugierigen Besucher. Wer es war, dem sie die Neuigkeit steckte, konnte ich nur raten.

*

Die Gabelsbergerstraße führte von der Westanlage über die Brücke bis weit hinaus ins Hügelland. Mag sein, daß sie so hieß, weil sie nach Gabelsberg führte (das es meines Wissens im dünn besiedelten Hinterland nicht gab), oder daß sie nach dem Erfinder der deutschen Kurzschrift benannt war, Franz Xaver Gabelsberger. Ich war nie darauf gekommen, den Sachverhalt zu ergründen.

In jedem Fall durchschnitt die Straße das unansehnliche Schlachthofviertel unten am Fluß, wo sich Ende des vorigen Jahrhunderts so etwas wie eine verspätete Industrialisierung ausgebreitet hatte, und stieg dann sachte hügelan. Plötzlich war sie von doppelten Reihen stattlicher Platanen und von Häusern gesäumt, deren Fassaden aus dem entsprechenden Blickwinkel an mitten im Lauf erstarrte Brandungswogen erinnerten, eine Flucht aus gefrorenem Meerschäum: eine Siedlung für die Offiziere der preußischen Garnison. Ich mußte noch fünfzig Jahre weiter fahren, bis ich in die Gegend kam, wohin die Häuser erst nach dem Zweiten Weltkrieg vorgedrungen waren.

Die Nr. 318 war ein unauffälliges Mehrfamilienhaus mit penibel gestutzten Buchsbaumhecken zu beiden Seiten des Gartentürchens, asymmetrisch in Messing gefaßten Scheiben aus buntem Reliefglas in der Haustür über drei Terrazzostufen, sowie tadellos beschrifteten, ebenfalls messingfarbenen Briefschlitzen. Ich drückte die Klingel neben 'Marscholek'. Zu meiner Freude wurde oben anstandslos der Türsummer betätigt, ohne daß über die Gegensprechanlage eine Frage nach dem Besucher gestellt worden wäre. Ich schob die Tür auf und ging in dem reinlichen Treppenhaus an äußerst gepflegten Gummibäumen und Sanseverien vorbei in den dritten Stock, wo die einzige Wohnungstür schon einen Spalt weit offen stand.

Ich trat ein, schloß die Tür hinter mir und tappte etwas befangen durch einen langen, engen Flur, dessen abgeschabtes Parkett mit ebenso abgeschabten Flickenteppichen bedeckt war, auf eine gelbverglas- te Tür zu, hinter der Stimmengemurmel und die Goldberg-Variationen zu hören waren.

Durch diese Tür gelangte ich in eine Art Wohnzimmer, das zwar über die ganze Breite des Ge- schosses ging, mit seinen schrägen Wänden aber mehr wie eine geräumige Höhle wirkte. An der Frontsei- te sah man durch ein großes Fenster über einen Balkon in die Gärten der Nachbarhäuser. Der Raum war gemütlich, in dunklen Farben und Mustern eingerichtet, aber nicht trübselig. An der einzigen senkrechten Wand hing in einem schlichten Rahmen aus altersdunklem Holz ein Bild von zwei Jungen, die auf einer improvisierten Trage einen blonden, langhaarigen Engel trugen, der sich am Fuß verletzt hatte. Das Bild hatte einen simplen Aufbau, der Künstler hatte keine räumliche Wirkung darstellen wollen oder können. Aber die behäbigen, bildfüllenden Figuren, die stumpfen Grau- und Braunschattierungen des angedeuteten Hintergrundes (einer dünnen Heide?) und der Kleider der Jungen, von denen sich das leuchtendweiße Hemd und das silberblonde Haar des Engels auffallend abhoben, strahlten einen eigentümlichen Reiz aus.

Ein massiger Mann, das stark ergraute Haar zu einem scheidellosen Topfschnitt gestylt – wohl Marscholek selber – und eine hexenhaft aussehende, hakennasige Frau saßen in erwartungsvoller Haltung an einem niedrigen Couchtisch, der für fünf oder sechs Personen gedeckt war. Zu meiner Verwunderung waren alle Gedecke bereits sichtlich gebraucht worden, die Tassen waren teebefleckt und die Teller voller Krümel, die Papierservietten lagen zerknüllt herum. Gut, daß ich nicht mitten in die Teegesellschaft hin- eingeplatzt war ... Marscholek und die Frau wirkten auf den ersten Blick so, als hätten sie nur noch auf mich gewartet, aber aus Marscholeks unwirscher Reaktion wurde ersichtlich, daß der so arglos eingelasse- ne Besucher ein anderer hätte sein sollen.

„Wer sind Sie?“ herrschte er mich an. „Was fällt Ihnen ein, einfach so hier hereinzukommen?“

„Laß doch, Sigismund“, sagte die Frau, die es offenbar gewohnt war, ihn zu beschwichtigen.

„Wahrscheinlich hast du wie immer einfach die Tür aufgemacht ... ohne zu fragen.“

„Na, trotzdem – ist das vielleicht eine Art?! Soll er wenigstens sagen, wer er ist!“ Er funkelte mich kampfeslustig an. „Sie sind doch nicht etwa Zeitungswerber? Oder von den Johannitern?“ fügte er dro- hend hinzu.

Unschwer zu erraten, daß er einschlägige Erfahrungen mit solchem Besuch gemacht hatte; ich mußte mir das Grinsen verkneifen.

„Nein, ich kann Sie beruhigen. Ich bin wegen etwas anderem hier. Mein Name ist Duvivier. Eine Bekannte hat mir Ihre Adresse gegeben – sie heißt Helena Bonniloff.“

„Kenne ich nicht. Wer soll das sein?“ Sein Ton war um eine Spur weniger griesgrämig.

„Eine Bildhauerin.“

„Sagt mir trotzdem nichts. – Und was wollen Sie von mir?“

Die Frau, die umgänglicher als ihr Partner war, bot mir einen Platz am Tisch an, „Wollen Sie sich denn nicht setzen?“ Da das Geschirr nirgends mehr frisch war, zögerte ich, mich niederzulassen. Sie be- merkte meine Verlegenheit.

„Oh, entschuldigen Sie bitte ...“ Ohne mit der Wimper zu zucken, wischte sie die Krümel von einem der Teller mit einer gebrauchten Serviette auf das Tischtuch. Auch die Tasse wurde sorgfältig mit der Serviette ausgewischt, was ihren Zustand nicht direkt verbesserte. Aber da sie gleich darauf mit dampfendheißem Tee gefüllt wurde, blieb mir immerhin der Augenschein erspart.

Marscholek räsonierte unterdessen ungerührt weiter. „Ich habe nichts gegen Leute, die hereinkommen, wenn sie mir Aufträge bringen ... aber die meisten von ihnen wollen umgekehrt einen Auftrag von mir“

Ich kramte das Foto aus der Tasche und reichte es ihm über den Tisch. „Wäre es möglich, daß diese Aufnahme von Ihnen gemacht worden ist?“

Er nahm den Abzug mit gezierten, trockenen Fingern entgegen und warf einen Blick darauf. „Ach, ach, ach ...“ sagte er unwillkürlich, in Gedanken verloren. „Ach, diese schreckliche Geschichte“ Die Frau neben ihm beugte sich voller Anteilnahme zu ihm hinüber, um zu sehen, was ihn so bekümmerte.

„Erkennen Sie sie wieder?“

„Ja ... aber ja, natürlich. Ich habe ein hervorragendes Bildergedächtnis, wissen Sie, nicht nur meine eigenen, sondern für Bilder überhaupt. Wie sind Sie an die Aufnahme gekommen?“ Er drehte das Foto um und betrachtete die Rückseite. „Der Abzug stammt allerdings nicht von mir. Er ist sehr schlecht, mit Verlaub. Kann unmöglich von Hand abgezogen worden sein, eher in einem Großlabor maschinell kopiert, würde ich sagen. Wahrscheinlich noch nicht mal vom Negativ, sondern gleich vom Bild. Woher haben Sie das, Herr Duvivier?“

Daß er sich meinen Namen auf Anhieb gemerkt hatte, erfüllte mich mit einem Keim der Sympathie. „Das ist eine lange Geschichte.“ Ich nickte der Frau zu, die die sichtlich gut gefüllte Teekanne hochgehoben hatte und mit der Tülle auf meine Tasse deutete. „Ja bitte. – Das Foto hat mir eine Klientin als einzigen Hinweis auf eine vermißte Frau gegeben, mit deren Suche sie mich beauftragt hat. Zuerst war ich damit bei besagter Helena Bonniloff, weil ich –“ Ich stockte. Was mochte Marscholek von der ganzen Geschichte wissen? Ich war mir nicht sicher, wieviel ich ihm preisgeben wollte.

Er schien völlig in die Betrachtung des nichtssagenden Bildes vertieft. „Wissen Sie, diese Ästhetik war nur eine ganz kurze Zeit wirklich en vogue, Überbelichten und Verreißen. Das war, als ‘Tiempo’ auf den Markt kam, Mitte der Achtziger. Kannten Sie ‘Tiempo?’“

Ich wollte ihn nicht zu einem Exkurs über fotografische Moden animieren, zumal sich mir der Verdacht schwer um die Schultern zu legen begann, daß er ein eitler Schwätzer sein könnte. So nickte ich nur vage und vermied es, ihn direkt anzusehen.

„Sie verkam nachher zu einem Hochglanz-Revolverblatt und verschwand nach einer Weile von der Bildfläche. Aber ihr Einfluß war unübersehbar, er geisterte noch eine ganze Zeit herum. So wie Lynchs Einfluß im Kino ... das kann man wohl vergleichen. – Das Bild hier habe ich am Morgen nach einer wüsten Party gemacht, oder wahrscheinlich sollte man besser Orgie dazu sagen. Mein Gott! das war nicht schön. – Aber was hat ausgerechnet mein Foto mit der gesuchten Frau zu tun? Wollen Sie mir das vielleicht verraten?“

„Ich gehe davon aus, daß sie sich öfter in dieser Wohnung aufgehalten hat. Aber es läßt sich nicht eindeutig feststellen, wo das war. (Das hieß, ich wußte es nicht.) Wo diese Wohnung überhaupt ist, oder zumindest war. Und niemand kann sich an die Frau erinnern.“ Niemand – in diesem Moment schämte ich mich für die Nachlässigkeit, mit der ich meine Nachforschungen bislang betrieben hatte. Was hieß schon ‘Niemand’ – wen hatte ich denn überhaupt schon gefragt? Paloma war nicht zu trauen, und Helena kaum mehr. Ich hatte längst nicht von allen Möglichkeiten Gebrauch gemacht, das konnte ich vor mir selber am allerwenigsten verleugnen.

„Wer war sie?“ fragte der Fotograf, als interessiere es ihn im Grunde nicht. Er griff in eine silbernes Körbchen mit russischen Zigarren, das auf dem Teetisch stand, und biß herzhaft in einen der Kekse hinein. Eine Menge Krümel rieselten ihm auf den Schmerbauch und in den Schoß.

„Eine Schweizerin, jung – will sagen: vor zwanzig Jahren jung – rothaarig. Sie spielte sehr gut Banjo, und –“

„Margone Schwanitz.“ sagte Marscholek in aller Seelenruhe und nahm noch einen Keks. Noch mehr Krümel. Die Frau neben ihm schüttelte den gesenkten Kopf, sagte aber nichts, so daß ich nicht wußte, worüber.

„Ja! Woher kennen Sie ihren Namen?!“

„Es ist zwanzig Jahre her, da liegen Sie richtig. Aber ich kann mich trotzdem noch gut an sie erinnern, sie war ein so süßes Ding. Aber ... wie soll ich sagen – es war etwas an ihr, sie hatte etwas ... wie ein dunkler Schatten. Halten Sie mich bloß nicht für kauzig, aber mir fällt kein treffenderer Ausdruck dafür ein. Bißchen verhuscht? So könnte man das wohl nennen“

Ich war zehn, zwölf Jahre älter als die anderen in der Clique, und konnte das Ganze mit einem gewissen Abstand sehen. Nicht, daß wir zu unserer Zeit etwa Engel gewesen wären, alles andere als das, aber mich stieß das noch mehr ab. Ich hatte schon oft miterlebt, wie sowas endet. Und diese Leute spreizten sich bloß, sie waren nichts als Poseure, verstehen Sie, nicht ein Funke von Inspiration! Vertaten ziellos ihre Zeit, unglaublich abgebrüht, und mich widerte das an. Ihr ganzes Leben eine endlose Orgie. Sie hatten einfach das Fürchten nicht gelernt“

„Und Margone?“

„Margone war nicht so, aber sie gab vor, es zu sein. Sie hätte viel mehr Halt gebraucht, aber Halt war wirklich das allerletzte, was sie von solchen Leuten hätte kriegen können, von diesen ganzen Haltlosen. Nur war sie die Schwächste, weil sie ihre Schwäche nicht verbarg und sich allem auslieferte. Und außerdem war sie fremd hier. Litt wie alle Fremden an dem, weswegen sie abgehauen war – oder dem, was sie davon abhielt, zurückzukehren. Was es bei ihr war, weiß ich nicht.“

„Was ‘allem’ war Margone denn ausgeliefert?“

„Wie soll man sowas nennen?“ Ratsuchend warf Marscholek der Frau neben sich einen Blick zu. Als stünde die Antwort in ihrem Gesicht geschrieben, antwortete er langsam, ohne die Augen von ihr zu wenden:

„Sich selbst. Dem Getöse in ihrem Kopf, wissen Sie; Dingen, denen man nicht entgeht. Für Margone war das Leben ein einziger, pausenloser Schmerz. Sie hat ihn immer empfunden; sie war nicht im-

stande, ihn auf Dauer auszuhalten. Sie hatte nicht die Fähigkeit, hart gegen sich selbst zu sein, wo es am meisten darauf angekommen wäre.“ Er sah mich an, aber sein Blick war leer und nahm mich nicht zur Kenntnis.

Er war von seinem Platz aufgestanden und fing an, langsam im Zimmer auf und ab zu wandern, als ver helfe ihm die gemächliche Bewegung, sich in die Zeit zurückzusetzen, von der er sprach. Er war von riesenhafter Statur und schien sich dessen auf eine Weise zu schämen; er ging mit hängenden Schultern wie ein verprügelter Schuljunge.

„Sie war einer von den Menschen, die mit diesem Schmerz schon zur Welt gekommen sind. Einem unerträglichen Schmerz.“ Er warf mir einen Blick zu. „Nicht, daß sie die einzige gewesen wäre, aber die meisten“ – er seufzte – „leben halbwegs damit. Manche tun auch nur so, aber Margone konnte nicht mal das. In ihrem Leben gab es immer von allem viel zuviel. Sie kannte kein Maß, sie konnte nichts maßvoll tun, verstehen Sie, sie konnte die Finger nicht von Leuten und Dingen lassen, von denen sie wußte, daß sie ihr schadeten. Und das konnte nicht gutgehen.“

Ich nippte an meinem Tee. Er war kalt und schmeckte nach Eisen.

„Ich erinnere mich an einen Morgen; sie kam zu mir mit so einem Jungen. Sie saßen in meiner Küche und ich fütterte diese zwei Kinder mit Eierkuchen mit Marmelade und ließ sie in meinen Alben blättern ... der Junge erzählte, er habe Kreuzschmerzen, die er sich nicht erklären könne, und Margone lächelte vielsagend dazu und schwieg ... es war offensichtlich, daß es ihr erstes Mal gewesen war, miteinander, vielleicht ihr allererstes Mal überhaupt ... und ich hatte Angst um sie, nicht um den Jungen, aber um Margone, die ihn zu vergöttern schien. Man hätte schon blind sein müssen, um das nicht zu sehen ... aber Nick (jetzt fällt mir sein Name wieder ein) war genau das, ein blinder, selbstverliebter Bengel. Eitel bis zum Gehnichtsmeer. Alles, was er zuwege brachte war, ihr das Herz zu brechen“

„Was wurde aus ihr?“

„Ach, was weiß ich!“ Marscholek schüttelte unwirsch einen unwillkommenen Gedanken ab. „Ich hatte einen Vertrag in New York und ging kurz danach weg, was sollte ich denn hier? Zusehen, wie sie alle einer nach dem andern vor die Hunde gingen? Nein, vielen Dank.“

Dieser Nick war auch so ein loser Geselle, es war abzusehen, daß er es nie zu etwas bringen würde. Er ließ Margone im Stich, weil er nicht wußte, wie man einen Menschen liebt, und er hat sie dafür bezahlen lassen, ohne auch nur einen Gedanken dran zu verschwenden.“

„Wie meinen Sie das?“

„Großer Gott, Sie können Fragen stellen! Sie sind wohl in einem Kloster aufgewachsen? Wohin führt sowas in ein paar Jahren? Verdorben hat sie das, runtergebracht, wie es jeden runterbringt, der kein Maß kennt. Könnte Ihnen da ein paar traurige Geschichten erzählen.“ Sein Gesicht verzog sich zu einem lückenhaften Grinsen. „Hab selber eine ganze Reihe Namen aus meinem Adreßbuch streichen müssen.“

„Deine Lebensgeschichte wird Herrn Duvivier nicht so interessieren.“ warf die Frau in kühlem Ton beiläufig ein. Marscholek nahm ihre Zurechtweisung widerspruchslos hin, auch, daß sie übernahm und den Faden weiterspann:

„Zum Schluß haben ein paar junge Burschen sie irgendwo aufgestöbert und wieder auf die Bühne geholt, als so eine Art Disease. Die fanden das wohl schick – verpaßten ihr einen lächerlichen Namen, den sie für geistreich hielten. Dabei war das Ganze eine einzige Geschmacklosigkeit.

Sie traten als ‘Madeira & Die Azoren’ auf. Eine Farce! Ein halbes Jahr haben sie sich gehalten, nicht länger. Dann hatte die Band einen spendablen Sponsor, anderes Image, anderen Namen wie ein neues Hemd, und für Margone hatten sie keinen Bedarf mehr. Wie immer.“

Ihre Stimme versickerte. Eine Zeitlang herrschte andächtiges Schweigen. Marscholek hatte sich wieder beruhigt und hingesezt; er flocht gedankenverlorene Zöpfchen in die Fransen der Decke. Ich war etwas ratlos und nicht kaltblütig genug, es zu verbergen:

„Aber was hätte dieser Nick denn tun sollen, Ihrer Ansicht nach?“

„Tun?“ Marscholek lächelte, fast versonnen. „Er konnte nichts tun. Er tat, was er mußte ... und ihm widerfuhr, was für ihn vorgesehen war.“

„Wollen Sie damit sagen, er mußte Margone ruinieren?“

„Wenn Sie es unbedingt so ausdrücken wollen: ja. Aber vielleicht war er auch einfach nur ein herzloser Rohling, ein Mensch ohne Einfühlsamkeit und Achtung für andere? Und es war Margones ausgemachtes Pech, an so jemanden wie ihn zu geraten?“

Sein hintergründiges Lächeln wurde mir ausgesprochen unangenehm. Hatte er für Gesichter auch ein hervorragendes Gedächtnis?

„Sie haben da vorhin noch so etwas erwähnt ... Leute, die das Fürchten nicht gelernt haben? Wer soll das sein?“

Marscholek sah mich schräg von der Seite her an, das ganze Gesicht eine einzige Mißbilligung.

„Würden Sie nicht sagen, daß man gut daran täte sich zu fürchten, im Leben?“ Seine Frage ging mir durch und durch wie ein Messer.

„Nein. Fürchten und schämen tue ich mich grundsätzlich nicht. Und bereuen. Es ändert nichts. Egal, was man tut oder läßt, man ist ausgeliefert. Da kommt das Fürchten nach einer Weile von ganz alleine“

„Eben!“ rief Marscholek triumphierend und sprang auf, daß das Geschirr auf dem Couchtisch schepperte und klirrte, weil er mit den Beinen dagegengestoßen war. „Von ganz alleine kommt es, wenn man die Unberechenbarkeit genügend zu spüren bekommen hat. Und trotzdem muß man ihm entgegengehen und darf sich niemals verweigern.“ Er schüttelte die Faust wie ein in Zungen sprechender Freikirchenprediger. „Das ist die schwerste Übung, das Fürchten zugleich mit dem Lächeln ... zu lernen.“

Amen, sagte ich in Gedanken, und starrte andächtig in meine leere Teetasse, auf deren Grund sich ein wenig brauner, metallisch schimmernder Schaum gesammelt hatte.

*

Nachdem es schon beinah niemand mehr zu hoffen gewagt hätte, entschied sich das Wetter plötzlich doch noch, schlug um und wurde klirrend kalt, dafür aber endlich sonnig. Sofort rückte der junge Nichtsnutz

von gegenüber seine Hanftöpfe auf der Fensterbank ins rechte Licht. Etwas spiddelig sah das Kraut noch aus, aber hinter den ungeputzten Scheiben machte sich ein bißchen Grün recht nett.

Seit dem Konzert von Götterspeise im Palladium hatte ich Ribbeck nicht mehr zu Gesicht bekommen. Umso besser fand ich es, als Yvonne mir eines schönen Donnerstags ausrichtete, mein Freund habe uns zum Essen zu sich eingeladen.

Allerdings wollte meine Assistentin dieses Mal nicht mitkommen und bat mich, sie bei Ribbeck zu entschuldigen: Sie habe an dem fraglichen Abend bereits etwas vor. Sie wollte bei uns wohl den Eindruck erwecken, sie ginge mit einem neuen Verehrer aus; in Wirklichkeit hatte ich aber den dringenden Verdacht, es sei mal wieder Zeit für ihr allmonatliches Pokerkränzchen. Dessen Ausgang war am folgenden Tag mit großer Genauigkeit an Yvones Stimmung abzulesen. Übernächtigt und verkatert war sie in jedem Fall. Ob sie jedoch zickig war, schnippische Antworten gab und mit den Türen knallte, oder ob sie pfeifend und trällernd in die Mittagspause zog, um mit einer halben Stunde Verspätung und einem neuen Kleid wiederzukommen – untrügliche Zeichen, aus denen ich auf den Verlauf ihres Spieleabends schließen konnte.

Der Abend bei Ribbeck verlief gesittet und ruhig. Mein Freund hatte ein neues Küchengerät, eine Couscoussièrè, in der er unser Abendessen bereitete. Die Couscoussièrè war ein Prachtstück wie aus Tausendundeiner Nacht, das ich gebührend bewunderte. Ich erkundigte mich, woher Ribbeck sie hatte (vielleicht würde Bertram so etwas ja auch gefallen?). Sie war das Geschenk eines Onkels aus Damaskus gewesen, doch Ribbeck versprach, mich öfters zum Couscousessen einzuladen, damit ich wenigstens auf diese Weise an seinem Glück teilhaben könnte.

Nach dem Essen tranken wir einen Lachs, und ich berichtete ihm vom Stand meiner Ermittlungen, vor allem von der Yorikke. Ribbeck hatte unsere Beobachtung im Palladium vor allem wegen der damit verbundenen Enttäuschung längst abgetan, oder ihr jedenfalls keine weitere Bedeutung mehr beigemessen. Es überraschte ihn zu hören, was ich in der Zwischenzeit erfahren hatte, aber wenn ihm mehr dazu einfiel, so behielt er es wohlweislich für sich.

*

Es war noch gar nicht so spät, als ich Ribbecks Haus verließ, erst gegen halb zehn, aber Regen und scharfe Windböen verdarben mir den Appetit auf Bewegung an der frischen Luft. Ich hatte den Wagen am anderen Ende des Blocks stehen, und um nicht den ganzen Weg außenherum laufen zu müssen, machte ich am Fuß der Treppe kurzerhand kehrt und schlüpfte durch die Hintertür hinaus.

Im Gängegewirr der Hinterhöfe regnete es zwar auch, aber wenigstens war man hier etwas vor dem Wind geschützt. Gedämpfte undefinierbare Geräusche zeugten vom unverdrossenen Fortdauern irgendeiner Form von Leben. In den Stromleitungen sang der Wind.

Um eine stinkende Ecke bog ich in ein schmales Gäßchen ein, das auf der einen Seite von einem halb umgefallenen Wellblechzaun und auf der anderen von einer Backsteinmauer begrenzt wurde. Erst nach etwa fünfzig Metern war die Mauer von trüben, kniehohen Lichtluken durchbrochen. Jenseits des

Zaunes erhob sich ein hallenartiger Ziegelbau mit halbrund gewölbtem Dach, eine Fabrikhalle von vor den Kriegen wohl. Hinter der verglasten Front sah man ein sonderbares Wetterleuchten, das völlig lautlose Aufblitzen eines blendendweißen, grellen Lichtbogens, dessen Ursache ich mir beim besten Willen nicht vorzustellen vermochte.

Die Gasse war eng, viel zu eng eigentlich schon für die drei Gestalten, die mir vom anderen Ende her entgegenkamen. Ich nahm zumindest an, daß sie mir entgegenkommen würden, denn eine Tür oder ein sonstiger Ausgang aus dieser hohlen Gasse waren nicht zu sehen. Es lud nicht direkt zum Flanieren ein, zum Promenieren; kein Parkweg, auf dem man einander wohlherzogen Platz macht und dabei noch lächelnd den Hut zum Gruße lüpfte. Eine Möglichkeit, sich unverfänglich aus dem Weg zu gehen, war nicht in Sicht. Aber das sollte wohl auch nicht so sein.

Deswegen machte es mich mißtrauisch, als die drei, ohne ihren Schritt merklich zu verlangsamen, zwischen sich eine Lücke freimachten, als wollten sie gerade an diesem unwahrscheinlichsten aller Orte der Zuvorkommenheit einen Sitzplatz freimachen.

Ich beschleunigte deshalb meinen Schritt, um die unvermeidliche Begegnung möglichst kurz zu halten, aber es war zwecklos. Als ich zwischen ihnen durchging, rempelte mich der scheele W. an. Er zischte nur:

„Kein Platz hier für dich, Schnüffler.“

Seine zwei Kumpane nahmen mich unsanft in Empfang, und als ich schon zu Boden gegangen war, mit dem salzigen Geschmack im Mund und dem Gedanken, die Gliedmaßen irgendwie falsch zu halten, versetzte mir einer noch einen Tritt in die Nieren. Sie lachten, als sie davon gingen. Ein beständiger Regen strich mir die Haare aus der Stirn, und danach wurde es mit einem Mal sehr, sehr dunkel.

Am Ende halten sich beide Schalen genau die Waage

I have known since I was just a kid
I'm just a tourist in this life
She's been travelling since the day she was born
Now she travels as my wife

Ich hatte länger keinen Grund mehr gehabt, mich in der Nordstadt herumzutreiben, aber jetzt, wo die Suche nach Idaho mich hierherführte, befahl mich sofort das alte, verhaßte Gefühl. Es war zweideutig, vermischt mit Reue und Wehmut; und als ich durch die engen, zugeparkten Straßen mit den kleinen, baumbestandenen Plätzen hier und da irrte, fühlte ich mich, als sei ich nach langer Zeit zum ersten Mal wieder an die See gefahren: Ich roch das Meer, seinen Geruch von Jod und Salz, hörte sein gleichmütiges, unablässiges Rauschen, mit dem es die ganze Zeit meiner Abwesenheit nach mir gerufen haben mochte. Noch war es nicht zu sehen, aber hinter dieser Düne, nur noch dieser einen Düne, würde ich es wieder vor mir liegen sehen. Und diese Gewißheit machte mir das Laufen im lockeren Sand leichter. Das Meer würde ich wiedersehen ... das Meer!

Die Isegrimstraße war typisch für dieses Viertel: lauter verwohnte Jahrhundertwendehäuser und ein paar lieblose Nachkriegskästen dort, wo der Krieg der Häuserzeile mit roher Faust einzelne Zähne ausgeschlagen hatte. Die Straße wand sich lang und schmal durch viele Blocks, ohne einen einzigen Baum zu sehen, dafür Autos dicht an dicht. Ich parkte hinter der Josefskirche und lief die Isegrim einmal auf, einmal ab; aber ein blaues Haus konnte ich auf ihrer ganzen Länge nirgends entdecken. Die dunklen Schwingen des Zweifels begannen neben meinem Kopf zu rauschen. Entweder hatte man die Häuser unnummeriert, oder die Hausnummer, die Marschalek mir gesagt hatte, war einfach falsch.

Dafür fand ich immerhin drei Trinkhallen, die meiner Erfahrung nach als leidliche Touristeninformationen dienen konnten. In der ersten stand eine winzige alte Vietnamesin, die meine Frage nicht richtig verstand und mich dann kopfschüttelnd weiterschickte, als ich mich weder mit Bier noch Zigaretten zufriedengeben wollte. In der zweiten verkaufte ein Sachse, den ich kaum besser verstand als die alte Frau. Er erklärte mir, daß er noch nicht allzu lange in der Stadt lebe und mir nichts erzählen könne, was sich vor mehr als drei Jahren abgespielt habe. Von einem blauen Haus wußte er nichts. Er schien gleichwohl noch mehr erzählen zu wollen. Ich kaufte einen Big Red und machte, daß ich weiterkam.

Am dritten Kiosk aber lächelte mir das Glück in Gestalt einer zahnlückigen Frau, die nach eigenem Bekunden nur ein paar Straßen weiter aufgewachsen war und das Viertel von Kindesbeinen an kannte. Anscheinend hatte sie nie Gelegenheit, sich darüber auszusprechen, und war jetzt froh, in mir einen Dummen gefunden zu haben; ich bin sicher, sie hätte mir die Lebensläufe ihrer gesammelten Grundschulklasse zum Besten gegeben. Ohne etwas auszulassen. Aber ich fragte rundheraus, ob es in der Isegrimstraße jemals ein blaues Haus gegeben hätte?

Zu meiner Enttäuschung schüttelte sie sofort den Kopf.

„Nee ... sowas fällt mir nicht ein. Da vorne, am Immanuelkirchplatz, da ist ein rosanes Haus. Wo unten die Apotheke drin ist. Kati, kennst du hier ein blaues Haus? Der Herr fragt“ Und sie lehnte sich aus ihrer Bude heraus zu einer ältlichen Frau, die sich mühsam an dem Tresen aufrechthielt. Lag es an dem Bier, das sie schon intus, oder an den Krücken, die sie neben sich lehnen hatte – sie schwankte merklich. Es schwankte alles an ihr, ihr Blick, und auch ihre Worte, als sie sich bemühte, mich zu fixieren und mir eine Antwort zu geben:

„Blau! Naja ... kann von mir aus auch blau gewesen sein. Ham die Kinner angesteckt, danach war die Farbe egal. Is aber lange her ... da warst du noch so!“

Sie hielt die Hand waagrecht über den Boden.

„Ach jaaa“ Die Kioskbesitzerin hob die Hand an die Wange. „Stimmt ... mein Gott, das hab ich ganz vergessen. Die ganze Straße war voller Rauch, man konnte die Hand nicht vor Augen sehen, wie dichter Nebel war das. Das war eigentlich ein schönes Haus ... der Hausmeister war ein Trunkenbold –“, sie warf einen kurzen Blick auf Kati, „wie hieß der – Tausendfreund? Er war früher bei uns an der Schule.“

„Hundertmark.“ berichtigte Kati und warf ihre leere Bierbüchse in den Mülleimer. „War der Schwager vom Wirt vom Gambrinus. Hat da zuviel Kredit gehabt, der.“ Sie sah mich an, als bemerke sie mich zum ersten Mal. „Ham Sie mal ´n bißchen Kleingeld für mich?“

Der Kioskbesitzerin war das peinlich. „Kati, laß mal – du kriegst nachher noch ´n Korn.“ Sie kam aber wieder darauf zurück, denn es war ihr wichtig, daß ich sie als verlässliche Zeugin in Erinnerung behalten sollte.

„Hundertmark“, wiederholte sie. „So ein Taugenichts von einem Kerl, aber eine Frau wie Gold und fünf süße Kinder. Tja!“ Sie fegte einen unsichtbaren Fussel von dem Stapel Zeitungen, die im offenen Fenster ihres Karbäuschens lagen. „Wie Kinder eben sind, eines Tages kokeln sie rum, und das schwelt dann weiter, und in der Nacht fängt´s an zu brennen. Gegen Morgen aber erst, als es schon wieder hell wurde!“ Sie schüttelte den Kopf. „Neinein. Den Tag wurde es gar nicht richtig hell. Auf dem Schulweg haben wir´s gesehen, die Feuerwehr hat ja das ganze Viertel abgesperrt, und wir mußten einen Umweg gehen. Den Geruch hab ich heut noch in der Nase, und diese Hitze – diese Funken, die da rauskamen –“

„Gab es Tote?“

Die Frau sah mich verständnislos an. „Naja – unterm Dach wohnten ein paar junge Leute, Hippies oder so, würde ich sagen, aber nicht von hier. Die wurden auch alle mit der Drehleiter rausgeholt. Bloß ein Mädchen hatte wohl so – von dem Qualm, wissen Sie – eine Rauchvergiftung. Die ist dann glaube ich nach ein paar Tagen im Krankenhaus gestorben. Soll eine Musikerin gewesen sein“

„Ja“, sagte ich. „Eine Banjospielerin, aus der Schweiz.“

*

Vorm Einschlafen hatte ich schon so teuflische Magenschmerzen gehabt, so daß ich entgegen meiner sonstigen Angewohnheit nicht einfach die Augen zumachen und wegschlummern konnte, sondern mich von einer Seite auf die andere wälzte und erst nach einer Stunde im Vorzimmer des Schlafes in das wirre Durcheinander aus Wachen und Träumen verfiel, aus dem man nur noch zerschlagener und erschöpft zu sich kommt.

Mitten in der Nacht lag ich schweißklamm und mit einem Alpdruck auf der Brust wach da. In meinen Eingeweiden glühte noch immer der Schmerz, aber der Alpdruck war ... Cheops!

Mein innerer Hund hatte Cheops' getigerten Körper von Weißwandreifen zusammengefahren gesehen, in einer Alditüte in der Ecke eines ausgestorbenen Hinterhofes, in dem Gestrüpp eines Abbruchgeländes verscharrt. Nur mit Mühe und Not hatte ich es mir verkniffen, Yvonne nach jemandem zu fragen, der eine junge Katze übrig haben könnte. Soweit war es in meiner Treulosigkeit bereits mit mir gekommen, daß ich schon über einen Namen für den Neuen nachgedacht hatte – möglicherweise hätte ich dann einen Echnaton gehabt. Aber das konnte ich nun aus dem besten aller Gründe knicken.

Ohne Licht machen zu müssen, merkte ich, daß der gute Cheops lange nicht mehr satt zu fressen gehabt hatte. Sein zerzaustes Fell fühlte sich stumpf und struppig an. Er roch erbärmlich nach einer alten Wunde, die nicht heilen wollte.

„Runter mit dir, Flohsack.“ sagte ich zu ihm und schubste ihn vom Bett. „Scher dich weg“ Aber das sagte ich nur, damit ich aufstehen konnte. Mehr war sinnlos. Im Dunkeln hörte ich ihn maunzen wie früher, als ich einmal versucht hatte ihm klarzumachen, wer von uns beiden der Herr im Hause sei, indem ich ihm das Futter unmißverständlich vor die Tür gestellt hatte. Das Maunzen verfehlte jetzt ebensowenig seinen Zweck wie damals. Das Tier muß was zu fressen haben, Nick. Von dir. Dem Herrn über Dosen und Öffner.

Mit halbgeschlossenen Augen und vermittels des Tastsinnes an Händen und Füßen schleppte ich mich fügsam in die Küche. Das Klickern von Krallen auf blankem Holzfußboden folgte mir in sicherem, aber nicht zu großem Abstand. Ich lächelte. Vor der Spüle ließ ich mich auf alle Viere nieder und suchte im Schrank nach etwaigen Katzenfutterreserven, während der Struppige um mich herumstrich, um nur ja nicht zu verpassen, was ich aus dem Durcheinander von Farbresten, Wurzelbürsten und Scheuersand zutage fördern konnte.

Da waren immer noch exakt dieselben fünf Dosen, die ich von unserem früheren Hausmeister geerbt hatte, als er ins Altersheim gezogen. Fünfmal Rinderleber, wie pervers! Ich seufzte. Cheops würde sowas nicht anrühren, und ich konnte es ihm nicht einmal verdenken. Ihn gelüstete es nach etwas Besserem; er wollte gutes, japanisches Katzenfutter, Sushi Marke Errötende Tigerblüte.

So schickte ich mich in das Unvermeidliche. Ein kleiner Spaziergang konnte nie schaden, außerdem brauchte ich selber dringend Milch und Bullrichsalz. Also hängte ich mir ein paar Kleider um und stakste runter in den Rund-um-die-Uhr-Laden vom Großen Kim und seinem Neffen, dem Kleinen Kim. So wurden sie der Einfachheit halber, wenn auch nicht ganz treffend, genannt: In Wirklichkeit war der Neffe ein gutes Stück länger als sein gebeugter, verhutzelter Onkel. Sie betrieben gemeinsam einen klassischen

Tante-Emma-Laden, in dem sie praktisch alles feilboten, was die Leute im Viertel zum täglichen Leben brauchten. Auch japanisches Katzenfutter.

Um diese Zeit – zwischen drei und vier Uhr morgens – war der Laden bis auf seine Inhaber menschenleer. Der Kleine Kim saß hinterm Tresen und sah sich in einem winzigen Schwarzweißfernseher, dessen Antenne er alle naselang neu ausrichten mußte, ein Eishockeyspiel an. Der Große Kim hatte für eine Weile aufgehört, die Regale nachzufüllen und aufzuräumen (die Dosen in Reih und Glied, die Plastiksäckchen Naht auf Naht wie das gefaltete Bettzeug im Wäscheschrank einer frommen Witwe); er saß auf einem unausgepackten Pappkarton und döste vor sich hin, das Kinn auf der Brust und eine koreanische Zeitung aufgefaltet auf den Knien. Ich hatte ihn nie ein Wort Deutsch sprechen gehört; ihn nie außerhalb seines Ladens gesehen. Und wer weiß, ob ich ihn in ungewohnter Umgebung überhaupt wiedererkannt hätte, so sehr war sein kleines zerknittertes Gesicht für mich ein Teil seines Ladens.

Keiner, der noch nie einen koreanischen Lebensmittelladen von innen gesehen hat, weiß, was peinliche Ordnung und Sauberkeit sind. Mag aber sein, daß es einfach in der Familie lag. Sie müssen die Hälfte der Haushaltsreiniger, die sie im Laden hatten, zum Wienern und Bohnern desselben benutzt haben – die Frau des Kleinen Kim war nie anders als putzenderweise zu sehen. Ich glaube, sie wohnten auch in dem Laden, oder in dem Anbau dahinter, kaum mehr als einem Verschlag. Da sie ihr Geschäft niemals außer zum koreanischen Neujahr schlossen, brauchten sie keine separate Wohnung.

Immer noch im Halbschlaf sammelte ich Bullrichsalz, Milch und drei Dosen Errötende Tigerblüte ein und schlepte mich an die Kasse. Dort stand inzwischen Lena die Schreierin, eine Stadtstreicherin, die man in unserer Gegend häufiger sah. Aus nicht ganz geklärten Gründen hatten der Kleine Kim und sie eine Art von Nichtangriffspakt; eine Abmachung, derzufolge sie sich nachts im Laden aufwärmen durfte, wenn sie sich tagsüber nicht krakeelend davor postierte. Kim sprach nie ein Wort mit ihr, wenn Dritte zugegen waren, aber ich glaubte doch, daß er Lena zumindest zeitweise durchfütterte.

Als er mich mit dem Katzensushi anrücken sah, grinste der Kleine Kim von einem Ohr zum anderen, ohne daß in seinen Augen ein Fünkchen Lächeln gewesen wäre.

„Katze wieder da?“ fragte er.

„Nein“, antwortete ich patzig. „Bin selber auf den Geschmack gekommen.“ Ich wußte, daß es ein schlechter Witz war. Er kam dementsprechend auch nicht die Spur von rüber.

Lena hatte eine der Dosen in die Hand genommen und mit Kennermiene die Buchstaben auf dem Etikett entziffert.

„Gibt Schlimmeres ...“, meinte sie seelenruhig. „Rinderleber zum Beispiel.“

„Stimmt“, pflichtete ihr der Kleine Kim bei. „Sowas würde ich meinem Hund nicht vorsetzen.“ Er ließ wieder seine Automatenlache hören.

„Hm“, brummte ich, „bis wir auf den Hund kommen, dauert’s hoffentlich noch ein Weilchen.“ Ich zahlte und verschwand.

Im Fahrstuhl nach oben zu meiner Wohnung dachte ich, nein ... so weit sind wir noch nicht ... aber wir nähern uns. Wir nähern uns fix.

Als ich die Tür aufschloß, blinkte das Lämpchen am Anrufbeantworter. Ich drückte auf die Abhörtaste und lauschte gespannt. Durch meine Kleider fühlte ich die eisige Kälte der Milchflasche, von der meine Hand ganz taub wurde. Aber mein Herz setzte einen Schlag lang aus, als ich vom Band Palomas Stimme hörte. Ich mußte ihre Nachricht erst dreimal hören, bevor ich sicher war, daß sie erst vor kurzem auf's Band gesprochen worden war. Aber es stimmte, sie war zurück; und ich sollte sie anrufen. Es klang kühl wie immer – so, als ob es ihr damit nicht besonders eilig wäre, eigentlich fast egal.

Meine Magenschmerzen ließen schlagartig nach, aber meine Hände begannen zu zittern wie verrückt. Ich fütterte Cheops noch, doch es dauerte eine Ewigkeit, bis ich die verdammten Dosen aufgekriegt hatte; ich trank ein paar Schlucke Milch und bekleckerte mich dabei, weil ich die großmäulige Milchflasche nicht einen Augenblick lang ruhig halten konnte. Mein Herz ging schwer wie ein Mixer in zähem Teig; ich hatte das Gefühl, keine Luft zu kriegen. Als ich im Bett lag, schien mich mein Herzschlag einen halben Meter über der Matratze in der Schwebelage zu halten, und die Wände wankten und drehten sich um mich herum; sobald ich jedoch die Augen schloß, fing ich an mich selber an zu drehen. Ich wünschte mir, kardanisch aufgehängt zu sein. Mein ganzer Körper war so elend und so wach, daß es wehtat, doch in meinem Kopf herrschte eine entsetzliche Leere, in der jeder Schritt endlos nachhallte.

Ich hatte zu lange auf Paloma gewartet. Ich konnte mich nicht auf sie freuen, weil ich wußte, daß sie meine Sehnsucht doch nie erfüllen würde.

*

Am nächsten Abend duschte und rasierte ich mich; die Rasierklingen waren stumpf wie immer und ich schnitt mich doch. Ich fuhr zu ihr. Sie war den ganzen Tag über nicht ans Telefon gegangen, aber das hieß nichts. Paloma gehörte nicht zu den Leuten, die ein Telefonklingeln als unausweichliche Aufforderung zur Kommunikation auffassen. Sie hatte es ignoriert, wie eine Tote geschlafen, oder gerade ein heißes Bad genommen. Aber wahrscheinlich war sie überhaupt nicht zuhause gewesen, sondern auf Achse, irgendetwas erledigen, irgendjemanden treffen. Ich parkte an der Ecke vor ihrem Haus, ging hinauf in den dritten Stock und klingelte ausgiebig an ihrer Tür. Nichts rührte sich. Ich klopfte und rief ihren Namen.

„Paloma! Ich bin's, Nick, – mach auf ...!“

Irgendwo im Haus stritten sich zwei. Schüsse fielen. Hoffentlich war es nur eine Glotze, die über eine voll aufgedrehte Stereoanlage lief.

„Palooma!“

Nichts. Es kam niemand an die Tür. Niemand lauschte, oder schob die Riegel zurück. Niemand machte auf. Ich klopfte fester.

„Palo-maaa! Mach doch auf, verdammt noch mal!“

Hinter mir wurde verstohlen eine Tür geöffnet. Im Halbdunkel des Türspalts wurde eine zierliche Person mit dunklem Pagenkopf sichtbar, halb Frau, halb Kobold: Palomas Nachbarin.

„Sie ist vor einer Stunde weggegangen“

„Alleine?“

„Nein.“ Die zierliche Person zögerte einen Moment. „Sie war in Begleitung. Sicher kommt sie nicht vor morgen mittag zurück. – Soll ich ihr etwas ausrichten, Herr Duvivier?“ Sie sah mich zweifelnd an, als sei sie von ihrem Angebot selbst nicht ganz überzeugt.

„Vielen Dank nein, nicht nötig.“ Mir war schwindlig. Der dunkle Pagenkopf zog sich zurück in das Dunkel, aus dem er so scheu erschienen war, und die Tür schloß sich augenblicklich mit einem diskreten Geräusch.

Als ich auf dem Rückweg an einer Telefonzelle vorbeifuhr, kehrte schlagartig mein Bewußtsein zu mir zurück. Ich stieg in die Eisen. Schon nach dem dritten Klingeln war die Samtstimme dran.

„Machstn heut abend, Yvonne? Haste schon was vor?“

„Mmh ... nö, nicht direkt. Wieso fragst du?“ Sie klang gereizt. „Aber eins sag ich dir gleich – wenn du angerufen hast, um deine Saulaune an mir auszulassen, kannst du gleich wieder auflegen. Die letzten Tage im Büro haben mir dicke gereicht.“

„Jaja, gib´s mir, gib´s mir nur.“ Ich überlegte, ob ich meinen Entschluß bedauern und das Ganze verwerfen sollte, besann mich dann aber anders. „Laß stecken, Bella, ist ja schon gut. – Ich hab was gut-zumachen bei dir und dachte – bist du überhaupt alleine?“

Ihr Lachen brachte mein Herz zum Springen. „Wenn ich nicht noch einen im Schrank stehen habe, von dem ich noch nichts weiß, ja. Kannst zwei Pizzas und was zum Nachtsch mitbringen, ich deck schon mal den Tisch.“

„Du bist und bleibst die Beste. Ich raube einen Pizza-Inder aus und komme schnurstracks zu dir geflogen, okay?“

„Immer mit der Ruhe kommt der Opa in die Schuhe, Supermann, flieg nicht zu tief. Es hat so viele Antennen auf den Dächern dieser Stadt“

Der Weg zu Yvannes Haus war lang, aber unsere gemeinsamen Erinnerungen reichten noch weiter. Ich hatte genug Zeit, alles zu vergessen, oder vielleicht wurde es mir auch nur einfach egal, tätowierte Strichcodes und teuflische Magenschmerzen und Leute, die spurlos verschwanden. Leute wie Paloma.

Es blieb sogar noch genügend Zeit, sich den Kopf über ein unscharfes Bild zu zerbrechen, das Yvonne am Morgen aus ihrer Handtasche gezogen hatte, oder besser gesagt: gezückt, als sie zwei Stunden später als sonst im Büro erschienen war. Ein dunkler Fleck, zwei kaum wahrnehmbare weiße Kreuzchen an einem helleren Fleck, drumherum alles weißes Rauschen. Kryptische technische Angaben am oberen Rand, daneben das Datum und Yvannes Name. Auf den Wangen meiner Geliebten hatte ein flüchtiger rosenfarbener Hauch gelegen; wenn die aufgehende Spätwintersonne über den First unseres Hauses gestiegen ist und die weiße Hauswand gegenüber minutenlang rosa und golden färbt.

„Na und?“, hatte ich verständnislos und wahrheitsgemäß gefragt. „Was soll das sein? Noch eine vermißte Schulfreundin?“

„Freust du dich nicht?“ Yvonne hatte übers ganze Gesicht gestrahlt. „Es ist fünf Wochen alt! Sieben Millimeter lang! Der Arzt hat schon sein Herz schlagen gehört“

Ich rieb mir die Augen. Wo um alles in der Welt! Wachen? Träumen? In dem Bachgrund, im Gras, auf Laub vom vorigen Jahr, beim murmelnden Wasser, im Schatten hoher, kahler Bäume, neben dem klei-

nen Bach. Ihr Kopf auf einem Kissen aus Moos, ihre Wangen von der tiefstehenden Sonne eben berührt. Wachen!

„Ich dachte –“

„Denk nicht.“ Yvonne hatte das dünne Stück Papier mit einem glücklichen Gesichtsausdruck betrachtet, als sei darauf ein geliebtes, lange vermißtes Antlitz zu sehen. Doch es war nur der Rest ihres ganzen Lebens, oder wenigstens hoffte sie es. „Zuviel Denken macht dumm.“ Sie hatte mich umarmt und an sich gedrückt, und im selben Moment hatte ich angefangen, mich schrecklich und unbändig auf etwas zu freuen, das ich überhaupt nicht absehen konnte.

Im Radio spielten sie immer noch ‘I said hey Joe/Where you gonna run to now? – Well I’m goin` down south/Way down Mexico way.’

Ich sang die letzte Strophe aus voller Kehle mit, aus vollem Herzen. Der Tod dauert nur einen kurzen Moment, aber er kommt nicht so leicht, und nicht, wenn man es wünscht. Das Leben aber dauert lange ... zu lange, um sich zu vergeuden. Genauso gut kann man versuchen, es mit Würde auszuhalten. Zu leben. Bevor man versucht, in Würde zu sterben. ... and there ain’t no hangman/Gonna put no noose `round me/Oh no.

*

Eines schönen Tages mußte ich dann doch den großen Schrank auf dem Dachboden ausräumen und mir seinen Inhalt genauer ansehen. Er enthielt lauter altes Zeug; Sachen, die man für gewöhnlich nur deshalb aufhebt, weil man einen Platz hat, an dem man sie aufheben kann. Nichts zwingt einen so unerbittlich zu Ordnung und Übersicht wie häufige Umzüge oder eine kleine Wohnung. Wenn man nicht dem irrigen Glauben anhängt, begrenzter Raum mache die Ordnung überflüssig. Meine Wohnung war nicht gerade das, was man klein nennt; und ich bewohnte sie seit über zehn Jahren, folglich platzte sie allmählich ein bißchen sehr aus allen Nähten. Der Umzug bot einen willkommenen Anlaß, allgemein auszumisten, und ich fing mit dem Schrank auf dem Boden an.

In einer alten Besteckschachtel der WMF fand ich eine Handvoll zusammengebackener Fotos, die es aus irgendwelchen Gründen nicht bis in den Papierkorb geschafft hatten. Ich blätterte den ganzen Päckchen flüchtig durch. Sie waren nicht besonders kunstvoll; noch zeigten sie etwas, das mir auf den ersten Blick als erinnerenswert ins Auge gesprungen wäre. Straßenszenen, mit chinesischen Wasserfarben wirklichkeitsfern koloriert – ein vorübergehender Zeitvertreib von mir – mißlungene Schnappschüsse von diversen Leuten, fremden wie bekannten, ein rußgeschwärztes Autowrack aus allen erdenklichen Blickwinkeln, und anderes belangloses Zeug. Ich warf die ganze Schachtel in den Müll.

Sicher hatten diese Bilder einen Bezug zu einer lange zurückliegenden Begebenheit, eine Bedeutung für mich; sonst hätte ich sie wohl kaum so lange aufgehoben. Aber der Zusammenhang, in dem sie standen, war mir abhanden gekommen – oder so schien es mir. Anfangs war er mir klar gewesen, jetzt hatte ich nur noch Fotos. Und das, woran sie hatten erinnern, worauf sie hatten verweisen sollen, lag unter einem Haufen von Zeit begraben.

Aber die Bilder gingen mir nicht aus dem Sinn, und drei Tage später fischte ich sie wieder aus dem Altpapier. Sie ließen mir keine Ruhe; ich hatte versucht, das ausgebrannte Auto irgendwo in meinem Gedächtnis unterzubringen, es wie ein überzähliges Kleidungsstück an einen freien Haken zu hängen, aber ohne Erfolg.

Erst ganz zuunterst in dem Päckchen lag die Fotografie einer Frau, die mit übereinandergeschlagenen, angezogenen Beinen unter freiem Himmel an einer Stelle saß, die wie ein mit welchem Laub bedeckter Abhang aussah. Nur am oberen Bildrand war ein schmaler Streifen Himmel zu sehen, Baumstämme, am Boden ein Gewirr herabgefallener Äste. Die Frau trug lange Hosen, ein dunkles Männerhemd. Sie saß auf einer ausgebreiteten Jacke, und obwohl ihr aufs Knie gestützter rechter Unterarm und die ihn umfassende freie Linke dem Betrachter den unmittelbaren Blick auf ihren Körper verwehrten, gleichsam verschlossen, war ihr Blick direkt in die Kamera gerichtet, ihr friedlich lächelndes Gesicht sah mich ohne jede Scheu an. Hier bin ich, sagte Margone. Immer gewesen. Was willst du eigentlich?

Was hart war, wird nachgiebig, und was weich, stark. Das Hohe kommt herunter, und das Niedrige wird erhoben. Was spitz war und voller scharfer Kanten, wird rund und glatt, und was ohne Ausdruck war, bekommt sein eigentümliches Gepräge. Wer blind war, öffnet eines Tages die Augen, die unnützen Schwätzer halten endlich den Mund. Die Furchtsamen sind voller Zuversicht, und wer alles begriffen zu haben glaubte, wird demütig und bescheiden, denn am Ende gibt es keinen Unterschied mehr, nicht einen einzigen. Ich muß gar nichts, und nichts vermag ich. Die Tage kommen und gehen ohne mein Zutun. Wenn eines Tages alles gewogen wird, halten sich beide Schalen genau die Waage.

Epilog

Der Traum an sich war simpel, keine Personen, keine Handlung. Es war immer das gleiche. Außer mir kam niemand darin vor, und ich war genau wie im wirklichen Leben – ein Kind von sieben oder acht Jahren.

Ich bin in meiner gewohnten Welt; ich gehe die Straße hinunter, in der ich wohne, meinen täglichen Heimweg. Eine unscheinbare Gegend, der ich tagsüber keine weitere Beachtung schenke und die auch im Traum nichts Bedrohliches an sich hat, zumal ich mir so sicher bin: Ich gehe nach Hause. Ich gehe nach Hause. Bei jedem Schritt, so fraglos selbstverständlich wie die Bewegung meiner Füße: Ich gehe nach Hause.

Diese Gewißheit ist wie ein großes Transparent quer über die ganze Straße gespannt. Alles ist wie sonst. Die lange Friedhofsmauer aus rußgeschwärztem Backstein, das einzige ältere Bauwerk im ganzen Viertel, das Hotel an der Ecke, in das man nie geht, die vierstöckigen Mietshäuser, in denen viele meiner Klassenkameraden wie in einer gänzlich anderen Welt wohnen, die klobigen Einfamilienhäuser mit ihren beschnittenen, verstümmelten Gärten, die Laternenmasten aus Beton – alle sind Wegmarken auf meinem Nachhauseweg. Bei jedem Schritt weiß ich, daß meine Mutter zuhause sein wird, die ich am Morgen heulend verlassen habe, aus Angst vor dem Tag, vor den Kindern, die mich hänseln und an den Haaren ziehen, vor dem Zuspätkommen, dem verwaisten Schulhof, den ich allein überqueren muß, den verlassenen Gängen, von denen nur einer in das gefürchtete, rettende Klassenzimmer führt. Das Schreckliche ist für heute überstanden, meine Mutter ist zuhause, und damit wird alles gut.

Da sind die Garagen. Wir haben keine, wieso eigentlich nicht? Das ist das Haus von Leisis, aber man spricht nie mit ihnen, sie sind ein bißchen putzig. Der Briefkasten ist an der Ecke. Das Haus von Dschangs, die uns hin und wieder Kirschen schenken und Eis und Bier verkaufen. Ihr Haus ist voll von Geheimnissen, es riecht kühl und süß darin, und man fragt sich jedesmal, wie es wohl von innen ist? Aber man kann nicht hinein und wird es daher nie erfahren und bleibt auf die Zeichen angewiesen. Man kann nur versuchen, sich etwas vorzustellen.

Und hier ist das Haus, in dem die Nachbarn wohnen. Ich spiele mit Meike, die ist frech; mit Enno nur selten, er ist noch frecher. Wir machen Hundehaufen aus Kalamatsch mitten auf den Fußweg, legen uns hinter der niedrigen Hainbuchenhecke bäuchlings ins hohe Gras und warten, bis jemand kommt. Der wird dann die Nase angewidert rümpfen und mit einem unterdrückten Fluchen einen großen Bogen um den vermeintlichen Hundedreck machen. Und wir werden uns vor Anstrengung winden, nicht auf der Stelle laut loszuprusten vor Lachen.

Das Haus der Nachbarn ähnelt unserem. Man weiß, wo die einzelnen Zimmer sind, und wie sie ungefähr aussehen, aber sie haben andere Möbel und Sachen darin und sind überhaupt anders als wir. Ihr Haus riecht fremdartig. Ihr Haus und Zuhause sind zwei völlig verschiedene Orte.

Und als ich um die Ecke biege und an Meikes und Ennos Haus, der Nr. 14, vorbeigegangen bin, ist unser Haus nicht mehr da.

Wohl steht eine Birke mit zweigeteilter Krone da, wohl liegt der Eingang in grünlichem Schatten zwischen Rhododendron und Mahonie verborgen, aber es ist nicht unser Haus. Die Hausnummer stimmt auch nicht: Auf dem quadratischen Emailleschild steht eine 18.

Mein Haus, in das ich zurückkehren wollte, ist verschwunden, und mit ihm alle, die darinnen waren. Aber wohin? Keine Kreideschrift an der Mauer verrät es. Sie hätten mich doch nicht vergessen, wenn sie fortgegangen wären, mich doch nicht ganz alleine hier zurückgelassen, ohne ein einziges Wort ... wo sind sie hingegangen? Ist keiner mehr hier; bin ich es denn, der als einziger übriggeblieben ist – der die Geschichte jetzt erzählen muß?

Und warum muß ich so weit weg von euch allen sterben, ganz allein?

Inhalt

Prolog	3
... dem der Geifer aus dem losen Maule troff	6
Es war ein Puderpinsel	11
Wo du hingehörst!	15
Ein Freund von mir hatte früher dort gewohnt	23
Als sie sich beide ihrer absoluten Endlichkeit bewußt waren	30
... und machte mich davon	36
Wer die schlafenden Hunde weckt, den fallen sie an	43
Schwanden mir die Sinne	47
Prof. Dr. Dr. Ivor Pjassawa	54
Und ich habe versagt	62
Ipapanelómama	73
Weil es gehen muß	78
Ich hatte an dem Abend noch nichts vor	83
Zum Fenster hinaus	94
Es ließ sich meistens vermeiden	105
Und genau das war sie	114
Danach wurde es mit einem Mal sehr, sehr dunkel	120
Am Ende halten sich beide Schalen genau die Waage	130
Epilog	138

Die Autorin dankt insbesondere Hardy Krüger für die erste Anregung sowie Tanja Dückers und Ulrike Henderson für ihre Anmerkungen zur endgültigen Fassung des Manuskripts.

Caroline Hartge, geboren 1966 in Hannover, lebt in Garbsen.

Ptolemain/Die Narrative Maschine. Zwei Erzählungen. Dresden 1995.

Totem. Gedichte. Ostheim/Rhön 1996.

Aufklärung in 7 Kapiteln. Gedicht. Dresden 1999.